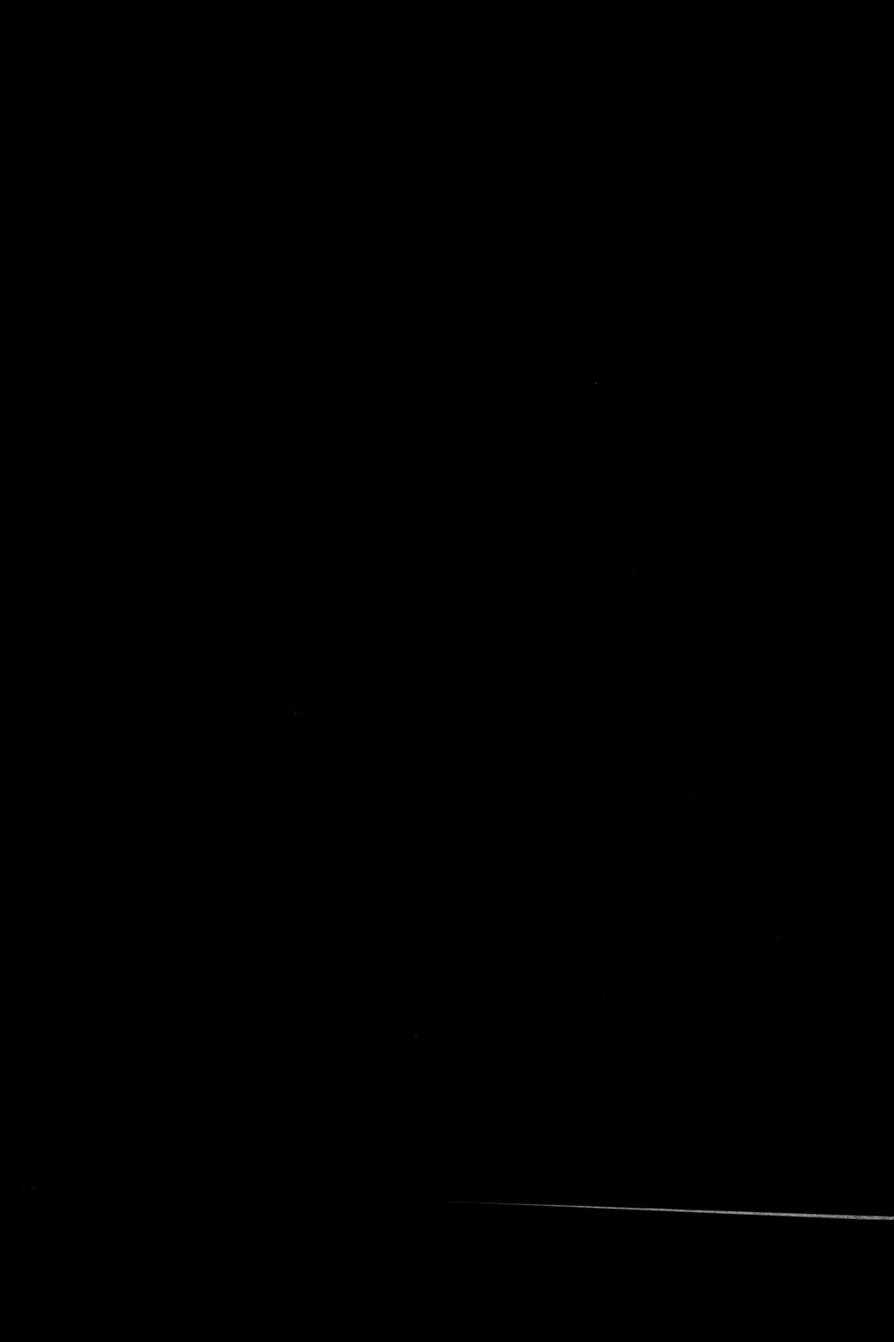
Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.





Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Sechster Band.

Phantasiestücke.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Phantasiestücke

von

Heinrich Seidel.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

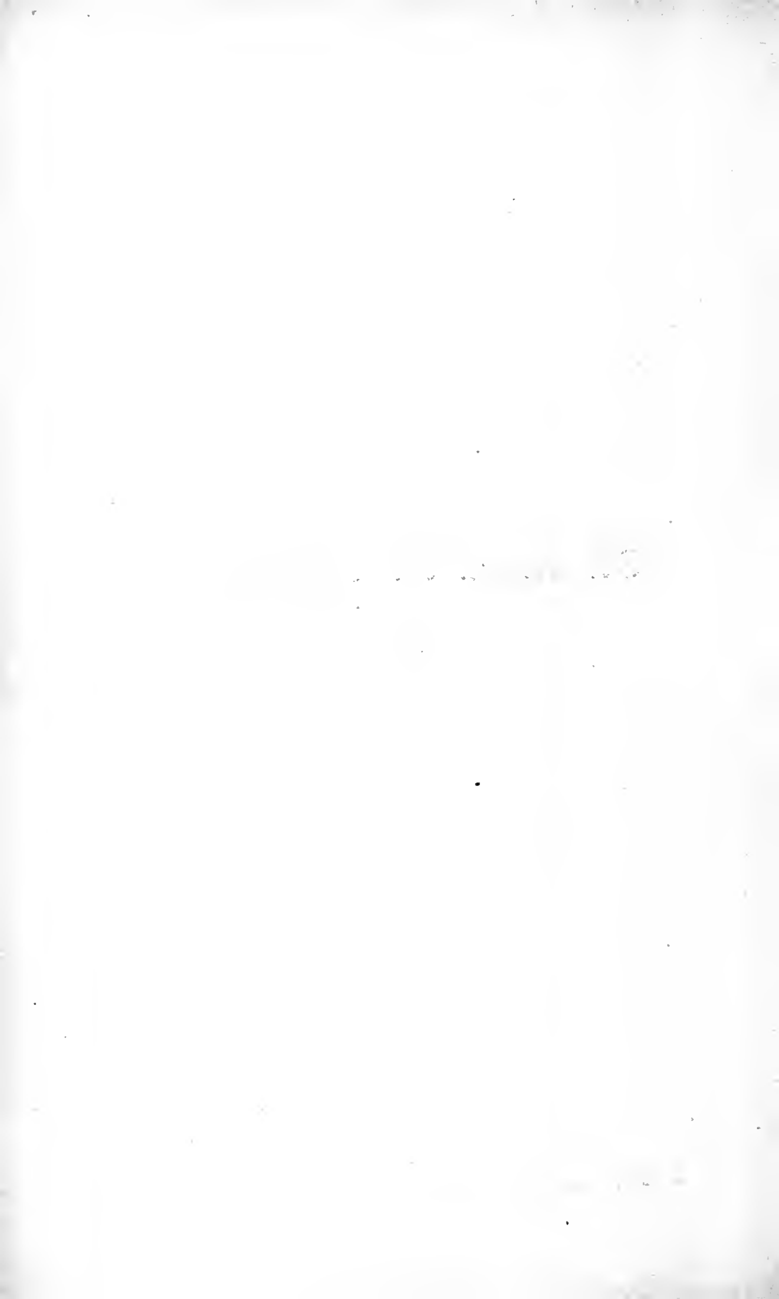
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Mit Augen des Geistes leibhaft Gesehenes
Ist oft wahrer, als wirklich Geschehenes!

Die Augen der Erinnerung.





I.

Der Fabrikant Adolf Berning hatte das Unglück, in seinem besten Mannesalter, im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens, gänzlich und unheilbar zu erblinden. In einem thätigen, an Mühe und Arbeit reichen Leben hatte er so viel erworben, um sorgenfrei und behaglich leben zu können. Er fand sich in sein Schicksal, verkaufte seine Fabrik und behielt nur in der Nähe sein Landhaus mit einem ausgedehnten Garten und Park, was alles er selber im Laufe der Jahre liebevoll gebaut und angelegt hatte. In der unfreiwilligen Muße, die ihm nun reichlich zu teil wurde, erwachten allerlei sonst durch notwendige Berufsarbeiten zurückgedrängte Neigungen und Liebhabereien in ihm. Insonderheit kam ein Stückchen vom Poeten, das in ihm steckte, nun zum Durchbruch. Wenn man das Leben genauer betrachtet, wird man öfter finden, daß Menschen, die scheinbar in einem nüchternen und praktischen Berufe aufgehen, ganz in der Stille in einer Ecke ihres

Gemütes einen ganz romantischen, ja manchmal phantastischen Blumenwinkel pflegen. So war es auch mit Berning gewesen, und nun, da das Kartoffelland der täglichen, angestrengten Berufsarbeit nicht mehr beackert zu werden brauchte, konnte sich dieser Blumenflor weiter verbreiten und sich farbig und vergnüglich ausblühen. Adolf Berning hatte stets trotz seiner auf scheinbar so nüchterne Dinge gerichteten Thätigkeit eine ausgesprochene Vorliebe für das Phantastische gehabt. Ob diese noch aus seiner Kinderzeit stammte, oder wie sich das entwickelt hatte, wußte er nicht, jedoch liebte er es überaus, sich in seinen so spärlich bemessenen freien Stunden in die Welt heiterer Phantasiespiele zu vertiefen, und Zeugnis davon gab eine stattliche Märchen- und Sagenbibliothek, die er im Laufe der Zeit zusammengebracht hatte. Da waren die Märchen der Tausend und einen Nacht in verschiedenen Ausgaben nebst anderen orientalischen Sammlungen, darunter auch das vortreffliche „Rosenöl" des Freiherrn von Hammer-Purgstall, da fehlten nicht indische und japanische Märchen, sowie Lucian und Apulejus, die antiken Märchenpoeten, und allerlei derartige Sammlungen der verschiedensten Völkerschaften. Ganz besonders war natürlich Deutschland vertreten, das ja reich an Sagen, Volks- und Kunstmärchen ist. Als ein ernsthafter und praktischer Mann, der Berning war und sein wollte, schämte er sich zu gestehen, daß ihn eine rein poetische Teilnahme, eine sozusagen kindliche Freude an der Sache zu diesen Dingen zog, und hatte darum zuweilen die

Schwäche, ein wissenschaftliches Interesse vorzuschützen. Denn unter dem Vorwande der wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes darf man sich in Deutschland mit dem allerelendesten Quark beschäftigen, ohne befürchten zu müssen, seiner Würde etwas zu vergeben.

Er hätte sich dessen nicht zu schämen brauchen, greifen doch die ersten Dichter zum Märchen, wenn sie das Lieblichste und Tiefste auszusprechen haben, wenn sie frei die Flügel im Sonnenlichte schwingen wollen, unbehindert von den Fesseln irdischer Möglichkeit. Was ist die Odyssee anders, als ein Märchen, was das Nibelungenlied! Die höchste Blüte der germanischen Poesie, der Faust, ist ein Märchenspiel und das tiefsinnige Schwanenlied des gereiften Shakespeare war ein Märchen, der Sturm. Und nicht der ist ein wahrhaft realistischer Dichter, der das Leben abschreibt, wie es ist, sondern der, der wirklich geschautem Leben etwas vom Glanz und Schimmer oder auch von dem grusligen Schauer des Märchens zu verleihen weiß. Deshalb sage ich, das Höchste leistet die Dichtkunst nur auf dem Gebiete des Märchens.

Adolf Berning konnte und wollte natürlich nicht so hoch hinaus. Aber waren ihm schon früher mitten zwischen dem Schwirren der Riemen, dem Rasseln der Räder, dem Knirschen der Feilen und dem taktmäßigen Fauchen der Dampfmaschine allerlei liebliche Bilder gekommen von stiller Waldeinsamkeit, wo schimmernde Nixen im Mondschein aus dem schwarzen Waldsee auftauchten, und hatte es ihn schon damals

oft gerufen wie ferner Waldhornklang, so drängten sich jetzt, da sein äußeres Auge erloschen war, die farbigen Gestalten seines Innern lebendiger hervor und allerlei Träume und Ahnungen verdichteten sich zu leuchtenden Bildern. Er begann in stillen Abendstunden seiner Frau dergleichen zu diktieren, und so wurde aus dem sehenden Geschäftsmann ein blinder Märchenpoet.

II.

Berning hatte keine Kinder, doch liebte er diese, und sein Haus war ein beliebtes Ferienquartier für allerlei jugendliches Volk aus der Verwandtschaft. Doch auch außer der Ferienzeit fehlte es nicht an jungem Besuch. So traf auch einmal im Juni ein munteres, schlankes, siebzehnjähriges Persönchen ein, eine Nichte, die wegen der Entfernung ihres Wohnortes noch nie dort gewesen war, nun aber zum erstenmal einen weiteren Ausflug in die ihr so neue Welt zu dem unbekannten Onkel unternommen hatte. Die Kleine war nicht wenig verwundert, als am Tage nach ihrer Ankunft die Tante nach dem Frühstück zu ihr sagte: „So, Aennchen, nun hole deinen Hut und deinen Sonnenschirm; der Onkel will dir die Gegend zeigen.“ Anna sah die Tante zögernd an; da diese aber nur ein wenig lächelte, so that das Mädchen, was ihm geboten war. Berning stand schon vor der Thür mit einem langen Stabe in der Hand, der wie ein Bergstock anzusehen

war. Die Nichte wollte ihm den Arm reichen, um ihn zu führen, allein er lehnte es lächelnd ab. „Wir gehen auf Wegen,“ sagte er, „die ich vor Jahren selber gebahnt und liebevoll angelegt habe, da kenne ich jeden Schritt.“

Sie gingen nun durch den Obst- und Blumengarten, Berning zwar mit der eigentümlichen Kopfhaltung und dem tastenden Schritt der Blinden, aber sonst ganz sicher. Seinen Stab streckte er zuweilen wie ein Fühlhorn vor sich oder zur Seite, um sich des rechten Weges zu versichern. Sie bogen in einen Obstgang ein und gewannen dann durch eine kleine Pforte den Park, der sich dem eigentlichen Garten anschloß. Hier senkte sich der Weg, zur Seite ragten zwischen bemoosten und mit Farnen, Heidelbeerkraut und jungen Fichten bewachsenen Felsblöcken einzelne stattliche Edeltannen auf, zuweilen öffnete sich der Blick auf eine kleine, sonnige, mit Blumen bedeckte Waldwiese, und hie und da murmelte ein Quellchen durch üppiges Kraut oder plätscherte über Steine und kiesigen Grund dahin. Vor ihnen aber war ein stärkeres Rauschen und Klingen wie von einem größeren Gewässer und nahm an Stärke zu, als sie niederstiegen. Insonderheit ein sonorer Ton, gleich dem Klange einer tiefen Orgelnote, schwoll immer mehr an. Bei einer Biegung zeigte sich eine Holzbrücke, wo der Weg über den also musizierenden Gebirgsbach führte. Aber kurz vor dieser Brücke lenkte der Blinde mit merkwürdiger Sicherheit in einen kleinen Seitenpfad ein und führte seinen Gast zu einem

schattigen Winkel, wo unter einer mächtigen, alten, moosbärtigen Tanne ein aus Naturholz gezimmertes Bänkchen stand. Dort setzten sie sich und hatten nun den Lauf des Baches vor sich, wie er von der Höhe in tausend Sprüngen und Fällen und rieselnden Rinnsalen durch sein schmales Felsenthal herniederkam. Dicht vor ihnen stürzte er über eine niedere Wand in ein schwarzes strudelndes Becken, wo sich das beschäumte Wasser in wunderlichen Spiralen durch vorliegende Felsblöcke wieder hinauskräuselte. Bei Hochwasser stürzte der Bach wohl in breiter Fläche über den glattgespülten Fels, da aber für gewöhnlich sein Gewässer in geringerer Breite lief, so hatte es im Laufe der Jahre in der Mitte des Ueberfalles eine tiefe Rinne nach rückwärts gegraben, und indem das Wasser durch diese Beengung in gedrängtem Strahle in das schwarze Becken schoß, brachte es jenen tiefen Orgelton hervor, der schon von fern hörbar war.

„Siehst du Kind," sagte der Blinde, „dies ist mein Lieblingsplätzchen schon von alter Zeit her, als hier noch keine Wege gingen. Achte darauf, wie immer verschieden und doch immer gleichmäßig das Wasser von der Höhe gesprungen kommt, wie die Sonnenlichter von der Seite einfallen und hier das zierliche goldgrüne Gefieder des Buchenlaubes hervorheben und dort das zackige Geäst und die hellen Stämme der Edeltannen. Wie sie blitzen auf dem glasklaren ruhelosen Gewässer, wie sie aus dunkeln Winkeln zitternde Funken locken und den weißen Schaum

schimmernd hervorheben. Achte auf die Musik des Wassers, das klingende Tropfen, das Rieseln, Rauschen und Plätschern durchtönt von der tiefen Baßnote des kleinen Wasserfalls. Und dies alles ist nur um seiner selbst willen da, unbekümmert darum, ob ihm wer zuhört oder zuschaut, und war schon vor Jahrtausenden so, als noch kein Mensch die Einöden dieser Wälder durchstreifte."

Das junge Mädchen schwieg. Sie war noch in dem Alter, wo man wenig Verständnis für die intime Schönheit der Natur hat oder sich dies, wenn man es zu haben glaubt, gewöhnlich nur einbildet.

Nach einer Weile fragte der Blinde: „Springen die Forellen, mein Kind?"

„Wo, lieber Onkel?"

„Dort bei dem kleinen Wasserfall, du wirst es schon sehen, wenn du darauf achtest."

„Ja, nun sehe ich es, eben sprang ein schwarzes Ding ganz hoch hinauf, aber der Wasserstrom warf es wieder zurück . . . und eben wieder . . . die kommt nicht hoch."

„O doch, o doch," rief Berning eifrig, „sie läßt nicht nach, und zuletzt glückt es ihr. Du mußt wissen, von den Forellen kommt es her, daß ich zuerst dies Plätzchen lieb gewann. Vor vielen Jahren, als ich diese Fabrik gebaut hatte, kämpfte ich mit großen Sorgen, denn die Zeiten waren unvermutet schlecht geworden, und ich hatte in meiner neuen wohleingerichteten Werkstatt nichts zu thun. Alle Anstrengungen schlugen fehl, und von durchgrübelten Tagen

und schlaflosen Nächten war ich ganz schwach und elend geworden. Nur eine Hoffnung hatte ich noch auf eine große Bestellung, die mir auf lange Zeit Arbeit geben und mich herausreißen konnte. Als die Zeit kam, wo sich dies entscheiden sollte, wurde eines Tages meine Unruhe so groß, daß ich es im Hause nicht mehr aushielt. Ich ging hinaus in den Wald, und als ich dort, wo noch keinerlei Wege führten, in der Wildnis zwischen den Felsen und alten Tannen herumkletterte, wurde ich durch den tiefen Orgelton des kleinen Wasserfalles an diesen damals ganz versteckten Ort gezogen. Ich setzte mich auf jenen Felsen, der dort gerade vor dem Fall im Wasser liegt, und starrte auf das unablässige Fließen und Rinnen und bei der einförmigen und doch in sich so wechselreichen Wassermusik kam etwas wie Ruhe und Frieden über mich. Dann wurde ich aufmerksam auf die Forellen, die unablässig an dem glatten, unbarmherzigen Wasserstrahl in die Höhe sprangen und fast immer wieder zurücksanken. Das erschien mir wie ein Bild meines eigenen vergeblichen Strebens, und ich begann mit Teilnahme diesem Spiel zuzuschauen. Es war eine Forelle dabei, die ich herauskannte, weil sie etwas größer war als die anderen. Sie war besonders hartnäckig und wohl fünfmal hatte ich sie schon springen sehen. Da überkam mich ein wunderlicher Gedanke: ‚Wenn sie hinauf kommt,‘ sagte ich mir, ‚soll es ein Zeichen sein, daß auch du siegen wirst.‘

Aber sie sprang immer wieder vergebens. Manch-

mal erreichte sie fast den oberen Rand und hielt sich eine Sekunde durch heftiges Schlängeln, dann aber wie ein Stein schoß sie wieder hinab. Endlich schien sie des vergeblichen Spiels müde zu sein, denn eine lange Weile verging, wo sich nichts regte, so daß mich eine tiefe Niedergeschlagenheit befiel. Da mit einemmal, was für ein Sprung! das Tier hatte offenbar alle Kräfte zusammengenommen und alle gesammelten Erfahrungen benutzt. In prächtigem Bogen schnellte es empor, gewann die Höhe und mit einigen kräftigen Schwanzschlägen schoß es davon. Das Spiel war gewonnen. Es mag dir lächerlich erscheinen, mein Kind, aber mich überkam eine große Heiterkeit und Zuversicht, und ganz getröstet ging ich nach Hause. Dort kam mir meine Frau mit einem großen Briefe in der Hand entgegen, der den gewünschten Auftrag enthielt. Von diesem Augenblick an war mein Glück gemacht und hat mich nie wieder verlassen."

Es folgte nun eine kleine Stille, nur unterbrochen von der Musik des Wassers und dem Gesang eines Wasserschwätzers, der sich in einiger Entfernung von Zeit zu Zeit in das strudelnde Wasser stürzte und zwischendurch auf einem Stein sein fröhlich schwatzendes Liedchen sang.

Mit einemmal unterbrach das Mädchen lachend und mit fröhlichem Ausruf das Schweigen. „Meine ist hinauf!" rief sie mit einem Ausdruck, als sei ihr ein großes Glück widerfahren.

„Du hast dir gewiß etwas dabei gedacht, Aennchen?"

„O ja," antwortete sie geheimnisvoll.

„Darf man wissen, was?"

Anna errötete sanft, obwohl sie wußte, daß ihr Begleiter sie nicht sehen konnte. „Ich kann's nicht sagen," erwiderte sie leise.

Der Blinde lächelte wie ein Sehender.

III.

Sie wanderten nun weiter, überschritten auf der Holzbrücke den Bach und stiegen auf gewundenem Wege den gegenüber liegenden sanften Abhang empor. Das tiefe Brummen hinter ihnen wurde leiser und leiser, und als sie aus dem Walde traten, war es nur noch wie ein ferner summender Ton vernehmlich. Zur Rechten wurde nun der Weg vom Walde begrenzt, zur Linken senkten sich Saatfelder hinab, fern wieder von Wald eingeschlossen. Dahinter strebten ansehnlichere Höhen empor, die den nicht sichtbaren Fluß, der im Grunde dahinlief, begrenzten und hie und da mit einer Burgruine oder einem alten Wartturm geziert waren. Weiterhin ein fernes Gedämmer von Hügeln und Bergen. Vor ihnen sahen über die Waldwipfel einige Türme der nahen Stadt hervor. Die Saatfelder wogten im leichten Winde, darüber war die Luft voller Lerchengesang und zuweilen tönte aus den Feldgebüschen die kurze Sommerstrophe der Dorngrasmücke.

Als sie diesen Feldweg etwa bis zur Mitte seiner Länge durchschritten hatten, trug der Wind den zarten Duft wilder Rosen herbei von einem flachen steinigen Hügel, der am Rande des Feldes,

über und über mit den blaßrot blühenden Büschen bedeckt, wie eine Roseninsel in der grünen Saat lag. Der Blinde tastete mit seinem Stock zur Seite, bis er auf eine Bank stieß, die am Waldrande ebenfalls unter einem mächtigen Rosenbusche stand, der hoch in die Zweige eines benachbarten Baumes gestiegen war und oben aus dem Grün seiner Zweige Hunderte von schönen Rosen leuchten ließ.

Sie setzten sich und Berning begann zu erzählen: „Was du hier siehst, ist ein bemerkenswerter Ort, man nennt ihn den Rosenplatz. Es geht die Sage, daß hier nichts anderes gedeihe, als wilde Rosen, und so oft man auch versucht habe, sie auszurotten, sie seien immer wieder gekommen. Ein habgieriger Bauer wollte sich vor langer Zeit dies schöne Stück Land nicht entgehen lassen und versuchte es mit Gewalt urbar zu machen. Zwar brach ihm bei dem Versuch der Pflug und ein Pferd stürzte ihm, allein er setzte hartnäckig mit Hacke und Spaten seinen Willen durch und im nächsten Sommer erntete er dort Weizen, wie man ihn in der ganzen Gegend noch nicht gesehen hatte. Voll Stolz fuhr er ihn ein, doch kaum war die letzte Garbe in der Scheune, so ging diese in Flammen auf, und diese sollen geleuchtet haben, wie lauter wilde Rosen. Im folgenden Jahre aber war der Platz wieder mit neuaufgeschossenen Rosenbüschen dicht bedeckt. Seitdem hat man nie wieder versucht, diesen Fleck zu bebauen.

Ebenfalls vor langer Zeit hat sich hier eine noch viel wunderlichere Geschichte ereignet Damals

lebte in einem benachbarten Dorfe eine alte Frau, die sich davon ernährte, daß sie allerlei heilsame Kräuter sammelte, daraus sie nach alten Erbrezepten gar mannigfache Tränke braute, die gegen allerhand Gebresten gut waren und ihr manches Gröschlein einbrachten. Man sagte, sie sei früher schön gewesen, doch wie die glatteste, goldene Frucht zur runzlichsten Backbirne wird, so war es wohl auch mit ihr gegangen, und nur, wenn man ihr sechzehnjähriges Töchterchen sah, konnte man glauben, daß diese Sage auf Wahrheit beruhte. Denn diese war über die Maßen schön. Sie war eins von den schwarzbraunen Mädchen, die das Volkslied preist, und kaum ein junger Bursche konnte ihr ungestraft in die dunklen, glänzenden Augen sehen. Als sie nun eines Tages, wie sie es von Kind auf gewohnt war, mit ihrer Mutter zum Kräutersuchen ausgegangen war, kamen beide auch an diesen Ort und da stand mitten in diesem Dickicht ein Busch, der war über und über bedeckt mit Rosen, so schön, wie sie zuvor noch nie welche gesehen hatte, und ein Duft erfüllte die Gegend, so herrlich, wie er der wilden Rose sonst nicht eigen ist. Da wurde das Mädchen von einer unbezwinglichen Begier erfaßt, diese Rosen zu brechen, und obwohl die Mutter sie warnte, zog es sie doch wie mit Gewalt hinein in das Dickicht und seltsam war es, wie die hakigen Zweige ihr auswichen, so daß sie ohne Hindernis zu dem schönen Strauche gelangte. Als sie aber die Hand nach den Rosen ausstreckte, da rief eine Stimme:

„Du Dieb, du Dieb!
Ich habe dich lieb!“

und die dornigen Zweige schlangen sich um sie und hielten sie fest. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte. Sie sah nichts als einen rosenroten Schein, und die schweren Rosendüfte betäubten sie, so daß sie die Besinnung verlor. Den Augen der Mutter aber war sie entrückt, und so viel diese auch schrie und jammerte, sie erhielt keine Antwort und sah ihre Tochter niemals wieder. Auf dem schönen Strauche aber blühten zwei Rosen auf, noch herrlicher anzuschauen wie alle anderen. Das Mädchen jedoch erwachte in den Armen des Rosenprinzen, eines schönen Jünglings mit goldenem Haar, der ganz in blaßrote Seide gekleidet war, und lebte mit ihm in seinem schönen Garten, wo die Rosen niemals welken. Doch soll sie immer ein wenig Sehnsucht nach dieser Welt behalten haben, und manche wollen hier in schönen Junimondnächten einen leisen Gesang gehört haben, von süßem Heimwehklang erfüllt. Das aber ist gewiß, daß hier in jedem Jahre zwei Rosen blühen, die schöner sind als alle anderen.“

„Onkel, ich sehe sie, ich sehe sie!“ rief das Mädchen, „soll ich sie pflücken?“

Der Blinde legte die Hand auf ihren Arm. „Um alles nicht!“ rief er. „Man kann doch niemals wissen. Wenn du nun auch in die Schlingen des schönen Rosenprinzen gerätst, wird da nicht vielleicht ein anderer Prinz sein, den das mit tiefem Gram erfüllt?“

Das Mädchen errötete wieder und sah den Onkel heimlich forschend von der Seite an. Dieser aber hatte die leeren Augen in die Ferne gerichtet und lächelte ganz sanft.

IV.

Als sie nun weiter gingen, tauchte immer mehr von der alten Stadt am Flußufer vor ihnen auf.

Zuerst schob sich das weitläufige Gemäuer der alten Burg, die einstmals den Kernpunkt der Stadt gebildet hatte, hinter einem benachbarten Waldhügel hervor mit Türmen und Zinnen und einem hohen vielfenstrigen Steinhause. Die Türme der Kirche wuchsen aus dem Thalgrunde herauf, dann wurden ihre Dächer sichtbar, dann das unzählige Giebelwerk der niederen Bürgerhäuser und dann das Gewirr der Straßen, in die man von oben hineinblickte. Der Fluß blitzte auf, und man sah, wie er sich in behaglichen Windungen in seine weite, mit winzigen Städten, Flecken und Dörfern, Feldern, Wiesen und Wäldern besäte Thalebene verlor. Dann gelangten sie zu einer Bank unter einer alten Linde am Rande des Abhanges, der sich zum Ufer des Flusses ziemlich steil hinabsenkte.

Als sie dort saßen, sagte Berning, indem er, gleich als sehe er noch, die Hand in einem Bogen bewegte: „Dies ist einer der schönsten Punkte in unserem ganzen Lande. Hier hast du alles bei einander, was zu einer modernen Kulturlandschaft

gehört, in einem Reichtum, wie man es sonst selten finden wird. Hier zur Seite im Vordergrunde, an den Abhängen des Burgberges hinaufgebaut, die uralte Stadt mit ihrem viertürmigen romanischen Dom und all den anderen Kirchen und Kapellen, dem alten gotischen Rathause mit dem feinen Spitzenwerke seiner Bekrönung, die riesigen Thore nebst den Resten der ehrwürdigen Stadtmauer und die unzähligen Giebel, Erker, Türmchen und Schornsteine der Bürgerhäuser. Aus vielen der Schornsteine siehst du jetzt, da es bald 12 Uhr sein wird, ein feines Räuchlein in die stille Luft emporsteigen, aber du kannst ihm nicht ansehen, ob es sich von der Bratpfanne des Reichen oder dem Kochtopf des Armen erhebt. Aber noch andere Schornsteine senden weiterhin in der modernen gewerbreichen Vorstadt schwärzeren Rauch zum Himmel, das sind die Minarete der Arbeit, wie sie einmal jemand genannt hat. Dort liegen auch die schimmernden Landhäuser der Fabrikbesitzer in weiten Gärten und Rasenplätzen, Baum- und Gebüschgruppen. Du siehst hinab auf den Hafen des Flusses mit den Schiffen und Kähnen, die dort vor Anker liegen oder kommen und gehen und mit weißen Segeln in die Ferne schwinden. Dazwischen die schnellen Dampfer, die allen vorbeieilen oder, wie als wäre es nichts, mit zwei oder drei mächtigen Kähnen im Schlepptau gegen den Strom dampfen. Du siehst die Kisten, Ballen und Tonnen wälzenden Hafenarbeiter und hier und dort die Güter aller Weltteile zu Haufen und Mauern aufgestapelt.

Dann ertönt zuweilen, wie eben jetzt, aus der Ferne ein langgezogener Pfiff, und eine lange dampfende Raupe kommt am Ufer des Stromes entlang gekrochen, zuweilen auf wunderliche Weise in einem vorspringenden Berge verschwindend, worauf sie auf dieser Seite nach einer Weile aus einem kleinen schwarzen Loche wieder zum Vorschein kommt, bis sie, größer und größer werdend, in jene dunkle Halle einläuft, die gleich einem Walfischrücken über die niederen Häuser emporragt.

Hast du dich nun in der Nähe satt gesehen, so magst du dein Auge in die Ferne schweifen lassen, wo sich das Stromthal weitet und sich in die dämmernde Ebene verliert, wo die Türme ferner Städte herüberragen, und Dörfer und Dörfchen in ihren Obstbauminseln hier und dort verstreut liegen zwischen Feldern und Wiesen, die wie farbige Täfelchen aneinander gelegt sind, während lange Obstbaumreihen, die Straßen begleitend, quer durch oder in die Ferne wandern. Oder du magst deinen Blick über die Stadt hin weiter senden, wo sich die Berge aufbauen, zuerst noch im dunkeln Grün ihrer Bewaldung, dann immer mehr mit Blau gemischt und immer mehr verblassend, bis die fernsten sich nur noch als ein zarter Dämmer vom Himmel unterscheiden.

Aber immer wieder, glaube ich, wird dein Auge zurückkehren zu der breiten Landstraße, die hier unten am Fuße des Abhanges, auf dessen Höhe wir sitzen, vorüberläuft, um dann über jene stattliche, vielbogige

Brücke hinweg durch das mächtig aufgetürmte gotische Thor in die alte Stadt einzumünden.

Ueber diese Brücke muß jeder, der von dieser Seite des Landes der alten Stadt zustrebt, und das ist seit vielen hundert Jahren so. Hier sind schon die ganz in Eisen gepanzerten Ritter hinübergezogen, und dann wieder lange Kärrnerzüge der reichen Handelsherren, von Bewaffneten begleitet, Landsknechte mit langen Spießen, in Pluderhosen und geschlitzte Wämser gekleidet und mit wallenden Federn über den verwegenen, sonnverbrannten Gesichtern, und Kriegsvolk allerlei Art haben sich hier hin und her gewälzt bis auf die neueste Zeit, wo unsere deutschen Soldaten unter den Klängen der Wacht am Rhein hinüber nach Westen marschierten. Dies habe ich selber hier gesehen und gehört.

Und immer anders waren die Bilder, die uns diese Brücke bot. Noch gar nicht lange ist es her, da sah man die mit weißen Plantüchern bespannten stattlichen Frachtwagen hinüberrollen, mit vier stattlichen Pferden bespannt, deren Geschirr mit blitzenden Messingbeschlägen gar anmutig verziert war, deren blaublusige Fuhrleute so bewunderungswürdig mit der Peitsche knallen und deren Begleithunde so ganz erschrecklich kläffen konnten. Von Zeit zu Zeit rollte unter vergnüglichem Horngeschmetter die Post vorbei, und der Postillon thronte in seiner schmucken Uniform gleich einem Halbgott auf seinem hohen Sitze. Ehrsam wanderte zu Fuße in allen seinen Abarten der Bruder Straubinger, je nach seinem Handwerk

anders gekleidet und anders ausgerüstet, so daß man schon auf eine Viertelmeile weit sehen konnte: dort kommt ein Schuster oder ein Zimmermann. Alles das ist verschwunden, der Bahnzug hat sie eingeschluckt, die Frachtgüter, die Postgäste und die Handwerksburschen, und nur deren Auswurf, die Fechtbrüder und die Stromer wandern noch zu Fuß.

Wie hat sich jetzt das Bild verändert. Die Landstraße ist leer geworden im Vergleich gegen die sogenannte gute alte Zeit, nur Landwagen sieht man jetzt noch aus- und einfahren, zuweilen eine Doktorkutsche und manchmal eine Droschke oder einen Möbelwagen. Aber eins ist ganz neu, der flinke Radfahrer auf seiner Rollspinne, der lautlos und fast gespenstisch vorüberflitzt und im nächsten Augenblick schon in der Ferne verschwunden ist."

Berning schwieg eine Weile, scheinbar ganz seinen Gedanken hingegeben, dann belebten sich seine Züge wieder und er sagte:

„Da wir nun doch einmal bei den Wandersleuten sind, so fällt mir eine Märe ein von einem fahrenden Geigerlein aus der alten Zeit, die sich an jene kleine Kapelle knüpft, die du wohl finden wirst, wenn du den Punkt der Landstraße beachtest, wo sie anfängt, sich zu der Brücke hin langsam in die Tiefe zu senken. Die Straße macht dort einen Bogen, und an dieser Stelle bekommt der Wandersmann zuerst die ihm bis dahin verborgene alte Stadt zu Gesicht, ein überraschender und schöner Anblick. Die Geschichte hat meine Frau schon aufgeschrieben, und da ich,

durch die Not gezwungen, ein Kopfarbeiter bin, so behalte ich fast wörtlich, was ich vor kurzem erst in Gestalt gebracht habe und ich werde die Märe vom armen Geigerlein erzählen, wie sie im Buche steht. Höre, wie sie geht.

V.

„Vor Zeiten war einmal ein armer, alter Geiger, dem ging es sehr schlecht. Seine Beine wollten gar nicht mehr recht vorwärts, und seine Finger waren so steif geworden, daß er nur mit Mühe die Saiten auf seiner Geige zu greifen vermochte. Darum wollten die Leute seine Musik nicht mehr hören, und wenn ihm nicht mancher aus Mitleiden ein Almosen oder Stück Brot gereicht hätte, so wäre er am Ende wohl gar des Hungers gestorben.

Eines Tages war er auf der Wanderung begriffen zu einer Stadt, wo ein großes Fest gefeiert werden sollte, bei dem er mit seinem kümmerlichen Geigenspiel etwas zu verdienen hoffte. Der Wind hatte ihn durchkältet und der Regen durchnäßt, er war müde, hungrig und elend, und so trübselig war ihm zu Mute, daß er sich am liebsten in den Straßengraben gelegt hätte, um zu sterben.

Endlich, als gerade die Abendsonne noch einmal hervorbrach und ihren funkelnden Schein auf die vom Regen glänzenden und tropfenden Blätter warf, trat er aus dem Walde und sah vor sich im Grunde die Stadt liegen mit ihren vielfachen Türmen und roten

Giebeldächern. Dahinter stand eine dunkelgraue Wolkenwand, und auf dieser wölbte sich ein leuchtender Regenbogen, der aus dem lichten Schimmer frischbelaubter Frühlingsbäume hervorzuwachsen schien wie aus grünen Golde. Dies hätte das arme Geigerlein nun wohl als eine gute Vorbedeutung betrachten können, allein er war viel zu elend, um dergleichen überhaupt zu denken und setzte sich seufzend auf einen feuchten Stein, um sich vor dem Abstieg ins Thal noch ein wenig zu ruhen. Da fielen seine Blicke auf eine Muttergotteskapelle zur Seite des Weges, deren Thüre gerade geöffnet stand, und der farbige Dämmer darin lockte ihn zum Eintritt. In dem Kapellchen war es feierlich still, und die Bildsäule der Mutter Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Arm stand von dem Schimmer der Sonne, der durch bunte Fenster eindrang, in so überirdischem Lichte, daß dem elenden Geiger die Schauer der Andacht das Herz bewegten. Gar herrlich war sie gekleidet in blaue und purpurne Seide, daraus mit sanftem Schimmer farbiges Geschmeide hervorleuchtete; auf dem Haupte glänzte eine funkelnde Krone, und an den weißen Füßen trug sie zierliche Pantöffelchen von blinkendem Golde. Als nun der arme Geiger mühsam niederkniete und betend die Hände zu der Mutter Maria aufhob, da war es ihm, als ob sie mit gar milden Augen auf ihn hinschaue, und auch das Jesuskindlein auf ihrem Arme schien ihn mit sanften, mitleidigen Blicken zu betrachten. Da erwachte in ihm ein seltsamer Mut und wie eine holde Tröstung kam es über ihn, und

da er weiter nichts hatte, seinen Dank zu bezeugen, so nahm er seine alte Geige aus dem Beutel, denn er gedachte der Mutter Gottes sein schönstes Stück vorzuspielen, damit er in seinen jungen Jahren alle Herzen gerührt hatte. Und als er nun stand und den Bogen ansetzte, da lief es ihm wie eine strömende Glut bis in die äußersten Fingerspitzen, und mit einemmal waren die alten gichtischen Glieder nicht mehr steif und schmerzhaft, sondern so flink und gewandt wie nur je; in seinen Arm fuhr die alte Kraft, und er geigte so schön und gewaltig, daß ihm selber vor Rührung die Thränen unablässig über die hageren und gefurchten Wangen liefen. Als er nun sein Stück geendet hatte und noch in sinnender Verwunderung dastand, daß er es gewesen sei, der so herrlich gespielt hatte, da, o Wunder, ging ein sonniges Lächeln über die Züge der Mutter Maria; dann erhob sie den Fuß, daß das goldene Pantöffelchen eine Weile auf dessen weißer Spitze hin und her schwankte, und warf dies blinkende Kleinod mit einer zierlichen Bewegung dem armen Geiger zu. Vor Freude und Verwunderung war dieser fast starr und vermochte kaum ein kurzes Dankgebet zu stammeln. Dann eilte er, so schnell es seine alten, müden Beine vermochten, den Berg hinab in die Stadt, mit der frohen Hoffnung, durch den Verkauf dieses goldenen Geschenkes so viel zu gewinnen, daß er einige Zeit davon zehren könne. Den Laden eines Goldschmiedes hatte er bald gefunden, allein als er diesem den kostbaren Pantoffel zum Verkauf anbot, betrachtete ihn der Meister mit

großem Verdacht als einen Dieb, denn diese zierliche Beschuhung war ihm sehr wohl bekannt, da er sie selber angefertigt hatte. Er ließ sich aber nichts merken, sondern begab sich in seine Werkstatt unter dem Vorwande, den Goldgehalt zu prüfen, schickte aber statt dessen eiligst seinen Lehrling zum Häscher. Während nun der arme Geiger im Laden saß und wartete und sich derweil mit der behaglichen Vorstellung ergötzte, wie er sich an diesem Abend die Güte anthun wolle, recht was Köstliches zu essen und ein Schöpplein Roten darauf zu setzen, da lief schon das Schicksal eilig klipp klapp in Holzpantoffeln durch die engen Gassen und nicht lange dauerte es, da tönte neben den Holzpantoffeln der schwere Schritt nägelbeschlagener Stiefel, und als der hungrige Musikant gerade in seinem Geiste die Frage erwog, ob es im „Goldenen Lamm“ heute abend wohl sein Lieblingsgericht, saure Linsen mit Speck, geben würde, that sich die Thür auf, und die Gesetzesmacht trat in Gestalt eines handfesten Gerichtsdieners herein, nahm den erschrockenen Geiger beim Kragen und schleppte ihn als einen abscheulichen und gottlosen Kirchendieb ins Gefängnis.

Als man ihn dann vor Gericht brachte und er dort den Hergang der Sache erzählte, da hielten dies alle für eine so alberne und thörichte Ausrede, daß selbst der Richter sich nicht enthalten konnte, in ein ungeheures fettes Lachen auszubrechen, so daß ihm die wampigen Backen zitterten und sein Schmerbauch auf und nieder tanzte. Der hagere Schreiber blickte

über die spitze, bleiche Nase hinweg das arme Geigerlein an und meckerte wie ein Böcklein, und alle andern Anwesenden stimmten in diese ungeheure Lustigkeit mit ein, so daß man hätte denken können, es würden dort die heitersten Dinge verhandelt. Aber trotz alledem, in dergleichen Dingen verstand man damals gar keinen Spaß, und die Gerechtigkeit war sehr kurz angebunden, zumal mit fahrenden Landstreichern ohne Sippe und Anhang. Deshalb wurde das vermeintliche arme Sünderlein ohne weiteres zum Galgen verurteilt, und zwar sollte die Hinrichtung sobald als möglich vollzogen werden.

Als nach drei Tagen die Sache nun so weit gediehen war, und man den Geiger aufforderte, sich, wie es sein Recht war, eine letzte Gnade auszubitten, da verlangte er, daß man ihm gestatten möge, noch einmal vor jenem Marienbilde zu spielen. Dies konnte man ihm nicht abschlagen, und eine große Volksmenge, die diesem Schauspiele und der folgenden Hinrichtung beizuwohnen gedachte, zog mit hinaus auf den Berg. Die Kapelle war so gedrängt voller Menschen wie noch nie und viele Leute, die keinen Eintritt mehr gefunden hatten, stießen und drängten sich draußen und standen auf den Zehen oder auf schnell herbeigewälzten Steinen und machten die Hälse so lang, als sie nur konnten.

Kaum hatte man dem Geiger so viel Platz gemacht, daß er die Ellbogen rühren konnte, so erhob er den Bogen und begann zu spielen, und siehe, dieselbe Kraft erfüllte ihn wie damals, so

daß die Versammelten, denen ein solches Geigenspiel noch nicht vorgekommen war, mit verhaltenem Atem lauschten, um keinen Ton zu verlieren. Ja, einer derer, die draußen standen mit vorgestrecktem Ohre, gebot voller Zorn einem Raben Schweigen, der auf dem Dache der Kapelle hungrig krächzte, als könne er kaum erwarten, daß sein Opfer ihm ausgeliefert werde.

Als nun der alte Geiger sein Stück beendet hatte, herrschte tiefe Stille ringsumher und in den meisten Herzen regte sich Mitleid und Teilnahme für ihn, während alle wie in einem Banne auf das schöne Marienbild hinstarrten. Da ging, o Wunder, ein sonniges Lächeln über die Züge der gnadenreichen Mutter, langsam und allen sichtbar hob sie den andern zierlichen Fuß und warf dem überglücklichen Geiger auch den zweiten Pantoffel zu. Und als dieser nun von einem Sonnenstreif getroffen durch die Luft blitzte, da kam es wie ein einziger großer Schrei aus der versammelten Menge, und dann folgte eine tiefe Stille, die nur unterbrochen war durch das Schluchzen des durch göttliche Kundgebung so herrlich gerechtfertigten Musikanten. Und dann ein Murmeln und dann ein Reden, das immer lauter anschwoll und untermischt war mit preisenden Rufen auf die Gebenedeite, und plötzlich drangen sie alle hinaus und rissen den Geiger mit sich und brachten ihn draußen fast um mit Drücken und Liebkosen.

Von einer Hinrichtung war natürlich keine Rede mehr, nein, zwei mächtige Brauknechte nahmen den

Geiger auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph voran, während dieser in der einen Hand die Geige hielt und mit der andern den goldenen Pantoffel an sein Herz drückte. So wälzte sich die jauchzende Menge gleich einem Bergstrom zu Thal, während die Leichtfüßigsten eilfertig voraus rannten, um den Zurückgebliebenen die wunderbare Märe zu verkünden, wie durch die Gnade der Mutter Maria der arme, alte Geiger nun mit einemmal von einem Galgenvogel fast in einen Heiligen verwandelt worden sei.

Desselben Abends aber veranstaltete man auf dem Rathause dem fremden Spielmann zu Ehren ein großes Bankett, bei dem die Bürgerschaft ein gewaltiges Loch in das allgemeine Gut zehrte und ein mächtiges Faß alten Weines zum Hohlklingen brachte. Man ließ auch späterhin den alten Geiger nicht weiter ziehen, sondern gab ihm ein kleines Aemtchen, also, daß er auf seine alten Tage vor Not gesichert war."

VI.

Das junge Mädchen war der Erzählung des Blinden nur mit halber Aufmerksamkeit gefolgt, denn in die ferne Bahnhofshalle war unterdes ein Zug eingelaufen, und als nun die Menge der Angekommenen auf den freien Platz hinausströmte und sich nach allen Seiten zerstreute, war ihr unter den winzigen Figürchen, die dort wie Ameisen durcheinander kribbelten, die Gestalt eines jungen Mannes in sehr hellem Anzuge aufgefallen, der mit einem Kofferchen

in der Hand auf eine Droschke zuging und nach einer kurzen Unterredung mit dem Kutscher hineinstieg und davonfuhr. Diese Erscheinung hatte ihr einen Schlag auf das Herz gegeben, erst war sie blaß und dann rot geworden, und ihr Busen wogte so rasch hin und her, daß der Blinde, dessen feines Ohr das am leisen Knistern des Mieders merkte, ganz verwundert war, welche Teilnahme seine Geschichte vom armen Geigerlein erregte.

Sie folgte mit den Augen der merkwürdig schnell davonfahrenden Droschke mit großer Aufmerksamkeit. Diese bog in eine der Querstraßen ein, die von dem Berge aus nicht zu überblicken war, und mit einiger Verzweiflung sah sie das Fuhrwerk mit dem Grauschimmel und den gelben Rädern spurlos verschwinden. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach mußte der Wagen in der breiten Straße, die auf das Thor zuführte, wieder zum Vorschein kommen, und richtig, nach einer langen Weile sah sie erst den Grauschimmel und dann die gelben Räder dort wieder aufleuchten. Der Wagen bog in die breite Straße ein und fuhr mit einer solchen Geschwindigkeit auf das Thor zu, daß man ihm schon von weitem ein Extratrinkgeld ansehen konnte. Die Droschke rollte über die Brücke gerade in dem Augenblicke, als der Onkel erzählte, wie sie das arme Geigerlein denselben Weg im Triumphe wieder zurückbrachten, und dann fuhr sie die Landstraße empor. Aber so weit sich Anna vorbeugte, sie vermochte von dem Insassen nichts weiter zu entdecken als einen Arm in hellem Rockärmel, der

auf dem Rande des Schlages lag, und dadurch wurden ihre Zweifel, ob sie vorhin richtig gesehen habe, durchaus nicht beseitigt. Dann rollte der Wagen an der Kapelle vorbei und verschwand um die Ecke.

In diesem Augenblick war der Blinde mit seiner Geschichte zu Ende, was das Mädchen nur daran merkte, daß er plötzlich schwieg, und nun dachte sie, sie müsse doch etwas sagen, aber was nur, da sie fast gar nichts gehört hatte. Es fuhr ihr heraus: „Ist die Geschichte wahr, lieber Onkel?“

Der Blinde war etwas verwundert und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, ein kleines Gänschen neben sich sitzen zu haben. Doch in seiner milden Weise antwortete er: „Jede Geschichte ist wahr, auch das tollste Märchen, wenn wir nur wirklich schauen und empfinden, was uns erzählt wird.“

Noch mehr aber wunderte sich Berning, als die Nichte plötzlich fragte: „Wo geht der Fahrweg zu deinem Hause, lieber Onkel — von der Stadt aus, meine ich?“ Obwohl er nun den Zusammenhang dieser Frage mit der soeben erzählten Geschichte gänzlich vermißte, so antwortete er doch, ohne eine Befremdung zu verraten: „Er führt hier die Landstraße hinauf bis hinter die Kapelle, dann biegt er zur Seite ab, was man hier nicht sehen kann.“

Das Mädchen sah nach der Uhr und sprach: „Tante sagte mir, um halb zwei würde gegessen, wird es da nicht Zeit?“

„Da magst du wohl recht haben, Kind,“ sagte der Blinde und erhob sich. Sie wanderten nun den-

selben Weg wieder zurück, und da der Onkel natürlich nur langsam ging, so war es bemerkenswert zu sehen, wie die Nichte, eine seltsame Ungeduld vorwärts zu kommen bekämpfend, fortwährend ihre Schritte zügeln mußte und trotzdem immer ein Stückchen voraus war.

„Du hast wohl großen Hunger, mein Kind?“ fragte der Blinde lächelnd.

„O nein,“ antwortete das Mädchen fast ein wenig gekränkt, denn die weibliche Jugend verleugnet in diesem Alter gern die Thatsache, solchen gemeinen irdischen Empfindungen überhaupt zugänglich zu sein, „gewiß nicht, lieber Onkel, verzeihe, wenn ich zu rasch ging.“

Doch dem feinen Gefühl und dem scharfen Ohr des Blinden entging auch ferner die Unruhe nicht, die in seiner Begleiterin nach vorwärts strebte, und als sie wieder am Rande des Parkwaldes angelangt waren, und der Bach schon von Ferne seinen summenden Ton vernehmen ließ, sagte er: „Lauf nur voran, Aennchen, und sage der Tante, daß ich gleich komme. Ich bin diesen Weg schon hunderte von Malen allein gegangen.“

Das Mädchen ließ sich das nicht zweimal sagen, und wie ein Vogel fliegt, so eilte sie leichtfüßig zum Bach hinab und jenseits wieder hinauf. Der Blinde schüttelte verwundert sein Haupt und ging bedächtig hinterher.

VII.

Als sich Berning nach einer Weile seinem Hause näherte, vernahm er schon aus der Ferne die ihm unbekannte Stimme eines Mannes, der mit seiner Frau und seiner Nichte in eifrigem Gespräch war. Plötzlich verstummte dies, und eilige Laufschritte von kleinen Füßen und ein Rauschen von Kleidern kam auf ihn zu.

Die Nichte fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Onkel, Onkel!“ rief sie, „er ist da, nämlich Theodor! Er hat sein Examen gemacht und ist nun Doktor und hat eine Assistentenstelle. Von dem Examen haben meine Eltern die Verlobung abhängig gemacht. Und er hat immer so gethan, als sei es noch lange hin, damit ich mich nicht ängstigen sollte, und nun hat er es plötzlich hinter sich, und gleich mit dem nächsten Schnellzug ist er hierher gereist. Sei nur nicht böse, lieber Onkel, daß ich bei deiner schönen Geschichte so wenig aufgepaßt habe, aber ich sah ihn ja auf dem Bahnhof ankommen und in der Droschke an uns vorbeifahren, wer kann da zuhören. Das aber will ich dir sagen, lieber guter Onkel, wir haben jetzt dasselbe Lieblingsplätzchen du und ich am Bache dort bei den Forellen und noch heute will ich es Theodor zeigen. O, die Forellen sind kluge und liebe Tierchen!“

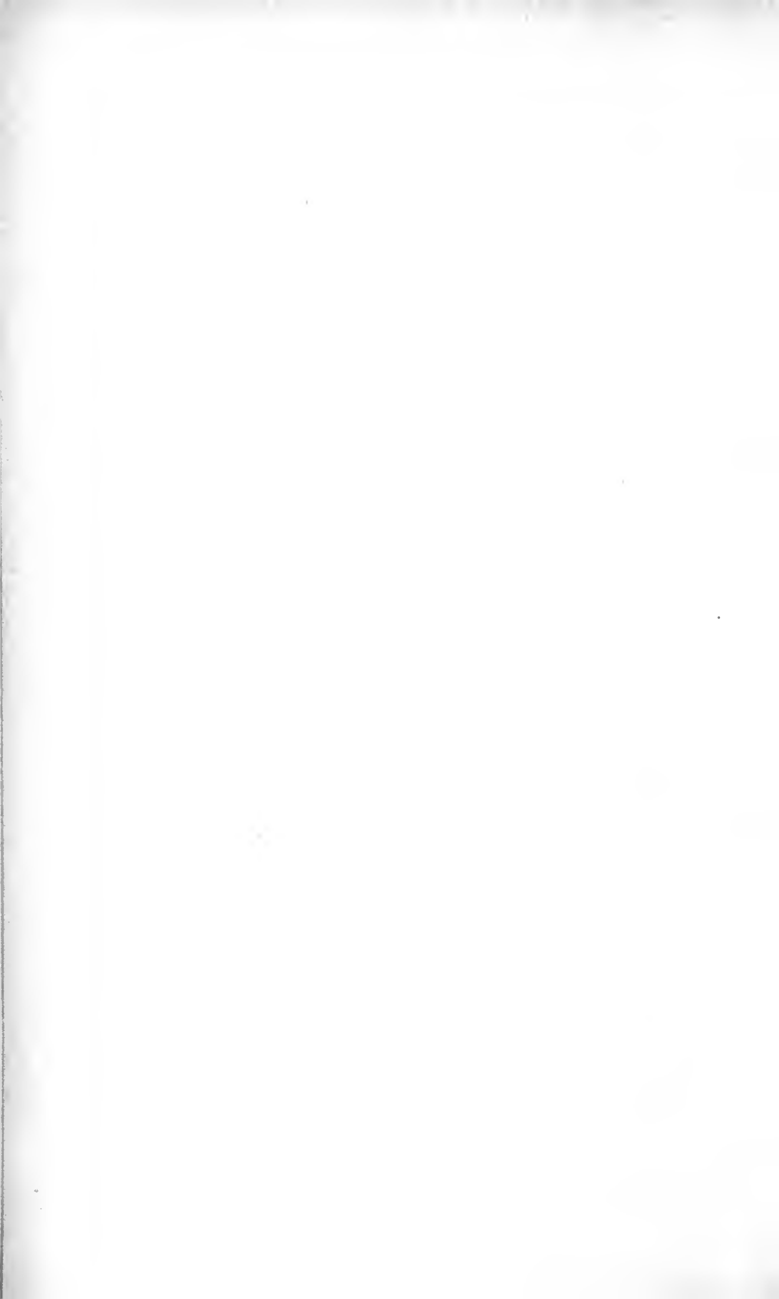
Als sich Anna später in ruhigerer Stunde des Tages erinnerte, wo ihr der Onkel die Gegend gezeigt hatte und sich alle Umstände wieder ins Ge-

dächtnis zurückrief, ging sie zu ihrer Tante und fragte: „Sage mal, kann der Onkel denn wirklich gar nicht ein bißchen sehen?"

„Nein," antwortete diese, „er ist ganz blind, aber er sieht mit den Augen der Erinnerung."

Die Geschichte eines Thales.





Seit vielen Tausenden von Jahren floß der Bach schon durch das Thal. Sein Rauschen und Rieseln war ohne Ende, ob er nun im Frühling, wenn der Schnee in den Bergen schmolz, mit trüber Flut und mit stärkerem Brausen einhertobte, ob er im Sommer grünlich und glasklar zwischen bemoosten Felsblöcken plätscherte, ob er im Herbste die Fülle der gelben Blätter mit sich führte und in seinen stillen Buchten anhäufte, oder ob er im Winter fast schwärzlich und dampfend durch Eis und Schnee dahinging. So war es einst, so ist es heute und so wird es sein, so lange über ihn hinweg die Wolken ziehen und die Gipfel in Dunst hüllen, so lange der Tau fällt und in den feuchten Wiesen die Nebel brauen.

Es war vor langer Zeit, da hatte diesen Bach noch keines Menschen Auge erblickt, dieweil es keine gab im weiten Umkreis, und das Thal war erfüllt mit einem mächtigen Urwalde, der, aus sich selbst hervorgewachsen, in sich selbst wieder verging. Keine anderen Töne kannte es, als den Donner des Himmels, das Sausen des Windes in den Wipfeln, das Rauschen der Gewässer, das Brüllen und den Schrei

der wilden Tiere, den Gesang der Vögel und das Summen der wilden Bienen. In den Höhlen der Felsen und der uralten Eichbäume wohnten der Bär, der Luchs und die wilde Katze, und an den Bach kamen zur Tränke stolze Hirsche und zierliche Rehe. Der Dachs hatte einen ausgetretenen Steig von seiner Höhle bis ans Wasser, und der listige Fuchs schnürte dort gerne entlang, um bei der Tränke ein leckeres Vögelchen zu erhaschen oder eine jener rotgetüpfelten Forellen, die den klaren Bach in Menge erfüllten.

Die Bäume in diesem Thale wuchsen, wie sie wollten, und wurden uralt, bis sie endlich, von den Larven der Käfer und anderer Insekten vielfach durchbohrt und überall angehämmert von fleißigen Spechten, abstarben und mit weißgebleichten Aesten dastanden. Dann kam ein Sturmwind, der sie unter gewaltigem Krachen zu Boden schmetterte, und alsbald wuchs üppig aus den vermodernden Trümmern neues Leben hervor. Zuweilen stürzte ein solcher Riese in das Bachbett, so daß sich die Gewässer schäumend Bahn brechen mußten durch verworrenes Geäste. Es kam dann wieder ein mächtiger Wolkenbruch, der den Bach hoch anschwellen ließ, so daß er die Hindernisse beiseite warf und die Trümmer bergabwärts führte.

Nun geschah es einst an einem stillen Sommerabend, da weiter nichts vernehmlich war, als das endlose Rieseln der Gewässer und der Gesang der Rotkehlchen und Amseln, die der letzte rote Abendschein noch wach hielt, daß ein stattlicher Rehbock aus dem Walde vorsichtig auf eine begraste Waldblöße

trat und dann, nachdem er nach allen Seiten gesichert hatte, an den Bach zur Tränke ging. Als er sich dort zum Wasser niederbeugte, ertönte plötzlich der durchdringende Warnruf einer aufmerksamen Amsel, wodurch sie ein Raubtier oder sonst etwas, das ihr gefährlich scheint, ankündigt. Auf diese wohlbekannten Töne hin richtete sich der Rehbock hoch empor und wollte sich eben zur Flucht wenden, als ein seltsames Schwirren durch die Luft ging, worauf das Tier einen plötzlichen Satz machte, dann unter mehrfachem Schrecken in die Kniee brach und nach einigen vergeblichen Versuchen, wieder hoch zu kommen, vornüber sank und mit dem Kopf im fließenden Wasser regungslos liegen blieb. Da ertönte hinter dem bergenden Buschwerk ein jauchzender Schrei, und hervor trat der erste Mensch, der je in diese Gegend gedrungen war, eine neue Art von Raubtier, gefährlicher als alle anderen zusammengenommen. Er war notdürftig in Felle gekleidet, rot gebrannt von Luft und Sonne, und trug als Waffen Bogen und Pfeile, einen Speer und ein Steinbeil. Zunächst betrachtete er wohlgefällig seinen Pfeil, der dem Rehbocke gerade auf dem Blatt saß und tief eingedrungen war, dann zog er aus einer Tasche von Biberfell ein Feuersteinmesser hervor, brach seine Beute auf, streifte ihr zum Teil die Haut ab und löste eine der stattlichen Keulen heraus. Nun trug er von dem überall reichlich verstreuten dürren Holz zusammen, davon er drei paßliche Stücke sorgsam aussuchte. Zwei davon stieß er tief in den Boden und machte dann mit seinem Messer zwei sich gegen=

über liegende Vertiefungen in die hervorstehenden Enden. Dann schlang er die Sehne seines Bogens um das dritte beiderseitig zugespitzte Holz und klemmte es mit den Enden in die Vertiefungen der aufrechten Aeste, also daß die Figur eines Reckes entstand, dessen Seitenteile mit starker Federkraft auf den wagerechten Stab drückten. Diesen nun versetzte er durch die umgeschlungene Bogensehne, indem er mit dem Bogen selbst heftig hin und her fiedelte, in eine schnelle, wechselnde Drehung, wodurch wegen der starken Reibung an den Auflagepunkten alsbald eine solche Hitze erzeugt wurde, daß ein leichter Rauch aufstieg und nach einer Weile einzelne Funken hervorsprühten. Solche fing er mit einem bereit gehaltenen Stücke verwitterten Weidenholzes auf, dies entzündete sich alsbald und fing an zu glimmen. Dann hüllte er es in feines, trockenes Gras, das er bald durch eifriges Blasen in den schwelenden Zunder hell aufflammen machte, und nun häufte er neues Gras darauf, dann feine, dürre Zweiglein, dann gröbere Aeste, und endlich flammte in der schweigenden Wildnis das erste Feuer empor und sandte eine schnurgerade Rauchsäule in die stille Abendluft. Der Mann hieb sodann mit seinem Steinbeil von einem benachbarten Haselbusch zwei gabelige Aeste zu sowie einen glatten Schößling, der ihm zum Bratspieß dienen sollte. Daran steckte er seine Rehkeule, legte ihn über die Gabeln der in die Erde gebohrten Stangen und briet nun sein Abendessen, indem er mit sichtlicher Gier auf das Ende wartete. Als er mit dem Hunger

eines Raubtieres den größten Teil des noch halb-
rohen Fleisches verzehrt und seinen Durst aus dem
nahen Bache gelöscht hatte, schleppte er noch mehr
Holz zusammen, wälzte auch einen mächtigen Block
zum Feuer, der voraussichtlich die ganze Nacht aus-
dauerte, und streckte sich dann zwischen der Glut und
einem benachbarten Felsblock zum Schlafe nieder, un-
bekümmert um das Gebrüll der wilden Tiere, denn
er wußte wohl, daß sie das Feuer scheuten. So hielt
der erste Mensch, der diese einsame Wildnis betrat,
seine Nachtruhe, indes die Gewässer des Baches lauter
durch die Stille rauschten, das Feuer knisternd weiter
brannte, die funkelnden Sterne schweigend am Him-
mel dahinwandelten, und die Eulen mit schaurigem
Schrei über ihn hinwegflogen. Zuweilen waren im
Walde leise, schleichende Schritte vernehmlich, und
zwei glimmende Augensterne, in denen der Wider-
schein des Feuers lag, stierten aus der schwarzen
Finsternis eine Weile auf das unbekannte Neue und
tauchten dann wieder in das geheimnisvolle Dunkel
zurück.

Von dieser Zeit an kamen häufig derlei Ge-
sellen in das Thal, um dort zu jagen, und dann
hallten die Berge wider vom Geschrei der Jäger, dem
Bellen ihrer Hunde und dem dumpfen Blasen der
Stierhörner. Es war ein starkes, wildes Geschlecht,
das den Bären in seiner Höhle aufsuchte, den ge-
reizten wilden Eber auf vorgehaltene Spieße auf-
rennen ließ, eine blutgierige Art, nur trachtend nach
Fleisch und dem süßen, fetten Mark der Knochen.

Als nun des Mordens genug und das Wild seltener geworden war in der Gegend, verschwanden sie wieder, um bessere Jagdgründe aufzusuchen, und für lange Zeit kehrte die alte Einsamkeit in das Thal zurück.

Dann kam es wieder, daß eines Morgens ein stattlicher Zweiunddreißigender, der auf einer saftigen Waldwiese behaglich äste, plötzlich den Kopf mit dem mächtigen Geweih hoch emporhob und lauschend in die Ferne horchte. Das war nicht das Pochen des Schwarzspechtes, das dort so taktmäßig klopfte, solche Töne hatte sein aufmerksames Ohr noch niemals vernommen. So stand er eine Weile, doch als sich das neue Geräusch immer gleich blieb und in der gleichen Ferne, senkte er gleichmütig den Kopf zu dem fetten Grase wieder hinab. Es war aber das Pochen stählerner Aexte, was das Tier vernommen hatte, und diese Töne verschwanden nun nicht mehr aus der Gegend, sondern rückten von Jahr zu Jahr näher und an stillen Abenden konnte man an jenen Orten eine Reihe von Rauchsäulen zählen, die in die unbewegte Luft emporstiegen. Dann kam eines Tages ein kräftiger Mann das Thal hinaufgewandert, der war in gewebte Gewänder gekleidet und stützte sich auf einen Spieß mit blanker, stählerner Spitze. Dieser Mann durchstreifte die Gegend um den Bach herum nach allen Richtungen, betrachtete sich die Wiesen und die Waldung, grub mit seinem Spieß von der Erde aus und prüfte diese, indem er wohlgefällig dazu nickte, und verschwand dann wieder thalabwärts.

Nach einiger Zeit vernahm die Wildnis wieder neue Töne, das Schnaufen von Pferden, das Kreischen mangelhaft geschmierter Wagenräder und das Gebrüll von Kühen, denn das Thal herauf zog eine kleine Karawane, geleitet von jenem Manne, dem eine stattliche Frau und sechs Kinder folgten, von denen zwei Söhne und eine Tochter bereits erwachsen waren. Auf einer anmutigen Grasblöße an dem Ufer des Baches machte die Gesellschaft Halt, es ward mit Stahl und Stein und Zunder ein Feuer angemacht und eine Mahlzeit bereitet. Zur Nacht schliefen sie in den mit Leinewand überspannten Planwagen.

Am anderen Tage begann nun auch hier das unablässige Pochen der Aexte, der Boden bedeckte sich mit gelblichen Holzsplittern und die Luft war erfüllt mit dem frischen Harzgeruch gefällter Edeltannen. In geschützter Lage entstand ein Blockhaus, dessen Fugen mit Moos und Lehm gedichtet und dessen Dach mit frisch gespaltenen Schindeln eingedeckt wurde, während sich zur Seite mächtige Stapel von Brennholz für den Winter auftürmten. Als nun durch die unablässige Arbeit schwieliger Hände eine genügende Strecke Landes geklärt worden war und die vom Sommersonnenschein gedörrten Abfälle der Zweige und Aeste einen schweren, balsamischen Duft verbreiteten, da kam ein hoher Festtag für die Kinder, denn eines Tages, da gerade der Wind eine günstige Richtung hatte, wurde dieser ganze ungeheure Scheiterhaufen von trockenem Reisig angezündet, damit man sich so

auf eine bequeme Art dieser hinderlichen Gegenstände entledige. Zwischen den schwarz gebrannten Stümpfen der gefällten Bäume, von denen man nur die kleineren auch ausgerodet hatte, ward dann mit Pflug und Spaten, so gut es ging, die Erde gelockert und die erste Wintersaat in den jungfräulichen Boden eingebracht. So kam allmählich der Herbst heran. Die Spitzen des jungen Kornes sahen bereits aus der schwarzen Erde hervor, auf den Waldwiesen standen mächtige Schober köstlichen Gebirgsheues zum Wintervorrat für das Vieh, im Rauchfange hingen die Keulen und Rücken von wilden Schweinen, Bären und feisten Hirschen, und im Eichwald schwelgten die wenigen mitgebrachten Schweine in unermeßlichen Eicheln, um Kraft und Stärke zu gewinnen für eine gedeihliche Nachzucht im nächsten Jahre. So sahen die ersten Ansiedler dieses gesegneten Thales mit Zuversicht dem nahenden Winter und mit gutem Vertrauen der Zukunft entgegen.

Das nächste Jahr brachte die erste Ernte, neue Ansiedler und der entstehenden Ortschaft einen Namen, denn da der erste Bebauer den Namen Walter führte, so nannte man nach ihm den Platz Waltersrode, und also heißt das Dorf bis auf den heutigen Tag. Im Laufe der Zeit verschwand nun der Urwald bis auf einige wenige alte Riesenbäume, die man zum Wahrzeichen stehen ließ, ganz aus der Ebene des Thales, und nur von den Bergen und steilen Hängen schaute er noch finster hin auf den einstigen Schauplatz seiner Größe und alleinigen Herrschaft. Anstatt seiner

breitete sich dort ein bunter Teppich verschiedenfarbiger Felder und saftig grüner Wiesen aus, an dem Bache entlang zog sich die Dorfstraße, und an dieser lagen saubere Häuser mit hübschem Schnitzwerk verziert, umgeben von Gärten, in denen Basilikum, Raute, Lavendel, Salbei und andere Würzpflanzen dufteten, in denen Mohn und Lilien, brennende Liebe und Gelbveigelein blühten und sich strotzende Küchengewächse üppig ausbreiteten. Hinter den Häusern aber im Grasgarten schimmerten im Frühling silbern und rosig die Obstbäume und standen im Herbste gebeugt von goldenen und blauen Früchten. Am höchsten Punkte des Dorfes streckte nun aus dem Schatten uralter Eichen eine Kirche ihr spitzes Türmlein hervor und an den stillen Sommerabenden hörte man statt des rauhen Gebrülles der wilden Tiere ein friedliches Läuten, das Dengeln von Sensen und das fröhliche Geschrei spielender Kinder.

Nur der Bach blieb bei diesem Wechsel der Dinge immer derselbe und rauschte durch Dorf und Wiesen mit demselben Geplätscher dahin, wie einst durch den unberührten Urwald; er sah die endlose Kette menschlichen Daseins an sich vorübergleiten und dahinfließen wie seine eigenen Wellen, die ewig neu und ewig dieselben waren. Er sah die Kinder an seinen Ufern spielen, wie sie Kanäle und Mühlen bauten und Krebse und Forellen griffen. Er sah sie heranwachsen und pärchenweise im Mondschein an seinen Ufern wandeln, indem sie sich umschlungen hielten und Küsse miteinander tauschten. Er sah ge-

bräunte Männer auf die Arbeit ziehen, indes sich die Frauen in Haus und Garten fleißig regten. Er sah an seinem Rande gebrechliche Greise träumend in der Sonne sitzen, zu deren Füßen neue Kinder die alten Spiele übten, und so flossen die Wellen und die Jahre unabläßig dahin. Dieses friedliche Leben ward nur unterbrochen durch solche Ereignisse, für deren Fernbleiben allsonntäglich auf der Kanzel gebetet wird, und denen das Menschengeschlecht doch nie und nimmer entrinnen kann. Es kamen Kriegsläufte, in denen sich die krystallklaren Wellen des Baches mit Blut färbten, es kam eine Feuersbrunst und verzehrte die Häuser des halben Dorfes, eine Pestilenz, ausgebrütet in den Sümpfen der Länder gegen Sonnenaufgang, wanderte herbei, leerte die Häuser und füllte den Kirchhof, Mißwachs und sein scheußliches Kind Hungersnot zehrten an den Gebeinen der Dorfbewohner, doch alles überwand die unverwüstliche Kraft des Lebens und so blüht und gedeiht der freundliche Ort Waltersrode bis auf den heutigen Tag.

Und wie sieht es denn jetzt dort aus? Schon wieder ein wenig anders, und wieder sind neue, unerhörte Töne bis in die entlegene Einsamkeit dieses Thales gedrungen, denn von dem Hauptthale aus, in das es mündet, wie sein Bach einläuft in das Flüßchen, das sich dort glänzend durch den Grund windet, schrillt zuweilen herüber, wie der Todesschrei eines furchtbaren Riesentieres aus dem Geschlechte der Schweine, der gellende Pfiff der Lokomotive. Den Bach hat man eingefangen und seine Kraft vor allerlei Mühlen und

Fabriken gespannt, wo er mit unwilligem Brausen über die Wehre stürmt, um wimmelnde Räder und Riemen und knirschende Sägen zu treiben. Aus einem schmalen Seitenthale ragt sogar der mächtige Schornstein einer Papierfabrik hervor, die eifrig bestrebt ist, ganze Wälder zu fressen und sie in ungemein schlechtes Papier zu verwandeln.

Um die Sommerszeit aber kommen aus Berlin und Leipzig und anderen großen Städten Geheimräte und Kommerzienräte mit gebildeten Gattinnen, ästhetischen Töchtern und klugen Söhnen, um die köstliche Gebirgsluft zu genießen. Und die Väter wandeln würdevoll in der nächsten Umgegend spazieren und führen weise Gespräche über den Stand der orientalischen Frage oder die neueste Anleihe, während die Mütter, auf den Bänken sitzend und in der schönen Aussicht schwelgend, die große Dienstbotenfrage erwägen, und wo man den besten und billigsten Kaffee kauft. Die Töchter aber sind meist mit Skizzenbüchern behaftet, mit denen sie überall in der Gegend herumsitzen, und es gibt in dem ganzen Dorfe und seiner Umgebung keinen bemoosten Felsblock, keine alte Kropfweide, keine Kuh und keinen Schweinestall, der nicht schon in solchem Skizzenbuche stände. Die klugen Söhne aber hocken beim Biere, rauchen ein Cigarettlein nach dem anderen und genießen die balsamische Gebirgsluft auf diese Art.

So ist es jetzt, wie es aber in Zukunft sein wird, das weiß niemand. Es gab ja Städte, die einst glänzend dastanden in der Pracht ihrer Paläste

und weit hinaus ihre mächtige Herrschaft ausübten, doch heute kennt man kaum den Ort in der Wüste, wo sie lagen. Sie sind vergessen und fast ohne Spur verloren. So kann es auch sein, daß die Menschen einmal wieder verschwinden aus diesem Thale, und das Dorf in Trümmer sinkt. Dann wird langsam der Wald herabsteigen aus dem Gebirge in seine alten Standplätze und nach hunderten von Jahren ein neuer Urwald dort seine Wipfel wiegen, und das Andenken der Menschen, die dort wohnten, wird hinabgeflossen sein in das große Meer der Vergessenheit. Doch mit demselben Rauschen und Rieseln, wie einst und jetzt, wird auch dann der Bach zu Thale wandern mit seinen klaren Gewässern, die ewig kommen und ewig gehen und ewig bleiben.

Der Tulpenbaum.





In früherer Zeit hatte in dem Dorfe ein Gutsbesitzer gewohnt, der ein großer Freund der Bäume und des Waldes gewesen war. Mit besonderer Liebe aber hatte er einen Park gepflegt und vergrößert, der sich in der Nähe seines Wohnhauses bis an die schräge abfallenden Ufer des Sees erstreckte. Allerlei verschiedene Bäume und Sträucher aus allen Weltteilen hatte er dort angepflanzt, und so bot dieser Park im Frühling den Anblick der fremdartigsten Blüten und im Herbst eine Fülle unbekannter Beeren und eine Abwechslung der Laubfärbung vom tiefsten Purpurbraun bis zum hellsten Gelb. Dieser freundliche und immer thätige Mann, dessen sich die ältesten Einwohner des Gutes noch aus ihrer Kindheit erinnern konnten, war hochbetagt ohne Hinterlassung von Kindern gestorben, und das Gut war in andere Hände übergegangen. Der Nachfolger hatte solche Liebhaberei nicht geteilt, sondern den Park zwar bestehen, doch verwildern lassen und nur zuweilen notdürftig für die Offenhaltung

der Steige gesorgt, während Gesträuch und Bäume üppig wucherten und wuchsen, wie sie wollten, und wilder Hopfen, Geißblatt und Brombeeren dazwischen ihre Ranken spannen. Wo der Park mit einer kleinen Landzunge in den See vorsprang, stand auf der Höhe des schräg abfallenden Ufers ein prächtiger Tulpenbaum, der einzige seiner Art in dieser ganzen Gegend. In früherer Zeit war darunter eine Bank gewesen, und dort hatte der alte Herr an schönen Abenden gerne gesessen, um über den See hinweg der untergehenden Sonne zuzuschauen, wie sie hinter fernen, bewaldeten Höhenzügen in einem Bette von Gold und Rosen zur Ruhe ging. Wer jetzt dort sitzen wollte, der fand keine Bank mehr, aber er konnte ausruhen auf einem mächtigen Granitblock, der, von Epheu überrankt, in einer kleinen Insel von Sinngrün lag und des Abends die letzten Strahlen der Sonne empfing anstatt dessen, der unter ihm ruhte, denn dort lag der alte Herr begraben.

Der jetzige dritte Besitzer des Gutes war ein tüchtiger Landmann und hatte für unnütze Zierate, wie Parks und Lustgärten, ebenfalls wenig übrig. Sein Ideal war ein Garten, „wo was Ordentliches wächst", wie er sich ausdrückte, und darunter verstand er Aepfel, Birnen, Erdbeeren und dergleichen Obst, ferner Spargel, Erbsen, Kohl und Kartoffeln. Nach beendigter Tagesarbeit liebte er es, mit seiner langen Pfeife behaglich in seinem wohlgepflegten Obst- und Gemüsegarten auf und ab zu

spazieren, und die stattlichen Gurken und Stangenbohnen, die dort prächtig gediehen, mit Wohlwollen zu betrachten, während er für den verwilderten Park immer nur eine leise Verachtung hatte oder höchstens im stillen ausrechnete, wie viel er lösen würde, wenn er das Holz schlagen ließe und wie viel schöner Weizen dann auf dem ausgezeichneten Boden wachsen könne. Aber er hatte auf dem etwas verwahrlosten Gute so viel zu verbessern und zu bauen, daß dies seine ganze Arbeits- und Kapitalkraft in Anspruch nahm, und solches war wohl der Hauptgrund, daß der Park einstweilen erhalten blieb.

Dieser Gutsbesitzer hatte zwei Söhne, deren ältester, Robert, ganz die Neigungen seines Vaters geerbt hatte, während dagegen der um zwei Jahre jüngere Johannes so verschieden von seinem Bruder geartet war, daß beide fast niemals zusammen gesehen wurden, weil sie gar nichts miteinander anzufangen wußten, da die Neigungen des einen dem andern ganz unverständlich waren. Für Johannes gab es keinen schöneren Aufenthalt, als den verwilderten Park, und alle seine freie Zeit brachte er dort zu. Dort las er alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, dort baute er seine heimlichen Hütten und Räuberhöhlen, dort spielte er Robinson oder Einsiedler und dort saß er gern an stillen Abenden auf dem Grabstein unter dem schönen Tulpenbaum, schaute in das verglimmende Farbenspiel des Abendrotes und träumte von Ame-

rika, dem Lande der untergehenden Sonne. Dies war ein goldenes Wunderland für ihn und das Ziel seiner Sehnsucht, er hörte es nennen „die neue Welt“ und „das Land der Freiheit“, er hörte erzählen, wie viele dorthin ausgewandert seien und ihr Glück gefunden hätten in dem Lande, wo das Gold auf der Straße liege, er hörte und las von seinen mächtigen Strömen, ungeheuren Wasserfällen und riesigen Urwäldern, und alles umkleidete seine kindliche Phantasie mit märchenhaftem Zauber, so wie die versunkene Sonne die grauen Wolken mit leuchtend rotem Golde verbrämt.

Außerdem zog ihn eine andere Ursache an diesen Ort, insbesondere im Juni, wenn der Tulpenbaum blühte und ganz bedeckt war mit den fremdartigen blaßgrün und rotgelb gefärbten großen Blumenglocken. Auch dieser märchenhafte Baum, der seinesgleichen unter den einheimischen nicht hatte, stammte aus dem Wunderlande Amerika. In der Umgegend ging die Sage, daß sich um die Zeit der Sommersonnenwende zuweilen unbekannte, goldene Vögel in ihm zeigen sollten, die sich unter zauberischem, sehnsüchtigen Gesange auf seinen Zweigen wiegten, um dann bei dem letzten Strahle der versinkenden Sonne, in den goldenen Abendschimmer hineinfliegend, zu verschwinden. Es mußte wohl nur eine Sage sein, denn obwohl Johannes zu der richtigen Zeit an jedem sonnigen Abend dort weilte, war er doch niemals dieses Anblicks teilhaftig geworden. Da saß er eines Abends am Tag der Sommersonnenwende wieder unter

dem Tulpenbaum und hing seinen wunderlichen Träumereien nach. Die Luft war so still, daß sich kein Grashalm rührte, daß selbst die Blätter der Zitterpappel regungslos an ihren beweglichen Stielen hingen und der See da lag, wie poliertes Glas; nur wo die Taucher oder Wasserhühner schwammen, zogen sie einen feinen, allmählich verblassenden Streifen hinter sich her. Aber sonst war es nicht still, denn in dem sonnigen Grase der Uferhänge zirpte, wetzte und schwirrte unendliches kleines Getier, wie in seltsamer Hast, als ahnten sie, daß der Wendepunkt der schönen Zeit nun da sei; in dem Uferschilf lärmten die Rohrsänger, hier und dort warf eine Nachtigall eine Strophe dazwischen, aus allen Gebüschen klang das schnell dahingleitende Flöten und Schwatzen der Grasmücken; in der Höhe waren die Laubsänger thätig und in dem Wipfel einer ungeheuren Silberpappel saßen sämtliche Stare aus der ganzen Umgegend und hielten Abendschule.

Plötzlich horchte der Knabe auf, denn mitten aus diesem unendlichen Klanggewirr von Tönen heraus vernahm sein geübtes Ohr ein seltsam wunderbares Singen, das er nie zuvor gehört hatte. Aus dem Tulpenbaum zu seinen Häupten schien es zu kommen. Er ging leise bis an den Rand des abfallenden Ufers und blickte in den schönen Baum empor, der über und über voll seiner tulpenartigen Blüten hing und von den Strahlen der sinkenden Sonne angeleuchtet war. O welch ein Wunder sah er dort! In den

Zweigen bewegten sich goldglänzende Vögel, die sich hin und wieder schwangen, während ihre leuchtenden Schweife sanft nachschwebten und gleißende Funken von den schimmernden Spiegeln ihrer Flügel sprühten. Andere wieder saßen mit geblähtem Kropfe und sangen so herrlich, daß das Herz sich in der Brust bewegte vor sehnsüchtiger Wonne. Voll stiller Andacht stand Johannes eine lange Weile, ohne sich zu rühren. Unterdes ging die Sonne langsam nieder zum Horizont, versank hinter den waldigen Höhenzügen, warf noch einmal durch eine Lücke zwischen zwei Wipfeln einen langen Strahl und verschwand, eine große, goldene Glut hinter sich lassend. In diesem Augenblick verstummten die Vögel, erhoben sich alle zugleich und schwangen sich in reißendem Fluge der sinkenden Sonne nach, wohin über das Wasser eine goldene Straße gebreitet war. Mit gefalteten Händen blickte Johannes ihnen nach, so lange er sie sehen konnte, bis sie endlich in dem schimmernden Dunste entschwanden. Noch einmal sah er sie aufblitzen wie leuchtende Funken und dann nichts mehr. Auch sie zogen nach Westen zu dem Wunderlande der untergehenden Sonne, wo ihre Heimat war.

* * *

Als Johannes schon eine Weile erwachsen war, starb sein Vater und der älteste Sohn übernahm das Gut. Johannes aber nahm sein Erbteil und machte

sich unverweilt auf nach dem Lande seiner Sehnsucht. Er durchstreifte es zuerst nach allen Richtungen. Er besuchte die mächtigen Seen des Nordens und sah mit zitterndem Herzen die ungeheure Wassermasse des Niagara in die Tiefe donnern. Er befuhr die mächtigen Ströme, durchschweifte die Steppen und Wüsten, sah die ungeheuren Riesentannen in Kalifornien und alle Wunder, die dieses reiche Land bietet. Ja, das Land gefiel ihm wohl, aber die Menschen, die es bewohnten, blieben seinem Herzen fremd. Zwar die edlen Indianer, von denen seine Bücher erzählten, hatte er wohl kaum zu finden gehofft, aber solche schmutzigen, betrügerischen Strolche hatte er doch nicht erwartet. Ach, und die weißen Eingeborenen des Landes der Freiheit entsprachen ebensowenig seinen Träumen. Sie waren eine Art von weißen Indianern, ewig auf dem Kriegspfade nach dem Dollar und stets bereit, dem listig überwundenen den Skalp recht gründlich abzuziehen. Dennoch blieb er dort, weil er sich schämte, so früh mit Enttäuschung zurückzukehren. Des Landes und seiner Bewohner noch zu unkundig, verlor er sein Vermögen, aber der tüchtige Kern, der in ihm steckte, ließ ihn nicht verzagen und jeder Arbeit sich zuwendend, die ihm geboten ward, kam er langsam wieder empor und brachte es zu einer kleinen Unternehmung, die ihn ernährte und noch etwas darüber abwarf. Er hatte längst Verzicht geleistet und lächelte über seine kindischen Träume, aber es war ein wehmütiges Lächeln. Er lernte nun im Laufe der Zeit

das Land seiner Sehnsucht gründlich kennen. Er sah die ersten Vertreter dieses stolzen Reiches dem schnapsduftenden Pöbel schmeicheln und um seine Gunst buhlen, und fand, daß sie keinen anderen Gott hatten, als den Dollar. Im Munde führten sie hochtönende Phrasen und hinter dem Rücken machten sie die Hand hohl. Er sah eine Korruption, wie sie unter Kulturvölkern nur noch in Rußland vorkommt, und sah mit Abscheu, wie, wenn bei einer Präsidentenwahl die gegnerische Partei hochkam, die widerliche Teilung der Beute vor sich ging, und alle einflußreichen Posten mit Stellenjägern und Kreaturen besetzt wurden, die oft für ihr Amt nicht die geringste Kenntnis mitbrachten und nur die einzige Absicht hatten, die Macht ihrer Stellung auszunützen und möglichst viel Geld daraus zu machen. Er sah, daß in diesem Lande alles nur Geschäft war, daß Religionsunternehmungen gegründet wurden, einzig um sich damit zu bereichern, und daß der Kampf um das Recht nur ein Kampf der Geldbeutel war. Er sah, wie sich dieses sogenannte freie Volk gegenseitig knechtete, schlimmer, als Tyrannen es können, deren es statt eines unzählige hatte, nämlich sich selbst, den vielköpfigen Pöbel. Dazu fand er überall einen unglaublichen nationalen Dünkel verbreitet, der von Kind auf anerzogen, in dem fruchtbaren Boden allgemeiner Unwissenheit die reichste Nahrung fand und wie Unkraut auch in den besten Köpfen wucherte.

Es überfiel ihn manchmal das Heimweh, aber er blieb. Er hatte sich so in den engen Kreis seiner gleichförmigen Thätigkeit eingesponnen, daß er sich nicht herausfinden konnte. Seit langem trug er sich mit dem Vorsatze, im nächsten Jahre in die Heimat zurückzukehren; aber dabei blieb es auch, es ward immer wieder ein nächstes Jahr daraus. Er war einsam geblieben, denn die rechnenden, selbstbewußten Weiber dieses Landes gefielen ihm nicht. Sie waren wie schöne Blumen ohne Duft und glichen den glänzenden Puppen der Spielwarenläden, die inwendig mit Kleie ausgestopft sind.

So ward er allmählich grau und ein müder Mann. In seinen nächtlichen Träumen wanderte er oft durch die verschlungenen Gänge des schönen Parks in seinem Heimatsdorfe. Er wanderte und wanderte und konnte doch nicht ins Freie gelangen, obwohl er das Abendrot durch die Zweige schimmern sah und die goldenen Vögel in dem Tulpenbaume singen hörte. Da geschah es, daß er einmal dem Stiftungsfeste eines deutschen Gesangvereins beiwohnte, wo er in einer verborgenen Ecke den Klängen seiner vaterländischen Weisen lauschte. Da hörte er von einer schönen Stimme das wunderbare Lied von Heinrich Heine:

Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft,
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

Dem ergrauten Manne liefen die schweren Thränen über die Wangen und von dieser Zeit ab hatte er keine Ruhe mehr im Lande. Er löste seine Verbindungen, zog seine Gelder ein und machte sich auf nach seiner Heimat. Den Bruder traf er in behaglichen Verhältnissen, von einer rundlichen Frau und einer stattlichen Kinderschar umgeben. Er erntete den besten Weizen, hatte die glattesten Pferde und zog die fettesten Schweine in der ganzen Umgegend. Den schönen Park hatte er, wie es schon der Vater plante, wieder in Ackerland verwandelt, und es standen gerade Kartoffeln darauf. Nur um das Grab herum war ein Stückchen erhalten geblieben und der schöne Tulpenbaum hatte an Pracht und Größe zugenommen.

Johannes verbrachte den Rest seines Lebens als ein stiller Mann, er wandelte in der Gegend umher, las die Bücher, die er als Kind gelesen hatte, und an schönen Abenden saß er unter dem Tulpenbaum und schaute in das Gold der untergehenden Sonne, während seine Gedanken im Lande seiner Jugend weilten. Als die Füße ihm den Dienst versagten, ließ er sich doch, so oft es anging, auf einem Fahrstuhl hinausbringen, doch auch dies hörte allmählich auf, als das Alter zunahm. Dann kam

wieder einmal der Tag der Sommersonnenwende, und da sich der kranke Mann nach Tagen großer Schwäche seltsam wohl fühlte, ließ er sich in den Wagen tragen und noch einmal hinausfahren an den geliebten Ort. Seine jüngste Nichte, ein rosiges Mädchen von sechzehn Jahren, schob ihn dorthin, rückte ihm die Kissen zurecht und sprang dann hinab, um am Seeufer Vergißmeinnicht zu suchen. Durch all das Getön der Vögel am buschigen Abhang und im Rohre hörte man zuweilen ihre frische Stimme, wie sie sang:

„Blau blüht ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein . . .“

Es war ein Abend, gerade wie damals in der Knabenzeit, und eine selige Schwäche und ein träumerisches Erinnern kam über den alten Mann. Die Augen fielen ihm zu und auf dem bleichen Gesichte lag der Glanz der Abendsonne. Was war das plötzlich für ein wundervolles Singen, gerade so wie damals, daß sich das Herz füllte mit sehnsüchtiger Wonne? Der alte Mann schlug die Augen auf und sah zwischen dem grün leuchtenden Gezweige und den schimmernden Glocken des Tulpenbaumes die goldenen Vögel schweben und hörte sie singen, aber es klang so traumverloren und wie weit aus der Ferne. Und als der letzte Strahl der Sonne hinter den Wipfeln des fernen Waldes verschwunden war, schwangen sie sich auf und zogen eilenden

Fluges hinein in das goldene Abendrot. Der müde Mann erhob mit letzter Kraftanstrengung seine Arme nach ihnen, sank dann hintenüber in den Fahrstuhl zurück, und seine Seele zog mit den goldenen Vögeln in jenes Land der wahren Freiheit, aus dessen Gefilden niemand zurückkehrt.

Der Haselwurm.







Eine so große Stadt wie Berlin birgt eine Menge von Originalen, allein sie machen sich nicht sehr bemerklich, da sie bei dem ewigen Wogenschlage strömenden Lebens zu hastig an uns vorübertreiben, während sie sich in einem kleinen Städtchen, gleichsam unter einer Glasglocke eingesperrt, der täglichen Beobachtung darbieten. Jedoch im Laufe der Zeit sammelt man auch in Berlin die Kenntnis einer ganzen Reihe von wunderlichen Persönlichkeiten. Dieser Gedanke kam mir, als ich in einer Konditorei vor dem Potsdamer Thore an einem heißen Junitage Selterswasser mit Kognak schlürfte, und mir gegenüber der Lachonkel vor seiner Zeitung saß. So nannte man im Kreise meiner Bekannten einen Mann in mittleren Jahren mit einem erdgrauen, ziemlich nichtssagenden Antlitz, den man in den verschiedenen Konditoreien jener Gegend beobachten konnte, wie er süßen Kuchen mit Schlagsahne verzehrte und dazu eifrig in irgend einer beliebigen Zeitung las. Das Wunderliche war nun, daß er nie über die erste Seite hinauskam und stets auf dieser, selbst im Reichsanzeiger oder im Militärwochenblatt, eine Fülle

von Humor zu entdecken schien, denn alle Augenblicke brach er in ein anhaltendes, lautes Kichern aus. Sah ihn deswegen jemand verwundert an, so nahmen seine Züge wie der Blitz den Ausdruck finsteren Ernstes an, und mit einer Miene des tiefsten Nachdenkens, vergrößerten Augen und gerunzelter Stirn betrachtete er den erschrockenen Beobachter. Sonst war er harmlos und still für sich hin, die Stammgäste dieser Lokale hatten sich längst an sein schnurriges Wesen gewöhnt und beachteten ihn gar nicht mehr.

Heute hatte er seine Lektüre, die erste Seite des Intelligenzblattes, bereits unter unglaublichem Kichern beendet und stand nun an der Wand vor seinem Regenschirme und seinem Hute im Begriffe, fortzugehen. Diese Situation schien von erschütternder Komik für ihn zu sein, denn beim Anblicke dieses Parapluies brach er in ein erneutes Kichern aus und schüttelte wie überwältigt den Kopf dazu. Plötzlich aber erhob er die Hand und stieß sie mit ausgestrecktem Zeigefinger heftig nieder, als wolle er sagen: „Nun aber ist's genug," ergriff Hut und Schirm und ging mit dem finstersten Ernst davon. Ich habe schon manchen herzlich lachen sehen bei seiner Lektüre, ja ich kannte einen Mann, der, wenn er die Hand nach den „Fliegenden Blättern" ausstreckte, in Erwartung des sicheren Genusses stets schon pränumerando lachte, allein solche Genügsamkeit und Erheiterungsfähigkeit, die selbst aus Reichsanzeiger und Intelligenzblatt und dem Anblicke eines Regenschirmes den Honig des Vergnügens saugt, ist mir weiter nicht vorgekommen.

Als ich dann mit den Gedanken an diesen wohl geistig etwas gestörten Sonderling dem Tiergarten zuschlenderte, begegnete mir der Mann mit dem Hörrohr, ein alter, kleiner und etwas fetter Herr, der sich durch eine unermüdliche Neigung für Gänsebraten auszeichnet, den der Berliner fast zu jeder Jahreszeit verzehrt. Dieser beinahe taube alte Herr besteht mit unerbittlicher Energie darauf, daß ihm stets ein Bruststück gereicht wird, und zeichnet sich dabei durch beträchtliche Grobheit aus. Ich saß einmal in einem Bierhause, als er ankam, mit gewaltiger Stimme den Kellner herrief und Gänsebraten bestellte. „Aber ein Bruststück!" setzte er mit drohender Stimme hinzu. Nach einer Weile kam der Kellner zurück und äußerte sein tiefstes Bedauern, daß leider nur noch eine Keule vorhanden wäre. Der Mann setzte sein ungeheures grünlackiertes Hörrohr, das er stets an einem Lederriemen wie eine Art Gewehr umgehängt trug, ans Ohr und ließ sich die Sache wiederholen. „Ich will aber Bruststück!" donnerte er furchtbar; der Kellner kroch ganz in sich zusammen, blieb aber bei seinem ersten Bescheide. Der Mann stieß sein Hörrohr wütend auf den Tisch und schrie: „Kenne ich schon! Flausen! Wollen mir bloß keins geben. — Bringen Sie mir Keule!" fügte er plötzlich mit solchem Gebrüll hinzu, so daß der Kellner fast in die Kniee sank und davoneilte. Die Pause, bis das Essen kam, füllte der Mann durch Lesen aus, indem er sich sechs Zeitungen verschiedener Richtung herbeiholte und eine nach der andern ruckweise und

heftig, wie von tiefem inneren Zorn über die Erbärmlichkeit ihres Inhaltes erfüllt, durchblätterte und sie dann verächtlich auf den Tisch schmetterte. So war er mit allen sechs politischen Organen fertig, als der Gänsebraten kam, den er unter heftigem Knurren und vielen Flüchen auf Kellner und Wirt, die Polizei, die solche Schändlichkeiten duldet, und die Menschheit, die solche Auswürflinge hervorbringt, verzehrte.

Kaum war der Mann mit dem Hörrohr vorüber, als die Pelztante in Sicht kam. So nannten mein Freund Abendroth und ich eine weitere sonderbare Erscheinung des Viertels vor dem Potsdamer Thore, eine hagere, ungeheuer große Dame am Ende der dreißiger Jahre mit einem langen Leichenbittergesicht, die sich sowohl im Sommer wie im Winter in kostbare Pelze kleidete. Sie trug trotz des heißen Juniwetters auch heute wieder einen wunderbar schönen Samtmantel, der an den Aermeln und dem untern Rande fußbreit mit köstlichem Rauchwerk besetzt war. Diesen Mantel hatte sein Verfertiger auf eine reiche Fülle von Unterzeug berechnet; da jedoch diese sonderbare Dame ein Kleid trug, das ganz eng um die Füße schlackerte, so stand der Pelz nach allen Seiten weit ab, also daß man dies wunderliche Geschöpf einer Glocke vergleichen konnte, die auf ihrem etwas zu langen Klöppel einherwandelt. So schwankte sie an mir vorüber, zuweilen mit ihrem Sonnenschirm einen energischen Ausfall machend auf einige Straßenjungen, die sie umschwärmten wie die kastilianischen Bremsen einst den edlen Rosinante.

Das war ja ein Glückstag heute, denn als ich zwischen vier und fünf Uhr in den Tiergarten kam, fand ich dort richtig den „Mann von der Luiseninsel“ vor. Dort stand er, in etwas vorgebeugter Haltung auf seinen Stock gestützt, und sah mit seinem leeren Blicke auf den Weg hin, der an der Luiseninsel vorüberführt. Dieser Mann ist eine der bekanntesten Erscheinungen solcher Art in Berlin, und vieles ist über ihn geschrieben und gefabelt worden. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter kann man ihn um die genannte Stunde dort antreffen; er steht dort längere Zeit, als warte er auf jemand, und wandert dann langsam wieder den Weg zurück, den er gekommen ist, durch die Tiergarten- und die Bellevuestraße. Er ist ein schöner, alter Mann mit einem langen, zweigeteilten Vollbart und fällt besonders auf durch zwei wohlgedrehte, sogenannte Schönheitslocken, die sorgfältig an seine Schläfen geklebt sind. Man erzählt, vor langen Jahren habe ihn seine Geliebte an diesen Ort bestellt, sie sei aber nicht gekommen, sondern mit einem andern davongegangen. Wegen dieser Thatsache fiel er in eine schwere Krankheit, und nachdem er von dieser körperlich wieder genesen war, wanderte er Jahr für Jahr nachmittags zu derselben Stunde hinaus und wartete auf die Ungetreue.

Als ich nun weiter in den Tiergarten hineinschritt, und mich die kühle, grüne Dämmerung aufnahm, da dachte ich: „Wenn mir nun noch der ‚Vogelfritze‘ begegnet, dann ist meine Sammlung vollständig.“

Also hatte ich einen Stammgast des Tiergartens getauft, einen behaglichen, kleinen Herrn in höheren Jahren, der mir bei meinen Spaziergängen überall, auch in den abgelegensten Teilen, zu begegnen pflegte und sich einen großen Teil des Tages hindurch dort aufzuhalten schien. Zuerst war er mir, der ich selber ein großer Vogelfreund bin, aufgefallen durch seine Teilnahme an diesen gefiederten Geschöpfen. Bald traf ich ihn, wie er die wilden Enten fütterte, die sich in den letzten Jahren so massenhaft dort angesiedelt haben, bald fand ich ihn vor, indem er zu den Staren emporsah, die auf einer der kleinen Inseln in dem Wipfel der großen Silberpappel ihre Abendversammlung abhielten, bald sah ich ihn das Treiben einer rotbraunen Nachtigall verfolgen, die auf dem mit welkem Laub bedeckten Boden in zierlichen Sprüngen ihrem Erwerbe nachging. Und so traf ich ihn nie, ohne daß er sich in einer oder der anderen Art mit irgend einem fröhlichen Gefieder beschäftigt hätte. Das seltsamste aber war, daß er immer mit den Tieren sprach und auf ihre Stimmen und Laute mit Gebärden und Worten Antwort gab. Mehrfach hatte ich schon bemerkt, daß er sich auf einen Vogelruf nach der Richtung wendete, wo dieser erschallte, und ausrief: „Ja, ja, das sagst du wohl!“ oder: „Na, na, so schlimm ist es wohl nicht!“ oder auch: „Ganz recht, mein Sohn, sehr richtig!“

Als ich ihn einmal in der Gegend des Floraplatzes traf, wo in den alten Eichen zahlreiche Dohlen zu kläffen pflegen, da sah ich, wie er einer solchen

lärmenden Gruppe aufmerksam zuhörte. Als ich an ihm vorüberkam, schwenkte er die erhobene Hand mehrmals an seinem Ohre hin und her, sah mich pfiffig an und sagte: „'s ist alles Schwindel, alles Schwindel, so 'ne Dohle kann lügen wie gedruckt." Dann ging er, in sich hineinlachend und seine Hand noch mehrfach wie zur Abwehr schwenkend, weiter.

Solch wunderliches Betragen hatte mich längst aufmerksam gemacht auf diesen Mann, und auch ich war ihm im Laufe der Zeit wohl bekannt geworden, so daß er mir mit Vorliebe, wenn wir uns begegneten, allerlei kurze, sonderbare Bemerkungen zurief. Einmal, vor acht Tagen, kam er mir sehr eilig entgegen. Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter und rief schnell weiterschreitend: „In einer halben Stunde gibt's Platzregen! Ich hab's vom Pirol! Ein sehr zuverlässiger Vogel!" Ich lachte darüber und mußte dies bald dadurch büßen, daß ich bis auf die Haut naß wurde. Als ich in diesem Zustande mit blanken, glänzenden Kleidern vor der kleinen Konditorei an der Bendlerstraßenecke vorbeikam, saß der Vogelfritze am offenen Fenster und grinste mich überaus freundlich an. Dann pfiff er wunderschön mehrere Male wie ein Pirol und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Der Tiergarten war wegen des heißen Nachmittages heute noch wenig besucht; auf den Spielplätzen saßen einige Kindermädchen, deren Schützlinge im Sande die herrlichsten Bauten ausführten, zuweilen traf ich auf einer einsamen Bank ein zärt-

liches Pärchen, das vor dem Vorübergehenden mit höchst mangelhaftem Erfolge Gleichgültigkeit gegeneinander zu heucheln versuchte, einige ältere Gewohnheitsspaziergänger liefen ihr Pensum ab, und manchmal tauchte ein gelangweilter Schutzmann auf, der mit dem Auge des Gesetzes vergeblich nach irgend einer Unordnung spähte. So gelangte ich allmählich an den neuen See, setzte mich dort auf eine leere Bank und sah den wilden Enten zu, die zahlreich dort umherschwammen, sowie den wenigen jungen Leuten, die auf den kleinen Fahrzeugen des Bootverleihers meist ziemlich ungeschickt umhergondelten. Ich hatte mich bereits eine Weile mit dämmernden Gedanken diesem angenehmen Nichtsthun hingegeben, als ich Schritte in meiner Nähe vernahm, die ich jedoch weiter nicht beachtete, bis plötzlich jemand auf derselben Bank Platz nahm und die bekannte Stimme meines Vogelfreundes sagte: „Guten Tag, lieber Herr . . .“ mit jener eigentümlichen Dehnung des letzten Wortes, die andeutet, man würde gern Namen oder Titel hinzufügen, wenn man ihn nur wüßte. Ich erwiderte den Gruß höflich, und nun fuhr er mit schlauem Lächeln fort: „Wie ist Ihnen neulich der Platzregen bekommen?“

„O, sehr gut,“ sagte ich, „aber ich wollte doch lieber, ich hätte Ihnen und dem Pirol Glauben geschenkt, denn mein neuer Sommeranzug hat diese Behandlung sehr übel vermerkt.“ Er lächelte scheinbar sehr befriedigt, so daß in seinem alten Gesichte hundert kleine Fältchen sichtbar wurden, und fragte

dann: „Sie sind auch ein Vogelfreund, lieber Herr?"

Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Nun, da freuen Sie sich auch über die wilden Enten, nicht wahr? Vor einigen Jahren erst haben sie sich hier angesiedelt, und nun zählen sie schon nach vielen Hunderten. Das macht Spaß!" schloß er und rieb sich die Hände.

Wir kamen nun in ein angeregtes Gespräch, wie es sich unter zwei Liebhabern so leicht entspinnt, und während dessen bemerkte ich gar nichts Sonderbares an ihm, nur daß er einmal einem Buchfinken, der sich in der Nähe vernehmen ließ, mit halbzugekniffenen Augen beifällig und schlau zunickte und ein andermal einer krächzenden Krähe höhnisch zurief: „Ja, das möchtest du wohl!"

Als ich im Laufe des Gespräches der stillen Freuden erwähnte, die einem Freunde und Kenner der gefiederten Welt erblühen aus der Beobachtung der so mannigfaltigen Gewohnheiten und Eigenschaften seiner Lieblinge, und wie die Natur durch diese sangeskundigen Geschöpfe gleichsam mit lieblichen Stimmen zu ihm spricht, da nahmen die Gesichtszüge des alten Herrn einen geheimnisvollen Ausdruck an, er rückte mir etwas näher und sagte: „Aber den wahren Genuß hat man doch erst, wenn man ihre Sprache wirklich versteht."

„Ja, gewiß," sagte ich, „ihre Lock- und Warnrufe, ihre Ausdrücke für Schreck und Wonne, Haß und Liebe."

„Nein, nein," sagte er, zog die Stirn kraus und drehte seine Hand mit ausgespreizten Fingern schnell vor dem Gesichte hin und her, „das meine ich nicht, ich meine ihre wirkliche Sprache. Sie reden miteinander, ganz wie die Menschen. Ich muß das wissen."

Ich sah ihn verwundert an: „Wieso denn?" fragte ich.

Er rückte mir ganz nahe, sah mir mit seinen weitgeöffneten grünlichen Augen starr ins Gesicht und sagte: „Weil ich die Vogelsprache verstehe! — Ja, ja!" fügte er dann hinzu und nickte einigemal sehr eindringlich mit dem Kopfe.

Ich muß gestehen, mir ward ein wenig wunderlich zu Mute, denn im Grunde der seltsamen Augen dieses Mannes glomm es wie ein irrer Schein, jedoch ich faßte mich schnell und nur um etwas zu sagen, fragte ich: „O, wirklich? Wie gelangten Sie zu dieser Kenntnis?"

Der Mann lehnte sich in die Bank zurück, sah vor sich hin über den See hinweg und sprach, indem er leise den Kopf dazu schüttelte: „Das ist eine absonderliche Geschichte. Ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben." Er schien mir jedoch nicht abgeneigt, zu erzählen, und so ermunterte ich ihn ein wenig dazu. Nachdem er meine Gesichtszüge mit einem seltsam prüfenden Blicke gemustert hatte, begann er ohne weiteres: „Der kleine Ostseebadeort Dannenhagen ist Ihnen wohl nicht bekannt?"

„Gewiß kenne ich ihn," sagte ich fast freudig

überrascht, „dort habe ich ja die Geschichte mit dem Tausendmarkschein erlebt und bei meinem Freunde Johannes die famose Pfirsichbowle getrunken, zu der der liebe Gott selber vermittelst eines gewaltigen Hagelschlages das Eis geschickt hatte.“

„So, so,“ sagte er, „um die beiden Geschichten bitte ich nachher, wenn Sie die meine erfahren haben. — Also desto besser, da kennen Sie die Gegend und die ungeheure Strandwaldung, in der dieser Ort gelegen ist. — Vor etwa zwanzig Jahren hielt ich mich dort auf und streifte bei gutem und schlechtem Wetter redlich in der Gegend umher. Ich war damals noch ein tapferer Fußgänger und tägliche Märsche von acht bis zehn Stunden waren mir nichts Ungewöhnliches, so daß ich nach dem Verlaufe von drei Wochen die ganze Waldung so ziemlich zu kennen glaubte. Um so überraschter war ich an einem heißen Julitage, als ich in einer schon häufig durchstreiften Gegend an einen Ort geriet, der mir gänzlich unbekannt war. Wie konnten mir diese mächtigen Eichen bisher entgangen sein, dergleichen gab es ja sonst in der ganzen Heide nicht. Es überkam mich etwas wie Ehrfurcht vor der Majestät dieser düsteren Stämme, die sich in gewaltige knorrige Aeste teilten, deren vielfache Verzweigung die mächtigen Kuppeln grünen Laubes trug. Es war ganz still dort und trotz des hellen Sonnenscheins ein wenig dämmerig. Nur aus der Höhe kam der tiefe, dumpfe Ruf eines Kolkraben, sonst kein Ton. Im Weiterschreiten schreckte ich ein Eichhörnchen aus dem trockenen Laube; ich hörte deutlich das Ein=

häkeln seiner scharfen Zehennägel, als es an einem rauhen Stamme in die Höhe sprang und dann listig hinter einem Baumknorren auf mich herablugte. Nun vernahm ich wieder das dumpfe Rufen des Kolkraben, der hoch in der Luft seine Kreise zog, und als ich mit meinen Blicken durch das Laubgewirr zu ihm emporzudringen versuchte, entdeckte ich im Gipfel der höchsten Eiche einen mächtigen Horst dieses bei uns schon so selten gewordenen Vogels. Sie können sich denken, daß dies für mich ein Vergnügen war. Dann schritt ich aus der Dämmerung der alten Eichen hervor, und nun lag dort ein muldenförmiger Grund, eingeschlossen von Hochwald und ganz erfüllt mit Haselsträuchern, zwischen denen die glühende Sonne brütete. Dergleichen Haselsträucher waren mir in meinem Leben nicht begegnet. Gruppenweise schossen sie aus den mächtigen Wurzelstöcken hervor, jede Pflanze mehr einer Versammlung von stattlichen Bäumen vergleichbar, als einem Strauche; ich mußte mich erst durch die zahlreichen, noch grünen Früchte überzeugen, daß ich wirklich Haseln vor mir hatte. Wunderlich, wunderlich, dachte ich, wie konnte dir dies alles bis jetzt entgehen? Diese Haselbäume mußten übrigens uralt sein; manche von den Stämmen hatten über einen Fuß im Durchmesser. Ich kann Ihnen kaum deutlich machen, wie wunderbar unheimlich still es dort in der glühenden Sonne zwischen dem mächtigen Strauchwerk war; die Rabenrufe waren verstummt und nur zuweilen ging ein seltsames Rascheln durch das welke Laub am Boden, so daß es mir

jedesmal kalt den Rücken herablief. Kennen Sie die Sage vom Haselwurm? Sehen Sie, dies war der richtige Ort für ihn. Unter solchen uralten Haselbäumen wohnt die weiße Schlange oder der Haselwurm, und ganz sicher darf man auf seine Anwesenheit rechnen, wenn auf den Zweigen dieser Bäume die sonderbare Mistelpflanze schmarotzend angetroffen wird. Dies hatte ich, langsam weiterschreitend, kaum gedacht, als ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammenfuhr, denn ich erblickte bei einer Wendung plötzlich vor mir eine Baumgruppe, die wie der Großvater aller der übrigen in der Gegend erschien und auf allen Zweigen mit den wunderlichen Nestern der Mistelpflanze bedeckt war. Ich vermag es nicht auszudrücken, ein wie ehrwürdiges und greisenhaftes Aussehen diese Baumansammlung durch die mächtigen Bärte des wuchernden Gewächses erhielt und welchen Eindruck des Uralten, von aller Kultur Unberührten dieser Anblick auf mich machte. Ich stand eine Weile und schaute, und eine Angst befiel mich vor der Einsamkeit. In dem ungeheuren Wurzelstocke der Hasel und in dem etwas erhöhten Boden, auf dem sie stand, waren allerlei kleine Höhlen und Vertiefungen mit glatten Rändern, als würden sie zum Aus- und Einschlüpfen täglich benutzt; sie lagen schwarz in der grellen Sonne da, und ich erwartete alle Augenblicke ein weißes, züngelndes Schlangenköpfchen daraus hervorschauen zu sehen.

Aber nichts dergleichen geschah, alles blieb so still, daß ich fast das Niedergleiten der Ströme des

Sonnenlichtes zu vernehmen glaubte. Sie war doch wohl nur eine Sage, die Geschichte vom Haselwurm oder der weißen Schlange, von der man nur ein ganz kleines Stückchen zu essen braucht, um die Sprache der Vögel zu verstehen, fest gegen Schuß und Hieb und Stich und der Liebling aller Weiber zu werden. Kaum hatte ich dieses gedacht, da raschelte es wieder durch Gras und dürres Laub und zwar auf der anderen Seite der Hasel. Ich sprang schnell zu, konnte aber nur die Halme sich noch ein wenig bewegen sehen, dann war es wieder still. Offen gesagt, mir ward etwas unheimlich zu Mute und ich strebte weiter, um in bekannte Gegenden zu kommen. Zu meiner Verwunderung lichtete sich der Wald jetzt und durch eine Lücke zwischen den Zweigen sah ich ein Stück von einem uralten, mit Moos und Hauslauch bewachsenen Strohdach ragen; aus dem Schornstein kam heller Rauch. Dies nahm mich ganz besonders wunder, denn von einer menschlichen Ansiedelung hatte ich in dieser Gegend ebenfalls niemals etwas bemerkt. Weiterhin am Strande lag allerdings eine sogenannte Heringshütte, allein diese ward nicht mehr benutzt, da man den Fischfang an dieser Küste schon seit einer Reihe von Jahren aufgegeben hatte. Ich gelangte auf einen unbetretenen, mit hohem Grase bewachsenen Weg, der an dem Hause vorüberführte. Eine langhaarige weiße Ziege von unbeschreiblich ehrwürdigem Aussehen war dort angebunden, sah eine Weile forschend auf mich hin und graste dann ruhig weiter. Das Haus war ebenfalls uralt,

wie ich beim Näherkommen sogleich sah, die Balken schwarz und verwittert, und auf dem bemoosten Strohdach mit wunderlich geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel standen unzählige, rötlich blühende Dolden des Hauslauches empor. Ein vielhundertjähriger Holunderbusch, dessen mächtige Kuppel ganz mit grünen Beerentellern bedeckt war, stand wie ein alter Freund daneben. Nur der Unterflügel der alten morschen Thür war geschlossen, der obere geöffnet und zeigte die schwarze Finsternis des inneren Flures. Ich hob die Klinke und trat in den verräucherten Vorraum. Oben an den Balken nisteten die Schwalben und schossen zwitschernd durch den offenen Thürflügel aus und ein, im Hintergrunde auf dem großen Ziegelsteinherde hing ein Kessel über dem Feuer und sang, sonst war es einsam und still. Ich klopfte an die Thür zur Linken; es kam keine Antwort. Dann trat ich ein in eine saubere Bauernstube, wie man sie bei solchen Leuten findet, die eine kleine Gastwirtschaft betreiben. Der Fußboden war weiß gescheuert und mit Sand bestreut, um den alten, schwarzglasierten Kachelofen, der auf hölzernen Füßen stand, lief eine Bank und einige saubere, braune Tische waren von ebensolchen Stühlen und Bänken umgeben. Aus einem großen Glasschranke lugten Flaschen und Gläser hervor und an den Wänden hingen schöne Bilder, die Schicksale der Genoveva, das Erdbeben von Lissabon, Napoleon auf Elba und zwei wunderschöne spanische Jungfrauen, Namens Elvira und Bianka, darstellend. In der einen Ecke tickte mit

lautem Schlage eine alte Standuhr, und das einzig Lebendige von Betracht war ein zahmes Rotkehlchen, das, nachdem es den ersten Schreck über meine Ankunft verwunden hatte, eifrig hinter den summenden Fliegen her war. Mein Marsch hatte mich hungrig und durstig gemacht; ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete, ob nicht jemand kommen würde. Der Pendel der Uhr ging hin und wider, die Fliegen summten, das Rotkehlchen flatterte, draußen zwitscherten die Schwalben und sang der Kessel, aber niemand kam. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus. Dort blühten brennende Liebe, Lawendel und Ringelblumen und weiterhin erstreckte sich ein Grasgarten mit mächtigen Obstbäumen. Da erblickte ich einen alten Mann bei einem Bienenstand und klopfte an die Scheiben, um mich bemerklich zu machen. Dies hatte Erfolg, und nach einer kleinen Weile schlurften langsame Schritte über den Flur und der alte Mann trat ein. O, wie uralt war der. Er trug ein schwarzes Käppchen, unter dem sich spärliches weißes Haar hervorstahl. Die pergamentene Haut seines Antlitzes war von hundert kleinen Fältchen und den zierlichen Flußgebieten feiner blauer Aederchen durchzogen und der zahnlose Mund ein wenig geöffnet. Er war in die alte Tracht des Landes gekleidet, trug weiße Hemdsärmel, eine lange Weste mit großen Taschen, Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe, auf denen er sich langsam schurrend fortbewegte.

„Wat will dei Herr?“ fragte er. — „'n bäten

tau äten un tau drinken, müch ik woll," sagte ich. — „Tau drinken känen Sei kriegen — Melk un Snaps," erwiderte der Alte. „Warm Aeten kann ik Sei nich gäben. — Hier is keiner in, as ik. — Sei sünd all in't Heu. — Aewer groff Brot känen Sei kriegen — un schöne Bodder — un Honnig — und Pimkees — un'n bäten suren . . . Aal is ok noch dor." Es war merkwürdig; als sträube er sich, das Wort Aal auszusprechen, machte er vorher eine kleine Pause und drückte es dann scheinbar mit Widerstreben hervor. — „Gaud," sagte ich, „denn bringen Sei mi ein Glas Melk — un'n Aquavit — un groff Brot — un schöne Bodder — un Honnig — und Pimkees — un ok 'n bäten suren Aal." — Der Alte zog die Stirn in Falten, ließ seine Lider einigemal schnell über den hellblauen Augen, die aussahen, als seien sie vor Alter ausgeblaßt, auf und nieder spielen und wiederholte mit einem gewissen Nachdruck: „Un ok 'n bäten suren . . . Aal."

Dann schurrte er im Zimmer umher und auf den Flur hinaus und brachte mir alles einzeln heran, so daß es eine Weile dauerte, bis alle die Sachen beisammen waren.

„Dei Flietigen lopen sik dot, dei Fulen drägen sik dot," sagte ich, „nich wohr, Olling?" Darüber mußte der alte Mummelgreis so sehr lachen, daß er ins Husten kam und einen kleinen Erstickungsanfall erlitt. „Is richtig, is richtig!" sagte er, als er endlich wieder zu sich kam, „Sei sünd 'n spaßigen Herr! Jejajeja!"

Ich that den guten Dingen alle Ehre an, während der Alte immer im Zimmer herumlauerte, mit Gläsern klapperte oder aus dem Fenster sah, mich aber dabei nicht aus den Augen ließ. Als ich mich an den sauren Aal machte, merkte ich, wie er still ward, und ein Seitenblick überzeugte mich, daß er mit den Händen auf dem Rücken und etwas geöffnetem Munde vorgebeugt dastand und mich mit einiger Spannung beobachtete.

„Dei Aal hett jo so 'ne witte Hut," sagte ich. Der Alte zog wieder die Stirn kraus und seine Lider gingen unglaublich schnell auf und nieder: „Hei is von dei witte Oart," erwiderte er, „dat sünd jo dei besten!"

Ich wollte mir nun nicht die Blöße geben, zu bekennen, daß mir von einer Art des Aales mit weißer Haut bis dahin noch nicht das Geringste bekannt geworden war und machte mich tapfer an das gut aussehende Gericht. Ich fand es vorzüglich. Das Fleisch war schneeweiß und zart, schmolz auf der Zunge und hatte einen ganz besonderen Haselnußgeschmack — mir däuchte, ich hätte noch nie ein so köstliches Gericht gegessen. Ich ließ nichts übrig, und als der Alte das merkte, ging er mit stillem Händereiben hinaus. Das zahme Rotkehlchen war unterdes auf meinen Tisch geflogen und immer dreister einhergekommen:

„Ach wat, ik nehm' mi 'n bäten Kees, hei ward mi woll nix dauhn!" sagte es plötzlich, hüpfte dreist herzu und nahm ein wenig von dem weißen Käse

auf. Ich war ganz starr vor Schreck und stierte mit entsetzten Augen auf den Vogel hin. Da ich mich nun so ruhig verhielt, so ward das Tierchen noch mutiger und pickte sich etwas von der Butter ab. Dann rief es: „Dank ok schön, min leiwe Herr!“ hüpfte auf das Fensterbrett und putzte sein Gefieder.

In diesem Hause blieb ich keinen Augenblick länger bei diesem Hexenmeister, wo die Rotkehlchen sprechen konnten und man weißen Aal vorgesetzt bekam, den es gar nicht gibt. Der Alte kam wieder in die Thür, ich zog meine Börse und fragte nach der Schuldigkeit. „Ich bedank mi välmals vör de Ihr, die Sei mi andahn hebben,“ sagte er, „un kosten deiht dat nix. Un laten Sei sik den suren ... Aal gaud bekamen.“ Dabei plinkte er wieder so wunderlich mit den Augenlidern, und um seinen zahnlosen Mund lag ein sonderbares Lächeln. Ich stammelte ein paar Dankesworte und machte, daß ich fortkam. Draußen stand wie vorhin die alte, ehrwürdige Ziege, sie sah mich wieder aufmerksam forschend an und meckerte dann, daß es klang wie ein Gelächter. Ich lief weiter durch den Haselbusch, doch nun war die brütende Mittagsstille vorüber und überall Vogelstimmen vernehmlich. O welch ein Kichern und Geschwätz, ich vernahm deutlich Spottworte, die nur auf mich gemünzt sein konnten. Hatte ich denn zu viel von dem guten Rostocker Aquavit getrunken? Unter den Eichen war es stiller; ich setzte mich auf eine alte hervorragende Baumwurzel am Fuße eines der

riesigsten Stämme, fühlte mir den Puls, rieb mir die Schläfe und kniff mich schmerzhaft und schonungslos; es war hohe Zeit, daß ich aus diesem Traume endlich aufwachte. Aber es blieb alles, wie es war, ja aus der alten Eiche zu meinen Häupten, die den Rabenhorst trug, kamen nun auch tiefe, grobe Stimmen, und ich hörte, wie ein alter Rabe den jüngeren von der guten, alten Zeit erzählte, da noch vor jeder Stadt ein vielbenutzter Galgen stand, an dem fleißig gehängt wurde, so daß die Raben es gut hatten. Die Welt begann sich zu drehen vor meinen Augen, ein Schwindel überkam mich; ich sank zurück gegen den Stamm der alten Eiche und verlor die Besinnung.

Bis hierher enthält meine Geschichte ja nur wenig des Wunderbaren, aber von dem, was nun folgt, werden Sie — so fürchte ich — mir manches nicht glauben. Denn, denken Sie, als ich wieder zu mir kam, lag ich nicht unter einer alten Rieseneiche, sondern unter einer jungen Kiefer in einer mir durchaus wohlbekannten Gegend. Die einzigen Eichen in der Nähe waren solche, die, soeben erst aus Samen aufgegangen, mit nur zwei Blättern aus dem Moose hervorsahen. Ferner habe ich trotz aller aufgewendeten Mühe weder die Eichen, noch den Haselhorst, noch das alte Haus jemals wiedergefunden. Alles war wie von der Erde hinweggelöscht. Sie werden sagen, ich sei auf meiner Wanderung eingeschlafen und habe die ganze Geschichte nur geträumt. Aber wie wollen Sie dann erklären, daß ich von diesem

Tage ab die Sprache der Vögel verstehe in allen Dialekten, von dem des Zaunkönigs bis zu dem des Kondors? Erst vorgestern hatte ich mit dem alten Kondor im zoologischen Garten einen längeren Gedankenaustausch. Er hat Heimweh nach den Anden, wo, wie der Dichter so schön sagt:

„Der Kondor überm Abgrund hängt,
Den Orchideen bunt umrahmen.“

Wie wollen Sie das erklären, wenn ich nicht damals von dem sauren . . . Aal gegessen hätte? Ich bin übrigens sehr zufrieden damit, denn diese Kenntnis gewährt mir viel Unterhaltung und unerschöpfliches Vergnügen. Nur manchmal läuft eine kleine Enttäuschung mit unter. Sie wissen, was die Dichter dem Gesange der Nachtigall unterlegen, daß er Lust und Leid der Liebe jauchze und klage. Wollen Sie ein Stückchen dieses Liedes in wortgetreuer deutscher Uebersetzung, so hören Sie:

„Fette, fette, fette, fette Flieg'n,
Mück'n, Mück'n, Mück'n, Mück'n,
Käf-, Käf-, Käf-, Käf-, Käferchen,
Zuck-, zuck-, zuck-, zuck-, zuckersüße Holderbeer'n
Schmeck'n, schmeck'n, schmeck'n fein,
De-, de-, de-, de-, de-, delikat!“

„Ich fürchte, Sie haben sich das anders gedacht. Wie es mit der Festigkeit gegen Schuß, Hieb und Stich aussieht, das habe ich noch nicht ausprobieren können, gegen Hexenschuß bin ich jedenfalls nicht gefeit“ — hier rieb er sich ein wenig mit der Faust die Kreuzgegend — „ebenso, wie Sie sehen, nicht

gegen Mückenstich." Damit erschlug er eine Mücke, die sich soeben auf seiner Hand den durchsichtigen Hinterleib prall voll Blut gesogen hatte. Dann fuhr er fort: „Und was das Glück bei den Weibern betrifft, so ist es damit auch nichts, und vielleicht ist das nicht gerade das Schlimmste."

Ein mir unbekannter Vogel hatte schon seit einiger Zeit aus der Ferne einen Lockruf von seltsam eindringlichem Tone erschallen lassen und jedesmal hatte der alte Herr, ohne sich in seiner Erzählung unterbrechen zu lassen, mit der Hand nach jener Richtung hin abgewinkt. Jetzt wurden die Rufe immer dringender; der Alte murmelte: „'s ist gut, ich komme ja schon!" und stand auf: „Ich habe die Ehre, mein Herr," sagte er, indem er mit der Hand an seinen Hut griff. „Sie hören, man ruft mich." Damit machte er sich auf und ging eilig davon, während er, wie damals bei den Dohlen, seine Hand in der Gegend des Ohres eifrig auf und ab schwenkte.

Mit äußerster Verblüffung sah ich ihm nach. Ich war, was man mit einem vulgären Ausdrucke „baff" nennt. Und seitdem zergrübele ich mir den Kopf und kann nicht ins klare darüber kommen, ob der Mann verrückt ist, oder ob er mich ganz ungeheuer zum besten gehabt hat. Was denkst du, lieber Leser?

Waldfräulein Hechta.







1. Die Dürre.

Eines gleichen Frühlings wußte sich niemand im ganzen Dorfe zu erinnern. Seit der Schnee verging, war noch kein einziger Tropfen Regen gefallen; erbarmungslos blank und glänzend stand der Himmel Tag für Tag über den Bergen, und selten nur kam es vor, daß ein schimmerndes Wölkchen versuchte, das öde Blau zu durchschiffen. Es gelangte aber nicht weit, denn schnell ward es dünn und durchsichtig wie ein zarter Schleier und alsbald war es verschwunden, aufgetrunken von der heißen Luft. Der Bach, dessen Rauschen und Brausen um diese Zeit sonst weithin vernommen ward, schlich und rieselte mit ein paar dünnen Wasserfäden durch die sonnigen Steinblöcke, auf denen das Moos vertrocknet war, und bildete an einzelnen Orten stille, glasklare Teiche, in denen die Forellen ängstlich hin und her huschten. Die sonst so ruhelose Sägemühle am unteren Ende des Dorfes war mitten in der Arbeit stehen geblieben, und das wenige Wasser, das noch vorhanden war, plätscherte und tropfte von einer Schaufel des

feiernden Rades in die andere. Was war sonst auf den berieselten Bergwiesen zu beiden Seiten des Thales für eine klingende Musik gewesen von lebendigen Quellen, die, in Rinnen und Röhren hin und her geführt und über das üppige Gras geleitet, fröhlich in der Sonne blitzten und alle Zeit noch vermocht hatten, nach gethaner Pflicht einen plätschernden Ueberfluß an den Bach abzuliefern. Aber das wenige Wassergeriesel, das jetzt aus dem so quellenreichen Walde noch hervorkam, ward gleich anfangs von dem durstigen Wiesenboden aufgetrunken; statt des sonst überall so üppigen Grüns war eine fahle Färbung verbreitet, und bis zu dem fast ausgetrockneten Bach gelangte kein Tropfen mehr. Weiter hinauf, wo sich in verschiedenfarbigen Flecken und Streifen die Felder bis an den dunklen Hochwald hinaufzogen, sah es noch schlimmer aus, denn niedrig und dürftig standen die Saaten auf dem sonst so fruchtbaren Boden, und hätte nicht der starke nächtliche Tau des Gebirges sie allezeit ein wenig erquickt, so wären sie wohl ganz vergangen.

Eine trübe Stimmung herrschte im Dorf, und vielleicht noch nie, seitdem es stand, hatten so viel forschende Augen den Himmel gemustert, und noch nie war von den klugen Wetterverständigen so viel prophezeit worden. Aber alles Prophezeien nützte nichts und wurde leider nicht zu Wasser, sondern immer wieder zu Sonnenschein.

Der alte Lindenbauer saß an einem schönen Sonntagnachmittag unter dem Schatten der uralten

Linde vor seiner Hausthür und trank verdrießlich seinen Schoppen Roten. Neben ihm auf der hölzernen Bank hockte sein Sohn, ein hübscher, zwanzigjähriger Bursche, und flocht an einem Peitschenstiel aus Wacholderzweigen.

Der alte Bauer paffte aus seiner kurzen Stummelpfeife still vor sich hin, blickte in die sonnenflimmernde Landschaft und knurrte nur zuweilen ein wenig. Endlich trank er einen langen Zug, räusperte sich bedächtig und sprach: „Weißt du, Joseph, Verlaß ist in diesem verdrehten Jahr auf nichts mehr. Siehst du da wieder den Abendberg, was? Wie war es immer, so lang ich denken kann und wie mir mein Großvater schon erzählt hat? ‚Wenn der Abendberg eine Mütze aufsetzt, da gibt's Regen, ehe vierundzwanzig Stunden um sind.' Und das kam so sicher wie das Amen in der Kirche. Siehst du, heute hat er sich wieder seine Kappe tief über die Ohren gezogen, aber glaubst du wohl, daß es morgen regnen wird? Gott bewahre, fünfmal hintereinander ist es schon nicht mehr eingetroffen! Die Welt ist konträr geworden."

Dann knurrte er wieder ingrimmig, paffte heftig vor sich hin und sah zu, wie die heiße Luft über seinen Feldern zitterte.

Der junge Mensch hatte zu der Rede des Vaters nur genickt, dann sagte er:

„Ja, wenn wir jetzt keinen Regen bekommen, da ist es mit dem Futter zu Ende. Am Erlenbruch da finden die Kühe noch eine Woche was, dann ist

es vorbei. Sie lassen alle Tage mehr nach mit der Milch, die Liese steht schon beinahe trocken und war sonst die beste."

Der Alte kratzte sich hinter den Ohren und brummte etwas, das wie ein Fluch klang. Dann fuhr der Sohn fort:

„Dort, hinter dem Abendberg, soll schöne Weide sein, genug für hundert Kühe."

„Was nützt uns das!" sagte der Alte verdrieß-lich. „Aus dem verwünschten Wald ist noch niemand wiedergekommen außer dem Mühlenhannes, und der ist verrückt geworden. Dort wächst das Irrkraut, und wer darauf tritt, der geht in die Irre, bis er verschmachtet."

„Aber der Herr Picus," warf nun der Sohn ein, „der wandert dort doch überall herum und sam-melt seine Kräuter, und es thut ihm nichts. Er hat doch damals den Mühlenhannes gefunden und zurück-geführt. Freilich, den Verstand konnt' er ihm auch nicht wiedergeben!"

„Ja, Herr Picus," sagte der Alte, „der kann mehr als Brot essen. Den wird der Leibhaftige auch wohl in seinem Hauptbuch zu stehen haben."

„Herr Picus thut niemand was zuleide," er-widerte Joseph. „Mit seinen Kräutertränken hat er schon vielen geholfen, und er verschickt sie weithin, bis ins Holland, sagen die Leute. Soll ich ihn, wenn morgen wieder kein Regen kommt, mal fragen, wie er es macht, daß der verrufene Wald ihm nichts an-haben kann? Wenn er's mir sagt, da suche ich die

Wiesen hinter dem Abendberg, und unseren Kühen ist geholfen. Sonst müssen wir sie verkaufen oder sie kommen um."

Der Alte wollte nicht heran an diesen Vorschlag, als aber am Abend seine Kühe eingetrieben wurden und er sah, wie ihnen die Hüftknochen hervortraten und alle Rippen zu zählen waren, da brummte er: „Na, kannst es ja mal versuchen mit dem Herrn Picus!"



2. Herr Picus.

Als sich am frühen Morgen des nächsten Tages der Abendberg wieder in voller Klarheit zeigte, so daß man jegliches Bäumchen und jeden Stein auf seinem Gipfel zählen konnte, und sich der Himmel ebenso glänzend blau über das Thal wölbte wie immer, da packte die alte Bäuerin allerlei Gaben in einen Korb, die sie für geeignet hielt, den Herrn Picus günstig zu stimmen. Da hinein kam ein Häflein Lindenhonig vom vorigen Jahre, weißgelb und schon verzuckert, aber noch von köstlichem Geschmack, dazu eine stattliche Rauchwurst, dergleichen niemand in der ganzen Gegend so wohl gelang als ihr, und ein paar Flaschen vom Besten, der schon zwölf Jahre im Keller lag. Während sie so kramte, fiel ihrem Sohn Joseph ein Ring ins Auge aus gelbem Metall, der auf dem Bort lag. Der war daumsdick, von länglicher Form

und so groß, daß man die vier Finger der ganzen Hand hineinstecken konnte. Dieses sonderbare Gerät, dessen Gebrauch niemand im Dorfe zu erklären wußte, hatte er einst unter einem großen Stein gefunden, wo es in alter Zeit wohl jemand verborgen haben mußte. Da ihm nun einfiel, daß Herr Picus für derlei seltsame Dinge und Altertümer eine besondere Liebe zeigte und allerlei Steinbeile, bronzene Schwerter und sonstiges altes Gewaffen sorglich aufbewahrte, so legte er auch diesen merkwürdigen Ring mit in den Korb und machte sich auf den Weg. Dieser war sonst gar beschwerlich, denn er führte auf steilen Pfaden über das Gebirge; jetzt aber, da die Bäche fast leer waren, konnte man viel näher und ganz bequem zu dem Wohnorte dieses seltsamen Laboranten kommen durch eine schmale Felsschlucht, die sonst wegen der brausenden Gewässer eines Baches unzugänglich war, desselben, der später das freundliche Thal in seiner ganzen Länge durchfloß.

Joseph wanderte aufwärts und stand bald vor der steilen Felswand, aus deren schmaler Schlucht der Bach hervorkam. Hier war es glühend heiß, die Sonne strahlte von dem grauen Felsen zurück, und nichts Lebendiges war zu bemerken als einige Schmetterlinge, die dort lautlos umherflogen. Dazu herrschte Stille ringsum, nur das leise Rieseln der spärlichen Wasserader auf dem Grunde des Baches war vernehmlich.

Eine angenehme Kühle umfing ihn, als er in die Schlucht eintrat, und wachsende Dämmerung, je

weiter er sich vorwärts bewegte, denn die Wände zu beiden Seiten stiegen mächtig empor, und von oben schaute nur ein schmales Streifchen des blauen Himmels herein. So schritt er eine lange Weile zwischen den feuchten, tropfenden Steinmauern dahin und kletterte über die Felsblöcke immer höher empor, bis es allmählich lichter ward und vor ihm helles Grün im Schein der Sonne glänzte. Er verschnaufte eine Weile und hörte nun vor sich ein schnelles, taktmäßiges Hacken und dazwischen zuweilen den gellen Schrei eines Schwarzspechtes.

Der Bach durchströmte hier ein kleines, fast überall von steilen Seitenwänden umgebenes Thal, aus dem zwischen umhergestreuten Felsblöcken einige gewaltige Edeltannen aufgeschossen waren. In einem sonnigen Winkel dieses Thales, wo die mächtige Platte eines aus der Wand vorragenden Felsblockes ein natürliches Dach bildete, hatte sich Herr Picus angesiedelt und sich aus Balkenwerk und Steinen ein wunderliches, aber warmes und wetterdichtes Haus gebaut, in dessen einzigem großen Raum er sicher und behaglich hauste und auf einem gewaltigen steinernen Feuerherde seine mannigfaltigen Elixiere und Kräutertränke kochte.

Das emsige Hacken und das Schreien des Schwarzspechtes dauerte fort, als Joseph die unregelmäßigen Steinstufen emporstieg, die aus dem Bette des Baches zu jenem Thalgrunde hinaufführten, und schon erblickte er das wunderliche Haus und die vor ihm aufgespeicherten Brennholzvorräte, als sich plötzlich von

einem Haufen gelblich-weißer Späne mit gellendem Warnungsgeschrei und großem Geräusch ein Schwarzspecht erhob und die Flucht ergriff. Man sah die rote Kappe des seltsamen Gesellen noch einmal aufleuchten und dann war er verschwunden, ob hinter der großen Edeltanne oder in der schwarzen Thüröffnung des Hauses, das blieb zweifelhaft. Dort, wo der Vogel scheinbar gesessen hatte, waren lange, schmale Späne zum Feueranmachen teils sauber aufgeschichtet, teils lagen sie neben einem großen Holzscheit, als seien sie eben erst heruntergehauen worden. Das hatte ja fast den Anschein, als sei das Tier dort mit Holzkleinmachen beschäftigt gewesen. Dem guten Burschen ward etwas wunderlich zu Mut und das Herz klopfte ihm bänglich, als er nun langsam auf das Haus zuschritt. Rings herrschte ein schwerer, narkotischer Duft, denn an einzelnen sonnigen Stellen war der Boden urbar gemacht worden, und allerlei seltsame, aromatische Pflanzen standen dort mit unerhörten Blüten geziert. Aus dem hoch aufgemauerten Schornstein des Hauses kam ein leichter, veilchenfarbiger Rauch und verlor sich allmählich in die Zweige der Edeltannen.

Als Joseph in den dämmerigen Raum eintrat, war er zu Anfang geblendet, bald aber erkannte er den Herrn Picus, der sich gerade an dem Feuerherde zu thun machte und neues Holz in die Flammen warf. Aus dem Kessel darüber tönte ein feines, weinerliches Singen und Miauen, das sich gar seltsam anhörte. Herr Picus war ganz schwarz gekleidet

und trug auf dem Haupt ein feuerrotes Käppchen, darunter schaute ein pergamentenes Vogelgesicht hervor mit gelben, stechenden Augen und einer langen, spitzen Nase, mit der er, wenn er nach seiner Gewohnheit den Kopf lebhaft bewegte, stets nach irgend etwas zu hacken schien. So warf er nun auch plötzlich den Kopf zu Joseph herum und fragte mit einer hohen, gellenden Stimme:

„Nun, was bringst du? Was willst du haben? Denn wenn der Bauer was bringt, will er auch was haben!“ Dann kicherte er, als hätte er den schönsten Witz gemacht, und fuhr fort: „Soll's was sein für den Magen oder für das Herz, gegen die Gicht oder für die Liebe? Es ist alles da, alles da!“ rief er und schwenkte seine Hand gegen die Hinterwand seines Zimmers, wo auf Borten unzählige Fläschchen standen von den wunderlichsten Formen, kugelige mit langen Hälsen und vierkantige mit kurzen, bauchige und schlanke, kleine und große. In den einen leuchtete es wie Rubin, in den anderen wie Smaragd, in diesen veilchenblau, in jenen goldgelb.

Joseph hob den Deckel von seinem Korbe und sagte:

„Meine Mutter schickt hier ein paar Kleinigkeiten und läßt Euch einen schönen Gruß sagen.“

„Weis her, weis her!“ rief Herr Picus eifrig und holte das Honighäflein hervor. „Süße Sachen, süße Sachen!“ murmelte er befriedigt. „Schön, schön!“ Dann hob er die Wurst heraus und fuhr mit seiner Nase darauf los, als wolle er gleich hin-

einhacken. Er beroch sie mit Kennermiene und rief dann: „Lecker, lecker! Gefällt mir!“ Darauf hielt er eine der Flaschen gegen das Licht und schmunzelte: „Kenn' ich, kenn' ich! Ist von dem alten!“ Und seine spitze Zunge kam hervor und befeuchtete wohlgefällig die schmalen ledernen Lippen. Dann sah er auf dem Grund des Korbes noch etwas schimmern, und dem aufmerksamen Joseph entging es nicht, mit welcher Gier er nach dem Ringe griff und wie seine gelben Augen dabei funkelten. Er nahm ihn, wog heimlich in der Hand seine Schwere und drehte ihn sehr eifrig hin und her; dann suchte er seine Aufregung zu dämpfen und sich ein gleichgültiges Aussehen zu geben. „Danke, danke für das Ringelchen!“ sagte er. „Kann's zwar nicht gebrauchen, aber weil's ein altes Stück ist.“ Und damit legte er ihn scheinbar gleichgültig zu dem übrigen.

Joseph nahm ihn sofort wieder an sich und sprach:

„Der gehört nicht dazu, der ist wohl nur zufällig in den Korb gekommen.“

Der Alte war aber fest entschlossen, das Stück an sich zu bringen, denn er hatte sofort erkannt, daß es ein sogenannter Eidring war aus alter Heidenzeit von dem reinsten Gold und wohl über hundert Thaler wert. Er sagte darum in schmeichlerischem Ton:

„Söhnchen, Söhnchen, nun sag, was wünschest du von mir? Um den Ring werden wir schon einig!“

„Ihr sollt ihn gern haben, wenn Ihr mir sagt, was ich wissen will,“ erwiderte Joseph, der das begehrte Kleinod fest umschlossen hielt, und dann trug er ihm sein Anliegen vor.

Herr Picus fing an, erklecklich zu wimmern, als er vernahm, was der junge Mensch wollte.

„Ja, das glaub' ich, Söhnchen, das glaub' ich, Söhnchen! In dem verwunschenen Wald am Abendberg da wachsen die herrlichsten Kräuter der Welt. Wenn da erst jeder ungestraft herumstapfen darf, da würden die anderen Laboranten bald kommen und mir alles fortrupfen und ich hätte das Nachsehen. Dann könnten sie ebenso gute Tränke machen als ich. Ja, ja!“

Joseph drehte den Ring in seiner Hand, ließ ihn in der Sonne blitzen und steckte ihn dann langsam in die Tasche. Herr Picus aber geriet in große Unruhe, kraute sich hinter den Ohren und lief in seinem Zimmer umher, während er mit den Armen schlug, als ob er auffliegen wollte, und von Zeit zu Zeit sonderbare Wehrufe ausstieß; dann kramte er zwischen seinen unzähligen Flaschen und schloß endlich eine eisenbeschlagene Truhe auf und wühlte darin längere Zeit. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und näherte sich Joseph wieder.

„Es ist nicht um den Ring,“ sagte er, „aber ich hab' dich immer gern gehabt, Söhnchen, und dann dauert mich auch eure Not, dauert mich wirklich. Wenn du schweigen kannst und schwören willst, es nie zu verraten, da will ich dir das Mittel geben.

Du brauchst nur deinen Ring in die rechte Hand zu nehmen und zu sagen: „Ich schwör's!‘“

Als Joseph sich hiezu gern bereit erklärte, da öffnete Herr Picus seine Hand, überreichte dem jungen Burschen ein winziges pergamentenes Päckchen und sagte: „Wer Farnsamen bei sich trägt in seinen Schuhen, der ist gefeit gegen das Irrkraut. Und nun gib mir den Ring.“

Joseph traute dem Alten noch nicht so recht.

„Ist es auch wirklich das rechte Mittel?“ fragte er mißtrauisch, indem er das unscheinbare Päckchen zwischen den Fingern drehte.

„Der Habicht soll mich schlagen, wenn's nicht wahr ist!“ rief Herr Picus. „Gib her, ich schwör's dir auf den Ring.“

So wurden denn die beiden Leute handelseins, und Joseph machte sich vergnügt wieder auf den Abstieg, während Herr Picus ebenso vergnügt zurückblieb, seinen goldenen Ring in der Sonne glänzen ließ und zuweilen in ein anhaltendes, vergnügtes Kichern ausbrach.



3. Die Wanderung.

Es war noch früh am Tag, als Joseph wieder in den Lindenhof zurückkehrte, deshalb packte er schnell sein Bündel und beschloß, noch an demselben Tag aufzubrechen, denn je eher er eine Weide für die

darbenden Kühe fand, desto besser war es. Er nahm Abschied von seinen Eltern und wanderte auf dem nächsten Wege dem Gebirge zu. Als er auf der Brücke über den Bach schritt, saß da unten auf einem großen Steine der Mühlenhannes, ließ sich die Sonne auf seinen wirren Haarschopf scheinen und brüllte sein sonderbares Lied:

„Das Haar wie Feuer,
Der Leib wie Schnee,
Und die Augen so grün wie Glas ...“

sang er gerade, als Joseph vorüberkam.

Da der Verrückte nun sah, daß jener mit einem Bündel auf dem Rücken dem Abendberge zuwanderte, so unterbrach er sich und rief: „Glück auf, Glück auf! Und grüß den alten Uhu!“ Dann lachte er so gräßlich, daß Joseph, von Schauer erfüllt, schneller ausschritt.

Im Walde war es schwül und still, und ein Duft nach Harz und vertrockneten Pflanzen herrschte überall. Das Gras am Boden war versengt, die Kräuter ließen die Blätter hängen, und die kleinen Wäldchen von Heidelbeeren und jung aufgeschossenen Bäumchen, die die großen, moosigen Felsblöcke bedeckten, begannen zu verdorren. Je weiter Joseph den Berg hinanwanderte, desto wilder ward die Gegend, desto mächtiger die verstreuten Felsblöcke, und desto gewaltiger die Bäume. Es waren meist Edeltannen, zuweilen aber standen dazwischen große Horste uralter Eiben von unbeschreiblich ehrwürdigem Aussehen.

Als er schon über eine Stunde bergauf gestiegen war, sah er etwas Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und beim Näherkommen fand er eine uralte, turmdicke Eiche, die mit der ungeheuren Wölbung ihrer laubigen Kuppel einen ebenen, runden Platz beschattete. Rings um diesen Platz standen im Kreise, wie von Menschenhand geordnet, Felsblöcke in regelmäßigen Entfernungen voneinander, und unter der alten Eiche, dicht am Stamm, lag ein großer Stein, in dessen Oberfläche sich einige Vertiefungen und Rinnen befanden. Gerade über diesem hatte der riesige Baum eine Höhlung wie eine Altarnische, und plötzlich schrak Joseph heftig zusammen, denn in dieser Höhlung saß ein ungeheurer Uhu und blickte mit großen, runden Augen ruhig auf ihn hin. Als nun der junge Mann, dem es an diesem düstern Orte mit seinem feierlichen Schweigen gar nicht geheuer war, eilend vorüberschritt, drehte das stolze Tier langsam den Kopf und folgte ihm mit den Augen, bis er hinter den Felsen verschwunden war. Joseph sah nach dem Stande der Sonne und schritt rüstig weiter, bis er plötzlich durch ein leises, feines Winseln zu seinen Füßen erschreckt wurde. Er stand und blickte zu Boden, konnte aber nichts bemerken als ein seltsames Kraut, das mit seinen langen Ranken gleichsam wie suchend durch das Moos hinirrte. Er setzte den Fuß weiter und war eben im Begriff, wieder auf eine solche Ranke zu treten, als er nochmals das feine Winseln hörte und zu seinem Schrecken bemerkte, daß die Ranke

sich wie ein lebendes Wesen vor seinem Fußtritt zurückzog. Er machte einen Satz, um aus dem Bereich dieser unheimlichen Pflanze zu gelangen, und wanderte unverdrossen weiter in dem verwunschenen Walde.

Bäume und Felsen, Felsen und Bäume, immer dasselbe. Und merkwürdig eben war die Gegend geworden, nirgends sah er einen Hang emporsteigen, wie vorhin, da er doch stetig aufwärts geschritten war. Felsen und Bäume, Bäume und Felsen; sie waren sich alle so merkwürdig ähnlich. So wanderte er wohl eine Stunde, da sah er plötzlich etwas Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und als er näher kam, fand er dieselbe uralte Eiche, die er vorhin schon gesehen hatte. Voll Grauen rannte er vorüber, der alte Uhu drehte langsam den Kopf und sah ihm ruhig nach.

Aus dem Bereich dieser schauerlichen Gegend gelangt, setzte er sich auf einen Stein, und die Schrecken der Einsamkeit kamen über ihn. Herr Picus hatte ihn betrogen, denn der Farnsamen half ihm nichts. Nun suchte er nach dem Päckchen in allen Taschen mit steigender Angst und konnte es nicht finden. Endlich kam es ihm zwischen die Finger, allein was nützte es, daß er das Mittel bei sich trug, wenn es doch nichts half!

Nun galt es, wieder herauszukommen aus diesem verwünschten Walde, und das erschien ihm gar nicht so schwer, denn den Herweg hatte er sich gut gemerkt. Dann wollte er Herrn Picus wohl zur Rede stellen.

Er sah nach dem Stande der Sonne und machte sich auf den Rückweg. Aber sonderbar, der Boden senkte sich nirgends thalwärts, es blieb alles eben, und die Zeichen, die er sich beim Aufstieg gemerkt hatte, fand er nicht wieder. Ueberall nur Felsen und Bäume, Bäume und Felsen, einer wie der andere, und ehe er es sich versah, war er wieder bei der alten Eiche. Er rannte schaudernd vorüber; der alte Uhu blickte ihm nach wie vorhin. Nun war ihm, als höre er weit in der Ferne das schauderhafte Gelächter des Mühlenhannes, und ganz leise und dumpf seinen Zuruf: „Glück auf, Glück auf! Und grüß den alten Uhu!"

Er sank wieder auf denselben Stein, und die Verzweiflung überkam ihn. Noch einmal zog er das Päckchen hervor und betrachtete es. Es stand nichts darauf, als ein sonderbares, magisches Zeichen wie eine Vogelklaue und das Wort „Farnsamen" in zierlichen Schriftzügen. Endlich verfiel er darauf, es zu öffnen. Er fand darin ein feines bräunlichgelbes Pulver und wollte das Pergament schon wieder schließen, als er bemerkte, daß auf der Innenseite auch etwas geschrieben war. Unter demselben Zeichen einer Vogelklaue, wie draußen, stand dort ebenfalls: „Farnsamen", und dahinter noch etwas: „So du davon in deine Schuhe thust, ist gut gegen die Irrwurz."

Wie eine Last fiel es ihm plötzlich von der Seele, und zugleich erinnerte er sich, daß Herr Picus nicht allein gesagt hatte: „Wer Farnsamen bei

sich trägt," sondern hinzugefügt hätte, „in seinen Schuhen." Doch das war ihm ganz entfallen. Nun streute er ein wenig von dem Pulver in diese hinein und machte sich erneuten Mutes auf die Wanderschaft.

Jetzt war es anders denn vorhin. Klar und deutlich lag der Weg vor ihm, der zur Höhe führte, und seine Füße wandelten von selber den richtigen Pfad. Als er fast die Höhe des Bergrückens erreicht hatte, der sich zur Seite zu dem mit gewaltigen Felstrümmern besäten Gipfel des Abendberges auftürmte, fiel ihm auf, daß der Boden grüner wurde, und die Kräuter frisch und üppig dastanden. Hier war offenbar der Regen nicht ganz ausgeblieben. Nach einer Weile ward es licht vor ihm zwischen den Bäumen, und zugleich vernahm er ein Hämmern und Pochen unzähliger Spechte, sowie die schrillen Rufe dieser Vögel. Dann trat er hinaus auf eine Stelle grausiger Verwüstung. Hier war vor Jahren ein Wirbelsturm durch den Wald gegangen und hatte einen breiten Streifen vollständig niedergelegt, nur einige wenige jüngere Bäume mit zerzausten Wipfeln waren stehen geblieben. Aber die alten Riesen lagen alle am Boden, wild durcheinander ihre verdorrten Wipfel mischend. Sie waren mit ihren gewaltigen Wurzeltellern einfach umgekantet wie riesige Leuchter und hatten den ganzen Boden in ihrem Umkreis mit emporgenommen; sogar einzelne mächtige Felsblöcke hingen an diesen senkrecht hochstehenden Erdwänden, von dem Geflecht der Wurzeln fest umklammert. Aus

dem also freigelegten Boden war ein üppiges Gewirr von Himbeersträuchern, hohem Gras und den verschiedensten Kräutern emporgeschossen, insonderheit der giftige Fingerhut stand dort in ganzen Wäldern und leuchtete mit roten und gelblich weißen Blüten überall hervor.

Ehe sich Joseph in diese Wildnis hineinwagte, stand er eine Weile und blickte sich um. Die Sonne war schon im Sinken, bestrahlte rötlich die vorragende Kuppe des Abendberges und säumte die Wipfel des ringsum aus der Ferne dämmernden Waldes mit Gold. Und in dieser Abendstille war es ihm, als vernehme er das unsägliche, mannigfache Knirschen und Wirken der zahllosen Käfer und Holzwürmer, die in den gewaltigen Baumleichen unablässig thätig waren. Jedoch übertönt wurden diese leisen Geräusche durch das emsige Trommeln und Hacken der Spechte von allen Arten, die sich wohl an dieser reichbesetzten Tafel aus der ganzen Umgegend zusammengefunden hatten.

Dann schritt Joseph weiter und suchte zwischen den haushohen Wänden der Wurzelgeflechte und über die gefallenen Riesenstämme seinen Weg. Nicht weit war er gegangen, da schreckte ihn ein leises, träges Rascheln im Gras, so daß es ihm kalt den Rücken herablief. Er gewahrte den zickzackstreifigen Rücken einer Kreuzotter, die sich langsam entfernte. Nun tastete er mit seinem Stock vor sich her, wie er weiter schritt, und dann raschelte es bald hier, bald da; zuweilen bäumte sich auch solch giftiges Geziefer zischend

auf und biß wütend nach dem Stecken. Hier und dort sah er auch derlei häßliches Gewürm an einem freien Fleck zusammengeringelt liegen; sie waren schön, fett und groß und schauten mit bösen Augen auf ihn hin. Er sehnte sich hinaus aus diesem Wirrsal. Dazu war rings ein süßer, schwerer Duft verbreitet nach trockenen Nadeln und Aesten, die den ganzen Tag in der Sonne gebrütet hatten, und nach allerlei wunderlichen Kräutern, deren unbekannte Blüten ihn wie mit Augen anblickten.

Plötzlich fuhr er wieder schreckhaft zusammen, denn mit gellendem Geschrei stieg in seiner Nähe ein Schwarzspecht empor und schoß geräuschvoll davon. Und was war das? An der Stelle, wo der Vogel verschwunden war, ging ja Herr Picus in seiner schwarzen Kleidung und mit dem roten Käppchen auf dem Haupte in gebückter Stellung umher, scheinbar emsig nach Kräutern suchend. Schon wollte er ihn freudig anrufen, da blickte er näher zu und sah, es war nur ein seltsam gekrümmter Wurzelstock, über den die roten Blüten des Fingerhutes emporragten.

Endlich hatte er dieses Spechtparadies und Otternnest hinter sich und schritt mit erleichtertem Herzen in dem dunkelnden Walde weiter. Er mußte daran denken, sich eine Stelle zum Nachtlager zu suchen, aber in der Nähe dieses giftigen Gewürms wäre er um keinen Preis geblieben. Der Boden senkte sich wieder, und Joseph folgte nun dem Lauf eines klaren Baches, der reichlich mit Wasser gefüllt

war. Wie köstlich erschien ihm dies üppige Murmeln, Rauschen und Plätschern nach so langer Entbehrung.

Die Finsternis lagerte sich zwischen den Stämmen und aus dem fernen Dunkel des Waldes schallte zuweilen schon ein Eulenruf, da fand Joseph einen Ort, der ihm zusagte und wo er zu übernachten gedachte. Hier hielt er seine Abendmahlzeit und stieg dann in einen Baum, wo er sich, so gut es ging, aus abgebrochenen Zweigen ein Lager bereitete.

Als es ganz dunkel war, kam der Mond herauf, und seine schimmernden Lichter wandelten durch die Finsternis. Bald hier, bald da glänzte das flimmernde Gewässer des Baches aus der nächtlichen Schwärze. Langsam wanderte der leuchtende Schimmer weiter und glitt über die sprudelnden Fälle, hob hier einen Strahl von flüssigem Silber hervor und ließ dort hundert blitzende Lichter auf bewegter Fläche tanzen. Und in der Stille der Nacht hörte man deutlicher die endlose Musik des Gewässers, das metallene Tönen, das Gurgeln, Rieseln und Plätschern und Klänge wie von silbernen Glöckchen. Doch noch andere Töne vernahm Joseph zu der melodischen Begleitung des Baches. Aus der Ferne der silbernen Nacht kam der Gesang einer schönen weiblichen Stimme, als wäre der Mondschein zu Klang geworden, eine holde, schwermütige Melodie, wie ein sanftes Wiegenlied für die schlafende Natur. Und im Horchen auf diesen Gesang entschlief er endlich.

*

4. Das Waldfräulein.

Am anderen Morgen in der Frühe, als noch nebelgraue Dämmerung im Walde lag, erwachte Joseph auf seinem harten Lager, hielt seine Morgenmahlzeit zu einem frischen Trunk aus dem Bach, und als die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel streiften, setzte er seine Wanderung fort. Ihr Ziel war näher, als er dachte, denn da er, dem Laufe des Baches folgend, um eine vorspringende Felsenkuppe bog, schien es licht durch die Stämme und eine kurze Weile später lag vor seinen Augen ein herrliches Wiesenthal, eingeschlossen von sanft ansteigenden Bergwänden. Da er so lange den Anblick reichen, frischen Grüns entbehrt hatte, so däuchte ihn diese blumige Wiesenmulde, durch die der Bach in blanken Bögen dahinging, während ihm plätschernde Quellen von allen Seiten zueilten, ein wahres Paradies. Nun hatte er gefunden, was er suchte, und eilend machte er sich auf den Rückweg. Es gelang ihm, den großen Windbruch mit seinen giftigen Insassen zu vermeiden, und da er nun nicht mehr gezwungen war, in die Irre zu gehen, erreichte er schon nach wenigen Stunden das Dorf auf einem Wege, der gar keine Schwierigkeiten darbot. Dort herrschte große Freude über die geglückte Unternehmung, und am nächsten Morgen in aller Frühe schon zog er mit seinen Kühen zu dem neu entdeckten Paradiese.

O, wie die Tiere brüllten, als sie den Duft der frischen Wiesen witterten. Die matten Augen be=

gannen zu glänzen, und obwohl sie durch lange Entbehrung kraftlos und von der weiten Wanderung ermüdet waren, so rannten sie doch ihrem Hirten davon, und bald standen sie alle bis an die Kniee in dem frischen Grün und rupften nach Behagen das fette Gras und die saftigen Kräuter. Joseph sah ihnen vergnüglich eine Weile zu, dann ließ er sie unter der Obhut seines getreuen Hundes und wanderte in der Gegend umher, in der Hoffnung, eine Höhle oder sonst einen Unterschlupf zu finden, oder einen Platz, der zur Anlegung einer Hütte geeignet sei. In der Mitte dieses lieblichen Thales war ein kleiner Hügel gelegen wie eine Insel. Auf seinem Gipfel trug er eine mächtige Buche, und unter dieser leuchtete es in rötlichem Schimmer, denn der ganze Hügel war mit wilden Rosenbüschen bedeckt, die tausende von zarten Blüten dem Lichte darboten. Die Büsche mit ihren dornigen Zweigen hielten dort alles umsponnen, nur ein schmaler Pfad führte zu dem Baume empor. Als nun Joseph dort oben stand in den Rosendüften unter der Buche, deren reiner Stamm schimmerte wie mattes Silber, da ward ihm wunderlich zu Mut, denn ihm war immer, als stünde jemand neben ihm, als fühle er den Anhauch eines warmen Menschenleibes. Ein süßes Grauen überlief ihn. Ueber den Rosen spielten die Schmetterlinge in der Luft, im Sonnenschein standen glänzende Schwebefliegen, und in den Blättern des Baumes säuselte zuweilen ein leichter Wind, daß es klang wie sanfte Musik, gleich dem holden Gesange, den

er in der vorletzten Nacht gehört hatte. Dann, wenn der Wind schwieg und wieder Stille herrschte, nur unterbrochen von dem leisen Rieseln der Gewässer, da glaubte er sanfte Atemzüge zu vernehmen, und zuweilen ging es wie ein Seufzer durch die Luft. Da ihm solches diesen lieblichen Ort unheimlich machte, so wanderte er weiter durch das Thal und kam in eine Gegend, wo es durch eine zerklüftete Wand begrenzt wurde und große, herabgestürzte Steinblöcke im Grase lagen. Auf den Vorsprüngen der steilen Felsen hatten sich rankende Gewächse angesiedelt und hingen aus den Spalten hernieder, zarte, grüne Schleier über den grauen Stein hinbreitend, und dort, wo sie am dichtesten, fast bis auf den Boden niederhingen, ward in den Lücken ein tiefes Schwarz sichtbar. Joseph schob die Ranken beiseite und fand den Eingang zu einer geräumigen Höhle, welche Entdeckung er mit Freuden begrüßte. Er schaffte alsbald seine auf dem Rücken und den Hörnern der Kühe mitgebrachten Geräte und Vorräte hinein, bereitete sich ein Lager aus weichem Laub, sammelte Feuerholz in dem benachbarten Walde, griff unter den Steinen des Baches einige stattliche Forellen und war so bald aufs schönste eingerichtet. Er hielt seine Mahlzeit, trieb gegen Abend seine Kühe in diese Gegend zum Melken und saß dann noch eine Weile auf dem Stein vor seiner Höhle, während der Tag langsam in die helle Juninacht hinüberdämmerte. Zu seinen Füßen lag der Hund und ringsum die satten Kühe, behaglich wiederkäuend.

Dann, als der Mond groß und rot hinter fernen Tannenzacken emporstieg und die Gewässer lauter durch die Stille der Nacht rauschten, streckte er sich auf sein Lager und entschlief bald süß und sanft. Doch um Mitternacht erwachte er wieder von einem leisen Winseln seines Hundes, das aber sogleich wieder verstummte. Ein apfelartiger Duft nach den Blättern der wilden Rose war in der Höhle verbreitet, vielleicht stand der Wind gerade von dem kleinen Hügel her. Er stützte den Kopf auf und horchte eine Weile. In der Oeffnung der Höhle stand die weißliche Junimondnacht, und nichts war vernehmlich als die unablässige Musik der Gewässer oder ein vereinzelter Glockenton, wenn eine Kuh das Haupt bewegte. Schon wollte er sich niederlegen, da vernahm er wieder den wunderbaren Gesang näher und deutlicher als damals, ja, sogar die Worte konnte er verstehen:

„Die Rosen blühen im Mondenschein
In der silbernen Juninacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht.

Die Rosen blühen ohne Zahl
Beisammen froh gesellt,
Die Quellen rieseln und rauschen zu Thal
Selbander in die Welt.

Ich weiß eine Blume, die blüht allein
In der stillen Mondennacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht."

Ein holdes Grauen überlief Joseph bei diesem Gesang, und lange noch lauschte er, als er verstummt war. Doch alles blieb still, und über dem vergeblichen Lauschen schlief er endlich ein.

Am andern Morgen in der Dämmerung, als er von dem Läuten der weidenden Kühe erwachte, war wieder der Duft nach wilden Rosen das erste, das ihm bemerklich ward, und als er sich aufrichtete, sah er bei dem einfallenden Morgenlichte, daß überall im Umkreise seines Lagers und über ihn hinweg dergleichen zarte Blumen gestreut lagen, und ein verwunderliches Grübeln befiel ihn über diese seltsame und liebliche Thatsache. Und als er nachsann, welch ein Wesen es wohl sei, das seine Einsamkeit teile und sich durch so anmutige Kundgebungen bemerklich mache, da fiel ihm eine Märe ein, die man im Dorf erzählte, und die er, wer weiß wie oft schon, gehört hatte.

„Draußen hinter dem Abendberge,“ so erzählte man, „liegt eine wunderschöne Wiese. Dort wohnt das Waldfräulein Hechta in einem Rosenhage. Wenn man dreimal an die schöne Buche klopft, die dort steht, so tritt sie herfür, und wem sie ihre Liebe schenkt, der wird zum Glücklichsten unter den Sterblichen. Denn so er die Probe besteht und dem Fräulein die Treue bewahrt, steigt aus dem Rosenhügel ein prächtiges Schloß empor und er wird herrschen mit ihr über alle Lande weit umher. Aber ringsum in den Wäldern wächst das Irrkraut, und niemand findet vor oder zurück, der sich dort hineinwagt.“

Diese Geschichte ging dem jungen Manne den ganzen Morgen durch den Kopf, und unabläßig sah er von ferne nach dem kleinen Hügel hinüber. Dorthin zog es ihn mit sehnsüchtiger Gewalt, und dennoch hielt ihn wieder eine bange Scheu zurück. Endlich um die Mittagszeit konnte er diesem seltsamen Drange nicht mehr widerstehen und immer näher kam er dem Orte seiner Sehnsucht. Die Sonne glühte am wolkenlosen Himmel und kein Grashalm regte sich. Verschlafen rieselten die Quellen über den steinigen Grund, und der Bach murmelte und rauschte wie im Traum. In dem Wipfel der Buche, die mit blanken, glänzenden Blättern regungslos dastand und und ihre flachen Zweige wie Hände offen hielt, um den Sonnenschein aufzunehmen, saß ein Pirol und ließ unabläßig seine flötenden Rufe ertönen; es war, als riefe er lockend zu unsäglichem Glücke. Joseph stieg langsam den Pfad zwischen den Rosen empor und stand nun vor dem silbergrauen Stamm der schönen Buche. Ihn schauderte, denn wie ein zitternder Seufzer der Erwartung hauchte es wieder durch die Luft.

Sein Herz pochte, daß er es zu hören glaubte, als er nun den Zeigefinger krümmte und langsam die Hand erhob. Eine Weile schwebte sie zögernd, dann in raschem Entschluß klopfte er dreimal leicht an den Stamm. Da ging es wie ein leichtes, silbernes Lachen durch die Luft, wie ein Lachen der Erlösung, und ihm war, als höre er auf der anderen Seite des Baumes ein sanftes Geräusch. Als er sich zögernd

dorthin wandte, sah er auf dem Stein unter der Buche eine helle, weibliche Gestalt sitzen, so schön, daß er bis ins Herz hinein erschrak. Sie erhob sich, das lange Haar von der Farbe des roten Goldes wallte zurück, und mit einer Gebärde lieblicher Hoheit streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Sei mir gegrüßt, Holder," sagte sie; „du bliebst gar lange."

Joseph wagte es kaum, diese rosendurchschimmerte Lilienhand zu ergreifen, und stand stumm und hölzern vor der wunderbaren Schönheit dieses Weibes. Sie war gekleidet in ein weißes, sich anschmiegendes Gewand, darin blühende Ranken wilder Rosen in zarten Farben eingewebt waren, aber lieblicher noch als jenes Weiß schimmerten die schönen Arme, der wohlgerundete Nacken und das blühende Antlitz.

Als nun Joseph so Hand in Hand mit ihr dastand und ihm die Purpurröte ins Gesicht stieg über dies liebliche Abenteuer, da ging ein sanftes Lächeln über das Antlitz des Waldfräuleins und die Schöne sprach: „Warum küssest du mich nicht, da du doch der Rechte bist? Ach, wie lange schon wart' ich dein!"

Damit legte sie den Kopf an seine Brust und sah vertraulich zu ihm empor. Und der Blick dieser Augen, die bald im dunkelsten Blau des Himmels, bald in jenem herrlichen Grün leuchteten, das der bewegten See im Sonnenschein eigen ist, berauschte Joseph, daß er sich, seine Scheu vergessend, zu den so lieblich dargebotenen Lippen niederbeugte. Und der Pirol im Wipfel der schönen Buche erhob noch

einmal seinen Jubelruf, dann schwang er sich auf und zog, goldglänzend im Schein der Sonne, zum Walde hinüber.



5. Der Abschied.

Nun lebte Joseph den ganzen Sommer hindurch in einer Welt voll eitel Glück und Wonne und seliger Erwartung noch schönerer Zukunft. Kaum konnte er es manchmal fassen, daß er dies schönste aller Wesen sein eigen nennen und diese Welt von Liebreiz in seine Arme schließen dürfe, und immer neu erschien sie ihm in der Frische des Morgens, der Glut des Mittags und der seligen Ruhe des Abends. Aber die Tage glitten dahin, eilend wie ein munterer Bach, der im Sonnenschein blitzende Lichter wirft, und ehe er es sich versah, war der Herbst ins Land gekommen. Da saß er eines Tages mit Hechta auf dem Stein unter der schönen Buche, die schon einen Kreis roten Laubes um sich ausgebreitet hatte. Aus dem fahlen Grün der wilden Rosen leuchteten wie Scharlach die Hagebutten hervor und farbige Herbstschmetterlinge schwankten umher oder plätteten ihre Flügel auf besonnten Steinen. Die blaßvioletten Herbstzeitlosen blühten ringsum, feines Gespinst zog durch die klare Luft und hoch aus dem Blau kamen die Rufe wandernder Kraniche. Die beiden Liebenden waren verstummt und schauten still hinaus in

die sonnige Vergänglichkeit. Da griff Hechta zu der schönen, goldbesaiteten Laute, die neben ihr lehnte, und während ihre schönen Finger sanft darüber hinglitten, daß es klang wie leises Quellengeriesel und das Flüstern des Laubes im sanften Abendwinde, begann sie zu singen:

„Abschiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter holder Klang. —
Wo sind jene schönen Tage,
Da aus jedem Blütenhage
Tönte Nachtigallensang?

Zwar noch blüht die letzte Rose,
Doch die bleiche Herbstzeitlose
Schimmert schon im Wiesengrün:
Sie verschlief das beste Wetter,
Und nun eilt sie, ohne Blätter
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumerisch in sich versunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt so blau und weit,
Sehnsuchtsvoll, mit sanfter Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der schönen Rosenzeit!“

„Hörst du es rufen in der Luft?“ fragte sie dann. „Es geht zum Abschied, meine Zeit ist um.“

Joseph erschrak, denn daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er sah ihr fragend in die Augen. Ein leiser Luftzug kam von den Bergen das Thal entlang, rauschte durch das Gezweige der schönen

Buche und sandte einen rotgoldenen Regen welken Laubes herab.

„Die Blätter fallen," sagte Hechta zusammenschauernd, und strich das rote Laub von ihrem Schoß, „ich muß hinunter. Morgen wirst du mich nicht mehr sehen. Hab Dank für deine Liebe und lebe wohl für immer!"

Joseph war durch diese Mitteilung ganz zu Boden geschlagen und faßte sie kaum. Als sie dann seine Verzweiflung sah, da ging es wie ein helles Licht über ihre Züge, und sie sprach:

„Möglich ist es, daß wir uns wiedersehen, ja, daß wir für immer vereinigt leben im höchsten Glück. Aber eine Probe mußt du bestehen, allzu schwer für den menschlichen Wankelmut. Du mußt mir Treue bewahren, bis der Frühling ins Land kommt, bis das erste Buchengrün im hellen Lichte steht."

Joseph konnte nicht fassen, wie sie daran zweifeln möge. Das war doch eine Bedingung, allzu leicht zu halten. Denn wie könnte er wohl Augen haben für ein anderes weibliches Wesen in der Welt, da sich ihm die Schönheit selbst lieblich geneigt hatte. Sie aber sprach mit stillem Ernst:

„Achte die Prüfung nicht gering, die ich dir auferlege, denn ein Schimmer wie aus einer schöneren Welt wird um dich sein, wenn du wieder ins Dorf zurückkehrst, und sie werden dir nachstellen. Es gibt liebliche Dirnen da draußen, und kein Menschenherz wird gefunden, das nicht einmal seine schwache Stunde hätte. Bedenk es wohl, es ist dein sicherer

Tod, wenn du dein Versprechen brichst, in dreien Tagen mußt du dann sterben."

Als nun aber Joseph seine unwandelbare Liebe beschwor und sie anflehte, ihm ihr Vertrauen zu schenken, da strahlten ihre Augen von unendlicher Liebe und sie sprach:

„O, du Holder, ja, ich glaube dir! So komm denn und nimm das Zeichen unseres Bundes." Sie wickelte dann um den Ringfinger seiner linken Hand eine feine Strähne ihres goldfarbigen Haares, zog eine blitzende Schere hervor, schnitt das Haar ab und drückte einen Kuß darauf. Da ward es zu einem festen goldenen Ringe, der den Finger eng umschloß. „Dieser Ring mag dich stets mahnen an dein Versprechen. So du aber im geringsten dagegen handelst, wird sich sein Glanz trüben. Wird er aber gar schwarz werden, dann wehe dir, denn das ist das Ende."

Derweilen hatten sich fern um den Abendberg schwere Dünste gelagert, der Himmel hatte sich verfinstert und der Sonnenglanz schwand plötzlich hinweg. Im Walde wogten die Wipfel durcheinander und eine wirbelnde Säule welken Laubes erhob sich hoch in die Luft. Dann kam sie eilend über die Wiese herangewandelt, und als Hechta dies sah, da rief sie klagend:

„Weh, so früh schon, ach, so früh schon!"

Sie umarmte Joseph eilend und küßte ihn; dann kam der Sturm heran und riß sie von ihm hinweg, während rauschend und brausend die letzten

Blätter der schönen Buche in die Luft flogen. Aus einer dichten Wirbelwolke roten Laubes hörte Joseph noch einmal Hechtas Ruf: „Leb wohl, leb wohl!“ und als sich diese Wolke lockerte und zerstreute und mit dem Sturme weiterzog, da war das schöne Waldfräulein verschwunden. Es half Joseph nichts, daß er sich fast die Finger wund klopfte und die Luft mit seinen Wehrufen erfüllte; nur durch die blattlosen Zweige der schönen Buche säuselte der Wind ein sanftes Klagelied.



6. Die Prüfung.

Am nächsten Tage lag Schnee auf dem Gipfel des Abendberges und Joseph zog mit seinen Kühen zurück in das Dorf. Dort konnte man sich nicht genug verwundern über das stattliche und glänzende Aussehen der wohlgenährten Tiere. Der Lindenbauer klopfte sie wohlgefällig auf den Hals, ging um sie herum und lobte sie mächtig. Die Bäuerin aber konnte ihren Sohn nicht genug ansehen, so stattlich und schön war er geworden. Dies war auch das Urteil der ganzen Weiblichkeit im Dorfe, und selbst solche Mädchen, die schon ihre Schätze hatten, konnten nicht umhin, nach ihm zu blicken und ein wenig zu seufzen, wenn sie an die ihrigen dachten. Die anderen nun gar warfen ihm sehr wohlwollende

Blicke zu, aber es half ihnen nichts. Denn ob die schüchterne Käthe rot ward und auf ihr Busentuch blickte, wenn er vorüberkam, ob die lustige Grete ihm von ihrem Garten aus ein paar neckische Verschen zusang, ob die kecke Vroni ihn beim Vorübergehen herausfordernd mit der Schulter anstieß und ihm einen Blick zusandte, der Eisen hätte schmelzen können, so machte das alles keine Wirkung, er blickte sie ruhig an und ging kaltsinnig weiter, denn der Gedanke an das holde Waldfräulein war wie ein Nebel um seine Sinne. Da er nun auch nimmer den Tanzboden besuchte, wo allsonntäglich die jungen Burschen die hübschen Mädchen herumschwenkten, noch die Spinnstuben, da man Schnurren und Späße erzählte und allerlei verliebte Thorheit trieb, so galt er bald für stolz und hochfahrend, und sie nannten ihn spöttisch den Prinzen vom Abendberge.

Nur bei der Tochter seines nächsten Nachbarn, der schönen Annemarie, gab es eine kleine Ausnahme, dort wagte er nicht hinzusehen, wenn er vorüberging. Er hatte sie früher gern gehabt, und auch sie hatte ihn mit den schwarzbraunen Augen stets gar lieblich angeblickt, wenn er sie grüßte und hatte den roten Mund zum Lächeln verzogen, daß die weißen Zähne hervorblitzten. Er hatte auch wohl eine Weile am Gartenzaun mit ihr geplaudert, doch das war nun vorüber, denn seit er von der Wiese hinter dem Abendberge zurückgekehrt war, vermied er sie ebenso wie die anderen.

Unterdes war der Winter ins Land gekommen und hatte die Berge mit Schnee bedeckt, und der Bach ging schwärzlich und dampfend zwischen den mit Eis verglasten Steinblöcken dahin. Wie endlos erschien Joseph dieser Winter, denn seine Sehnsucht war einzig auf den Frühling gerichtet, und sein Haupt mit lieblichen Sommergedanken der Erinnerung und Hoffnung gefüllt. Und wenn sich die anderen Burschen und Mädchen auf den Sonntag freuten, so war er ihm nur lieb, weil dann wieder sieben Tage um waren und der Lindenbauer an seinem Wandkalender mit Rotstift einen dicken Strich durch die Woche machte. Doch der alte Kalender ging zu Ende, der neue ward in Gebrauch genommen, und mit rotem Zickzack fraß sich auch in diesen die Vergangenheit immer weiter hinein. Schon gab es einzelne schöne, verheißungsvolle Tage, wo über der grünen Saat, die aus dem Schnee hervorgetaut war, schon die Lerchen sangen; immer eifriger läutete die Kohlmeise ihr Frühlingsglöckchen, und endlich schallte auch der flötende Schlag der Drossel aus den Wipfeln des Waldes. Von den Bergen plätscherte es in tausend neuen Rinnsalen, die Bäche schwollen und rauschten ungestüm dahin, und hier und da auf den Wiesen schimmerte blankes Wasser im Sonnenschein. Und wie sich die selige Unruhe in der Natur mehrte, wie das Knospen und Keimen und Blühen begann und der Gesang der Vögel immer reicher von allen Zweigen schallte, da ward auch die Sehnsucht in dem Herzen des jungen Mannes größer und kaum konnte

er noch die Zeit erwarten, da sich sein holdes Glück vollenden sollte.

Als die Knospen der Buchen kurz davor waren, sich aufzuthun, ward eine große Hochzeit im Orte gefeiert, denn der reichste Bauer im Unterdorfe verheiratete seine Tochter. Davon konnte sich Joseph nicht ausschließen, obwohl er es gerne gethan hätte, und fand sich dort auch in seinem besten Staat ein. Als man sich nach der Trauung an den mit Wein und Speisen schwerbeladenen Tisch setzte, fand es sich, daß er die Annemarie zur Tischnachbarin erhalten hatte. Er mußte unwillkürlich staunen, wie schön sie war, denn in dieser Gesellschaft kam ihr keine gleich. Doch obwohl er fröhlich gestimmt war, weil er am Morgen gesehen hatte, daß ein einziger warmer Regen die Knospen der Buchen öffnen konnte, so blieb er doch stumm und einsilbig, denn vor seiner Nachbarin hegte er eine stille Furcht, und er vermied es, sie anzusehen. Sie aber schien nicht darauf zu achten, plauderte und lachte mit den anderen und strahlte scheinbar vor Glück. Allmählich ward die Gesellschaft lauter und brausender, denn der Bauer hatte seinen besten Roten aus dem Keller hergegeben, und man trank sich fleißig zu. Da konnte Joseph doch manchmal nicht umhin, seine Nachbarin heimlich anzusehen, die so unbekümmert um ihn plauderte und lachte, daß die weißen Zähne hervorschimmerten, während die schwarzbraunen Augen in verhaltenem Glanze leuchteten.

Als dann nach dem Essen das Kreischen der

Fiedel, das Gequäk der Klarinette, das Geblöke des Horns und das Knurzen des Kontrabasses zum Tanze lud, da konnte sich Joseph ebenfalls nicht ausschließen. Er tanzte mit der hübschen Käthe, die sich so andächtig und feierlich herumdrehte, als sei es eine heilige Handlung. Sie hielt dabei die Augenlider mit den langen seidenen Wimpern niedergeschlagen, und nur zuweilen sendete sie einen schüchternen Blick empor und ihre roten Wangen färbten sich noch ein wenig tiefer. Er tanzte mit der lustigen Grete, die zu der Melodie des Hopsers allerlei kecke Verschen sang und ihn mit glänzenden Augen anfunkelte, er tanzte mit Vroni, die sich gar zuthunlich an ihn schmiegte, allein der schönen Annemarie ging er aus dem Wege. Doch plötzlich stand diese vor ihm, in ihren Augen funkelte es und um den schönen Mund zuckte es, und ehe er recht wußte, wie es geschah, hatte er sie in den Reigen geführt. Bald traten die anderen zurück und bildeten einen Kreis um das schöne Paar, denn die Annemarie tanzte so leicht wie eine Feder und so zierlich wie eine Bachstelze, und Joseph verstand es ebenfalls am besten im Dorfe. Selbst die Alten aus dem Nebenzimmer kamen herbei und sagten, besser hätte man in der guten alten Zeit auch nicht getanzt, und das wollte etwas sagen. Annemarie blickte ihn aber nicht an, sondern sah über seine Schulter hinweg ins Leere.

Als nun die Lustbarkeit zu Ende ging und alle sich auf den Heimweg begaben, ging es nicht anders, als daß Joseph die schöne Annemarie nach Hause

brachte, denn sie wohnten beide am äußersten Ende des oberen Dorfes. Zu Anfang hatten sie noch andere Begleitung, doch als sich diese scherzend und lachend in die Nebengassen nach ihren Häusern verloren hatte, wanderten sie allein und schweigend durch die wolkenverhangene Frühlingsnacht. Es war ein Wehen und Sausen in der Luft, sehnsuchtsvoll brauste es durch das junge Laub und die knospenden Wipfel, und mit leidenschaftlichem Rauschen stürmte der Bach durch die Nacht dahin. Zuweilen fielen ein paar vereinzelte Regentropfen und sprühten auf die glühenden Gesichter, dann wieder kam der Mond durch eine Wolkenlücke und warf ein kurzes Licht auf schäumende Gewässer und weißliche Blütenbäume.

Die beiden jungen Leute waren in ihrer schweigenden Wanderung thalaufwärts geschritten, bald hörte Joseph die leichten, festen Schritte und das zarte Rauschen der Gewänder neben sich, bald hinter sich, je nachdem die Breite des Pfades es zuließ, und so waren sie endlich am Ende ihres gemeinschaftlichen Weges angelangt. Wo das kleine Pförtchen unter dem Nußbaum in den Garten ging, standen sie, und Joseph reichte dem Mädchen die Hand zum Abschiede. Zugleich kam der Mond noch einmal wieder hervor, warf sein Licht über das ganze Thal, über die Pfade, die sie gegangen waren, und die stillen Häuser, die mit schwarzen Fenstern in ihren Gärten lagen, auf den Bach, der hier und da aus dem Dunkel blitzte, und auf das schöne Antlitz, das mit schwarzbraunen Augen auf ihn hinblickte. Das Mädchen ließ seine

Hand nicht los, sondern hielt sie fest umspannt, und dann brach es hervor aus den Tiefen einer aufgeregten Seele und eines leidenschaftlich bewegten Herzens.

„O, du schlechter Mensch,“ sagte sie mit bebender Stimme, „was hab' ich dir gethan? Was hab' ich verbrochen, daß du mich verachtest, daß du mich nicht ansiehst, daß du nicht mit mir redest, daß du mir aus dem Wege gehst? O, so schön du aussiehst, so schlecht bist du!“

Joseph war erschrocken, er wußte nicht, was er sagen sollte. „O Annemarie!“ brachte er nur heraus.

„O du, o du!“ rief sie und ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlang sie die Arme um ihn und barg den Kopf an seiner Brust, während ein krampfhaft schluchzendes Weinen den jungen Leib erschütterte. Joseph suchte sich sanft aus den lieblichen Schlingen zu lösen, allein nur noch fester schloß sie sich an und noch hilfloser klang das Weinen an seiner Brust. Er ward von Mitleid bewegt und wußte nicht, wie er sie trösten sollte. Und als er sich niederbeugte und ihr, während er sie sanft von sich zu drängen suchte, verwirrte Worte zuflüsterte, kam es, daß er, im Bestreben, freundlich gegen sie zu sein, sie sanft auf die Stirn küßte. Da wandte sich das thränenüberströmte Antlitz voll gegen ihn, und ohne zu wollen, mußte er die Thränen fortküssen, und so geriet er an den schwellenden Mund, der sich ihm sehnsüchtig entgegendrängte.

„Ach ja, ach ja," flüsterte sie, „du bist doch gut." Und sie wußte ihre Lippen so lieblich zu gebrauchen und sich so hingebend an ihn zu schmiegen, daß ihm das von Tanz und Wein erwärmte Blut wie Feuer durch die Adern rieselte, daß seine Glut sich an der ihrigen entzündete und er vergaß, was er nicht vergessen sollte.



7. Schluß.

Als Joseph am anderen Morgen mit einem dumpfen Druck auf seinem Herzen erwachte, fiel sein erster Blick auf den Ring, und siehe, er war schwarz. Ein Todesschrecken überkam ihn. Er scheuerte und putzte so lange an ihm herum, daß der Finger wund wurde, allein es half nichts. Von bösen Gedanken gepeinigt, lief er den ganzen Tag ruhelos durch den knospenden Frühlingswald und verbrachte die nächste Nacht schlaflos. Am anderen Morgen fiel ihm ein, ob Herr Picus nicht helfen könne; der wußte doch sonst Mittel für und gegen alles in der Welt.

Jetzt aber, da der Bach, von den Gewässern des schmelzenden Schnees geschwellt, ungestüm durch seine enge Schlucht brauste, war der Herr Picus nicht so leicht zu erreichen, sondern der Weg zu ihm führte auf weiten Umwegen über die Schroffen des Gebirges und an steilen Abhängen vorüber. Als Joseph gegen

Mittag das kleine Felsenthal erreicht hatte, fand er den Laboranten nicht zu Hause. Die Thür war verschlossen und das Thal einsam, nur von dem Getöse des Wildbaches erfüllt, der von dem Felsen herabstürzte und in der Tiefe gurgelte, kochte und schäumte. Dort saß Joseph eine lange Weile, schaute in das tobende Wasser- und Schaumgewirr und wartete. Endlich schrie ein Schwarzspecht einigemal so laut, daß jenes wütige Gebrause davon übertönt ward, und kurze Zeit hernach sah man Herrn Picus mit einem Kräuterbündel auf dem Rücken in das Thal herabsteigen.

Als Joseph sein Anliegen vorbrachte, schloß der Alte sein Haus auf, brachte aus einem Schränkchen eine kleine Flasche mit goldgelbem Inhalt zum Vorschein und sagte: „Das werden wir bald haben, bald haben. Wird wohl nicht echt sein, das Gold. Schwindelware, Schwindelware! Zieh ab den Ring!"

„Das geht nicht!" erwiderte Joseph.

„O was, o was," sagte Herr Picus, „muß gehen!" Aber ob er auch mit allen Kräften daran zog und zerrte, der Ring wich nicht und saß fest, wie angewachsen. „Hm, hm," sagte Herr Picus, „nun, woll'n 'mal sehen!"

Damit nahm er ein feines Hölzchen, fuhr damit in die Flasche, betupfte mit ihm vorsichtig den Ring und fing an, die Stelle mit einem Läppchen zu reiben. Aber der Ring blieb schwarz. Der Alte schüttelte den Kopf, holte ein großes, in Horn gefaßtes Glas und betrachtete dadurch aufmerksam den schmalen Reifen.

„Das ist nicht Arbeit von Menschenhand,“ sagte er dann, „Söhnchen, Söhnchen, wer hat dir den Ring gegeben?“

Da beichtete Joseph und erzählte dem Laboranten alles, was geschehen war.

„O weh, o weh!“ wimmerte der Alte; „schlimm, schlimm! Morgen sind die Buchen grün, das sah ich heut im Wald, und morgen ist der letzte Tag für dich. Da lauf hinaus und sieh, daß du Verzeihung gewinnst. Ich kann nicht helfen, kann nicht helfen. Schlimm, schlimm!“

Joseph kehrte in das Dorf zurück, den Tod im Herzen. Wie im Traum schritt er über die steilen Pfade und an den schwindelnden Abhängen entlang, in deren blau dämmernden Gründen die Frühlingsgewässer unablässig rauschten und brausten.

Am nächsten Morgen in der Frühe war er auf der Wanderung nach der Waldwiese. Die Luft war schwül und still, kein Blatt bewegte sich, der Abendberg hatte sich in Schleier gehüllt, und der Himmel war von weißlichem Dunste bezogen, in dem die Sonne nur wie ein matter Schimmer bemerklich war. Der Tag ward nicht heller, je weiter er fortschritt, sondern die unheimliche Dämmerung nahm zu, denn die Luft verdickte sich und stand blauschwarz hinter den Bergen. Durch die unheimliche Stille vernahm man zuweilen ein fernes, dumpfes Grollen.

Das grüne Wiesenthal durchbrausten unablässig die schäumenden Gewässer, und mit Mühe und Not erreichte Joseph, watend und springend, den kleinen,

inselgleichen Hügel in der Mitte. Dort standen die Rosen im ersten jungen Grün, und die schöne Buche hatte eben die zarten hellen Blätter aus den braunen Knospen hervorgethan. Joseph schritt den schmalen Pfad hinauf. Hinter den Bergen ringsum grollte der Donner und zuweilen ging es durch die Luft wie ein banger Seufzer aus schwer bedrücktem Herzen. Lange stand er und wagte nicht, an den Stamm zu klopfen. Es ward immer dunkler, und in der blauschwarzen Luft zuckten die Blitze. Endlich ermannte er sich und klopfte zaghaft an. Da schallte ein Wehlaut tief aus gequälter Seele und das Waldfräulein stand vor ihm ganz in Schwarz gekleidet und marmorblaß. Joseph sank auf ein Knie, hob die Hände zu ihr empor und rief:

„Laß Gnade walten und verzeihe mir!"

Sie aber sah mit starren Augen auf ihn nieder.

„Weh, was hast du gethan!" sprach sie. „Nun kann dir niemand helfen, niemand. Lebe wohl!" Sie beugte sich nieder und küßte ihn auf die Stirn. Da wogten die Bäume im Wald und beugten die Wipfel tief zur Erde. Nun kam es heran unter Brausen und Knattern wie ein Heer wütender Dämonen, der Wind stürzte sich heulend in das junge Laub der Buche und dann schritt ein gewaltiger Regen über die Wiese heran, wie eine große senkrechte Wand, während bald hier, bald dort mit jähem Krach die Blitze niederfuhren und das schreckliche Getöse des Donners unabläßig war.

Waldfräulein Hechta aber stand hochaufgerichtet; ihr langes, rotgoldenes Haar flog im Wind, und mit ineinander gewundenen Händen sah sie starr zum Himmel empor. Da fuhr es hernieder wie eine mächtige Feuerkugel und zerspaltete die schöne Buche von oben bis unten. Zu ihren Füßen lag Joseph, vom Blitz erschlagen.

Im gleichen Augenblick aber neigte am Ende des Thales, wo der Bach durch eine enge Schlucht den Ausweg suchte, der Bergwald seine Wipfel, diese wogten eine Weile durcheinander und fuhren dann in grausiger Schnelle und mit einem Krachen, das das Rollen des Donners übertönte, in den Abgrund. Ein Bergsturz hatte die ganze Schlucht verschüttet und wehrte den Fluten des Baches den Ausgang. Mit grausiger Schnelle stieg das Gewässer in dem bereits überschwemmten Thale, und bald sah nur noch der kleine Rosenhügel wie eine Insel aus den Fluten hervor. Unter der zerschmetterten Buche aber saß, unbekümmert um Sturm und Unwetter und den ewig strömenden Regen, Waldfräulein Hechta und sah mit starrem Blick in die Vernichtung. — — —

Am anderen Morgen, als die Sonne vom klaren Himmel lachte und die kleinen Wellen des neu erstandenen Sees mit tausend Lichtern blinken ließ, begrub Hechta mit ihren eigenen zarten Händen den Geliebten unter den Rosen und zog sich dann zu langjähriger Gefangenschaft in die Tiefe zurück.

Der vom Blitz getroffene Baum zerfiel und ver-

moderte im Laufe der Jahre; an seiner Stelle ist eine neue Buche emporgewachsen, die nun schon stattlich ihre Zweige breitet. Um die Zeit, wenn die wilden Rosen blühen, hört man dort in schönen Mondscheinnächten zuweilen einen holden, schwermütigen Gesang.

Die Monate.







I. Die Brüder.

In einer kleinen Stadt im Norden von Deutschland lebten zwei Brüder, deren Glücksumstände sich in ganz verschiedener Art gestaltet hatten. Obwohl beider väterliches Erbteil das gleiche gewesen war, so befand sich doch nach einigen Jahren Johann Bobertag, der ältere von beiden, in behaglichem Wohlstande, während der jüngere Bruder Christian in die höchste Not geriet. Jener war von einer mißtrauischen und übelwollenden Gemütsart und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Schlimmste zu denken. Es erfreute seine hämische Seele und that seinem neidischen Herzen wohl, überall die häßlichen Seiten und Fehler aufzufinden, und dies ging so weit, daß er an unserer lieben Sonne zum erstenmal eine Freude hatte, als ihm kund ward, daß auch ihr strahlender Glanz nicht ohne Flecken sei. Dabei war er ein rechter Geizkragen, und indem er einzig und allein auf die Vermehrung seiner irdischen Güter bedacht war, verschmähte er auch das verächtliche Mittel nicht, die Not seiner Mitbürger auszunutzen

und ihnen durch wucherische Künste das Letzte abzupressen. Dabei ließ er sich selber nichts abgehen und schleckte im geheimen Törtchen, Pasteten, gebratene Schnepfen oder sonstige leckerhafte Gerichte, wozu er schmunzelnd manch Gläschen köstlichen Weines leerte, und wenn er dadurch in heitere Stimmung geriet, so pflegte er sich wohl, höchlich vergnügt über die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschen und seine eigene Schlauheit, kichernd die Hände zu reiben.

Von ganz anderer Art war Christian, der jüngere Bruder. Konnte man ihn auch nicht gerade leichtsinnig nennen, so war er doch leichten Sinnes und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Beste anzunehmen, ja es betrübte ihn, wenn er irgendwo einen Fehler und eine schlechte Seite entdeckte, und er bemühte sich, darüber hinwegzusehen. Da er nun so vertrauensvoll, gutmütig und dienstfertig war, so vermochte er selten eine Bitte abzuschlagen, und so war ihm, ehe er sich's versah, im Lauf einiger Jahre sein Geld und Gut durch die Finger gerollt, obwohl er selber für seine Person anspruchslos war und wenig genug brauchte. Aber leichtsinnige Freunde und vor dem Bankrott stehende Geschäftsleute hatten es ihm abgeborgt, und durch eine Bürgschaft für einen spekulierenden Bekannten, dessen Luftschlösser plötzlich spurlos in den Boden versanken und nichts weiter als einen großen Sumpf von Schulden hinterließen, hatte er zuletzt den Rest seines Vermögens verloren. Als es nun so weit gekommen war, daß die Not mit

spitzem Knöchel bei ihm anklopfte, erschien ihm nichts natürlicher, als sich an seinen reichen Bruder zu wenden. Da kam er aber ganz an den Unrechten und fand statt Rat nur Hohn, statt Hilfe eitel harte Worte und Vorwürfe. Traurig ging Christian heim, verkaufte das Letzte, das er entbehren konnte, zog mit dem geringen Reste seiner Habe in ein kleines, ärmliches Kämmerchen und war eifrig bemüht, seine Umstände zu verbessern und sich wieder vorwärts zu bringen. Allein dies wollte ihm auf keine Weise gelingen. Die Freunde, denen er früher geborgt hatte, besaßen entweder selber nichts oder verleugneten ihre Habe; vergeblich waren die Bemühungen des Verarmten, eine Stellung zu erringen, die ihm etwas einbrachte, und so ging das Jahr und mit ihm seine geringe Habe zu Ende. Am Sylvestertage besaß er nicht mehr so viel, sich satt zu essen, und mit dem Beginn des neuen Jahres sollte er auch sein ärmliches Kämmerchen verlassen, weil er die Miete nicht mehr zu bezahlen vermochte. Nur ein wertvoller Ring, ein Andenken an seine verstorbene Mutter, war noch sein eigen, aber diesen hätte er nur in der äußersten Not aus der Hand gegeben. Lieber beschloß er, sich noch einmal an seinen hartherzigen Bruder zu wenden und ihn um ein wenig Reisegeld zu bitten, denn seine einzige Hoffnung setzte er darauf, daß er in einer zwei Tagereisen entfernten Stadt noch eine Schuld ausstehen hatte, deren Einziehung ihm vielleicht glücken möchte, wenn er sich selber an Ort und Stelle befand.

Als er kurz vor Mittag in das Haus seines Bruders eintrat, wehte ihm ein verlockender Küchenduft entgegen, als wenn dort allerlei köstliche Dinge gebraten und geschmort würden, und in seiner hungrigen Seele entstand die ausschweifende Hoffnung, der Bruder möge ihn vielleicht heute zum Essen einladen. Dieser aber empfing ihn unwirsch mit der Frage, ob er schon wieder zu betteln käme, und als Christian seine Bitte vorbrachte, bemerkte der andere den Ring, der gar lieblich blitzte und funkelte. Dann sagte er: „Du hast dein Gut leichtsinnig vertrödelt und kommst nun zu mir, der das seinige zusammengehalten hat, als Bettler mit einem kostbaren Ring am Finger. Es muß dir doch wohl nicht so schlecht gehen, wie du sagst."

„Es ist das letzte Andenken an unsere Mutter," sagte Christian, „und das einzige, was ich noch besitze. Es thäte mir weh, ihn in fremde, gleichgültige Hände zu geben." Johanns Augen leuchteten gierig, denn ihm kam plötzlich ein guter Gedanke. Er suchte einen milden Klang in seine Stimme zu legen und sprach in heuchlerischem Ton:

„Jawohl, ich verstehe, lieber Bruder. Der Ring ist ja auch so ungemein kostbar nicht und der Stein hat, soviel ich weiß, einen Fehler, der seinen Wert beeinträchtigt. Aber es wäre doch unrecht, wenn ein solches Familienandenken in fremde Hände käme. Darum will ich dir gerne behilflich sein in deiner Not und dir den Ring für einen Dukaten abnehmen. Da hast du ein schönes Reisegeld und der Ring

bleibt in der Familie. Später, wenn deine Umstände sich bessern, da magst du ihn wieder zurückkaufen."

Obwohl nun Christian dies Gebot sehr gering erschien, so leuchtete ihm doch diese Wendung der Sache sehr ein, und nach einigem Zögern und einem schüchternen Versuche, einen höheren Preis zu erhalten, gab er den Ring hin. Johann begab sich innerlich schmunzelnd in ein Nebenzimmer, wo er ziemlich mit Schlüsseln rasselte, und sich das Knacken verschiedener Schlösser vernehmen ließ. Sodann klimperte er eine Weile mit Goldstücken und kam endlich mit dem beschnittensten Dukaten, den er finden konnte, zurück, händigte ihn Christian mit einer Miene ein, als erweise er ihm die höchste Wohlthat, und nahm den Ring dafür in Empfang. Indes hatte die Wirtschafterin bereits den Kopf durch die Thür gesteckt, um anzukündigen, daß das Essen bereit stände, und nun sagte Johann: „An deiner Stelle, lieber Bruder, würde ich mich keinen Augenblick mehr hier aufhalten, sondern mich ohne Zeitverlust auf den Weg machen."

Mit stillem Bedauern sah der arme Christian seine Hoffnung, zum Essen bleiben zu dürfen, schwinden und entfernte sich. Auf dem Flur begegnete ihm die Wirtschafterin, die einen schöngespickten und köstlich braun gebratenen Hasen vorübertrug, der eine verlockende Wolke herrlichen Duftes hinter sich ließ. Das stieg dem Hungrigen gar lieblich in die Nase, und seufzend ging er die Treppe hinab. Als er

dann kurze Zeit später seine wenigen Habseligkeiten in die Wandertasche packte und dazu sein trockenes Brot mit Wasser hinabspülte, saß Johann behaglich an seinem wohlgedeckten Tische und verzehrte die zarten Schlegel und den größten Teil des saftigen Rückens nebst köstlichem Apfelmus mit Zimmet bestreut und leerte dazu ein Fläschchen alten Rheinweins. Der neuerworbene Ring lag vor ihm, und in den Zwischenpausen, wo er Kraft schöpfte zu neuem Angriff auf den trefflichen Hasen, nahm er das Geschmeide in die Hand, ließ den Stein wohlgefällig im Lichte funkeln und schmunzelte vergnüglich, denn es war ein Rubin vom reinsten Wasser und wohl an die fünfzig Dukaten wert. Es war ein Augenblick des Glücks, und Herr Johann Bobertag war mit sich zufrieden. Christian marschierte derweil wohlgemut in den kalten Dezembertag hinaus. Sein hoffnungsreiches Gemüt spiegelte ihm die schönsten Bilder vor, wie alles glücklich ablaufen werde, und was er dann mit dem geretteten Gelde für kluge Dinge beginnen wolle, damit es sich vermehre und ihn ernähre. „Es wird mit mir auch gehen, wie mit dieser verschneiten Welt,“ dachte er. „Ueber ein kleines, und statt krächzender Raben über öden, verschneiten Fluren werden hier jauchzende Lerchen sein über hoffnungsgrünen Saatfeldern, und die Bäume und Sträucher werden mit einem neuen Schnee von schimmernden Blüten bedeckt sein. Ja, und dann wird es mir Spaß machen, daran zu denken, daß ich einmal nicht genug hatte, mich satt zu essen, und

mich mit dem Dufte des Bratens begnügen mußte, der anderen Leuten wohlschmeckte.“ Und auf diese guten Aussichten hin überlegte er, ob er sich nicht heute abend bei der Einkehr in ein Wirtshaus die Güte anthun solle, eine tüchtige Schüssel Schweinsknöchlein und ein großes Glas Bier zu bestellen.

Aber der Nobiskrug, das Ziel seiner heutigen Wanderschaft, war noch weit, und der frühe Winterabend breitete schon rings seine Dämmer aus, als Christian den mächtigen Tannenwald betrat, den die breite Landstraße schnurgerade durchschnitt. Vor ihm in der Ferne des scheinbar endlosen Weges brannte das Abendrot und verklärte die schneebedeckten Tannenäste mit rosigem Schimmer; es war, als läge eine schöne, himmlische Welt dort vor ihm ausgebreitet, die zu erreichen er nur tapfer darauf loszugehen brauche. Aber das ferne Feuer verdämmerte in einen zarten, rosigen Schein, und auch dieser verblaßte allgemach. Nun segelte ihm zur Seite über den Wipfeln der Bäume die schmale Silbersichel des Mondes dahin wie ein mit Schätzen hochbeladener Kahn, und ringsum blitzten und funkelten die Sterne mit unsäglichem Glanze gleich köstlichen Edelsteinen. Christian vernahm nur das Tönen der eigenen Schritte auf dem knirschenden Schnee, und als er einmal stand und lauschte, weil er vermeinte, in der Ferne eine liebliche Musik zu hören, war es so still, daß nur ein sanftes Sieden in seinem Ohre war und er das leise Geknister der brennenden Sterne zu vernehmen glaubte.

So schritt er immer schneller dahin, denn die Nacht war bitter kalt und ihn begann zu frieren. Aber immer noch wollte der Nobiskrug nicht kommen und der Weg kein Ende nehmen. Ihm fielen nun manche Geschichten ein, die man von diesem Wirtshause erzählte. Allerlei wunderliches Volk sollte da zu gewissen Zeiten verkehren, und besonders in der Sylvesternacht hütete sich jedermann, dort einzukehren, denn dann war es im Nobiskruge gar nicht richtig. Auch wenn jemand dort zu dieser Zeit vorsprechen wollte, so nützte es ihm nichts, denn der Wirt wies vornehm und gering mit der Einwendung zurück, sein Haus sei besetzt. Vorüberfahrende hatten dann wohl eine liebliche, geisterhafte Musik oder fröhlichen Gesang aus dem hellerleuchteten Hause tönen hören, was ihnen trotzdem ein seltsames Grausen einflößte, zumal da in dem hellerleuchteten Zimmer, aus dem diese Töne kamen, niemand zu sehen war. Zugleich verbreitete sich dann in der ganzen Gegend ein köstlicher Geruch von Gebratenem und Gebackenem und von herrlichem Punsch.

Solches fiel dem guten Christian plötzlich schwer auf die Seele, denn er hatte bis dahin noch gar nicht daran gedacht, daß er sich gerade die Sylvesternacht zu seiner Einkehr ausersehen hatte. Was sollte er nun wohl anfangen, müd, durchfroren und hungrig wie er war, da doch die nächste Ortschaft noch drei Stunden weiter entfernt war? Unter diesen trüben Gedanken hatte er das Haupt hängen lassen, und als er es nun erhob, sah er mit einemmal einen

hellen Lichtschein in den Schnee fallen und bemerkte, daß der Nobiskrug ganz dicht vor ihm lag. Er wollte jedenfalls sein Heil versuchen und schritt auf das aus allen Fenstern festlich leuchtende Haus zu.

Als er auf den Flur trat, kam gerade der Wirt aus der Küche und trug, ganz feurig im Gesicht und unter mächtigem Schnaufen, eine gewaltige Schale mit dampfendem Punsch vor sich her, während ihm ein alter Herr, der einen langen, talarähnlichen Pelz trug und ein rosiges, freundliches Antlitz mit einem ungeheuren schneeweißen Bart zeigte, bedächtig folgte. Als der Wirt den fremden Gast bemerkte, rief er ihm unter Schütteln des Kopfes abwehrend zu: „Ich kann Euch kein Quartier geben, es ist alles besetzt. Ihr könnt auch heute nichts bekommen, ich habe mein Haus an eine geschlossene Gesellschaft vergeben, die ungestört sein will.“ Dazu mochte wohl der hungrige und frierende Christian ein sehr trübseliges Gesicht machen, denn der alte Herr, der den Fremdling mit teilnehmenden Blicken beobachtet hatte, sagte plötzlich: „Laßt den Mann nur ein zu uns. Er hat ein gutes Gesicht, und ein Plätzchen wird sich schon finden.“

Der Wirt zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: „Nun, ich habe das Meinige gethan,“ öffnete dann mit dem Ellbogen die Thür des großen Gastzimmers, aus dem das Rauschen eines fröhlichen Gespräches hervorschallte, und trug den Punsch hinein. Der alte Herr und Christian folgten ihm.

*

II. Das Abenteuer im Nobiskrug.

In dem hellerleuchteten Gastzimmer des Nobiskruges stand ein großer, runder Tisch, bedeckt mit den Resten einer reichlichen Abendmahlzeit, und um diesen Tisch herum saß eine höchst sonderbare Gesellschaft von elf Personen, zu denen sich als die zwölfte jener alte Herr gesellte, der Christian hier eingeführt hatte. Diese zwölf Männer waren in die allerverschiedensten Trachten gekleidet, die man sich nur denken kann, von der leichtesten Sommergewandung bis zum schwersten Winterpelz, so daß man hätte denken können, hier sei eine etwas verfrühte Karnevalsgesellschaft beisammen. Sie beachteten Christian gar nicht, der sich still hinter den großen, glasierten Kachelofen drückte, sondern wandten ihre Aufmerksamkeit dem mächtigen Gefäß mit Punsch zu, das der Wirt stöhnend auf den Tisch setzte. Der alte Herr mit dem großen, weißen Barte füllte bedächtig die Gläser, die von Hand zu Hand wanderten, bis ein jeglicher versehen war. Danach entstand eine tiefe Stille, alle erhoben bedächtig die Gläser und thaten einen nachdenklichen Zug. Sodann verklärten sich alle Angesichter und Laute des Beifalls und des Entzückens ließen sich vernehmen. Der eine erhob Daumen und Zeigefinger der Linken, als prüfe er die Güte des Getränks zwischen den Fingerspitzen, und flüsterte: „Köstlich!“ Der andere lehnte sich in den Stuhl zurück, erhob die Augen gen Himmel und

schmunzelte: „Deliziös!“ Ein dritter wieder schlug, von Begeisterung ergriffen, auf den Tisch, daß Gläser und Geschirr klirrten, und schrie: „Donnerwetter!“ Ein vierter aber rief: „Ja, der Alte versteht es, das muß man sagen!“ und hielt dem weißbärtigen Herrn sein Glas entgegen, und nun stießen alle an mit diesem, dessen gutmütiges, rotes Gesicht vor Vergnügen glänzte, während der behäbige Wirt, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, schmunzelnd daneben stand und bald den einen, bald den anderen anblickte. Danach erhielt dieser den Auftrag, den Tisch abzuräumen und dem fremden Gaste die Reste der Mahlzeit vorzusetzen. Hei, das kam dem hungrigen Christian gelegen, und er fing an, tüchtig einzuhauen. Zwischendurch betrachtete er immer wieder mit Verwunderung die sonderbare Gesellschaft, die an dem großen Tische lustig pokulierte. Er bemerkte nun, daß jeglicher von ihnen ein schön gearbeitetes Musikinstrument neben sich lehnen oder an seinem Stuhlpfosten hängen hatte. Sollten es wandernde Musikanten sein? Aber einige von ihnen waren so leicht bekleidet, daß sie auf der Stelle draußen in der scharfen Winterkälte hätten erfrieren müssen.

Als sich Christian satt fühlte, war die Gesellschaft bereits in eine behagliche, mitteilsame Stimmung geraten, und man forderte ihn auf, sich an den großen runden Tisch neben den Herrn mit dem weißen Bart zu setzen. Als er dort bescheiden Platz genommen hatte, und ihm ein Glas von dem köstlichen Punsch vorgesetzt worden war, fragte der Nachbar, indem er

ihn wohlwollend anblickte: „Nun, Fremder, wart Ihr mit dem letzten Jahre zufrieden?"

Christian antwortete: „Das Jahr war schon gut; wenn es mir dennoch schlecht ergangen ist, so trug ich wohl selbst die Schuld."

„Wir hören gerne etwas Neues," sagte darauf der Alte, „wenn Ihr mögt, so laßt uns Eure Geschichte hören."

Obgleich nun Christian meinte, diese Geschichte sei gar nicht ergötzlich und mehr trübselig als lustig zu berichten, so mußte er doch erzählen. Als er nun zum Schluß von seiner heutigen Reise sprach und den schönen, wenn auch kalten Dezembertag lobte und von der herrlichen Abendröte sprach, in die er hineinmarschiert sei, gute Hoffnungen für die Zukunft aus ihr schöpfend, da schmunzelte der alte weißbärtige Nachbar wohlgefällig, und die anderen sahen sich bedeutungsvoll an, als ob sie es in der Macht hätten, solche Hoffnungen zu erfüllen. Als er nun fertig war, entstand eine kleine Stille. Sodann räusperte sich Christians anderer Nachbar sehr laut und kräftig, so daß unser guter Reisender fast erschrak und ihn verwundert ansah. Er war ein großer, stattlicher Herr in kurzem, weißem Wams mit schneeweißem Pelz besetzt, ja, alles war weiß an ihm, bis auf das rosige, von Gesundheit leuchtende Antlitz, den hellblonden Schnurrbart und die gleichfarbigen Haare. Seine Beine steckten in enganschließenden Hosen, und bis über die Kniee waren Stiefel gezogen von weichem Leder, oben mit Pelz besetzt. An dem

einen seiner Stuhlpfosten hing eine weiße Pelzmütze und an dem anderen eine glänzende, silberne Posaune. Als sich dieser Herr nun ausgeräuspert hatte, sprach er mit einer Stimme, die dem Hallen glich, das in kalten Wintern durch die Eisfläche großer Seen dahindonnert: „Nun, guter Freund, Ihr habt da eben so nette Sachen über den Dezember gesagt, was haltet Ihr von dem Januar?“

„O,“ sagte Christian, „der Januar ist ein frischer Monat, den hab' ich schon lieb. Herrlich ist er, wenn er die klingende Kälte bringt, daß die Seen wie ein Spiegel glänzen und die Bäume im Schmuck des glitzernden Reifes dastehen, wie silberne Korallen. Wenn man da auf dem Schlittschuh über die blanke Fläche dahinfliegt, gießt sein frischer, nordischer Hauch Kraft, Mut und Feuer durch die Adern, wie es sonst nur der sonnenreichste südliche Wein vermag. Herrlich sind auch seine klaren, sternfunkelnden Nächte, wenn das Nordlicht seine schwankenden Strahlen über den Himmel schießt und in die feste Decke mächtiger Seen unaufhörlich mit langhindonnerndem Krachen die Spalten springen; das ist die echte Wintermusik!“

Das Gesicht des weißgekleideten Mannes war bei diesen Worten immer strahlender geworden, und als Christian geendet hatte, schlug jener mit der Faust auf den Tisch, daß es donnerte, und rief: „Famos gesagt, das laß ich mir gefallen!“ Sodann stieß er mit Christian an und leerte sein ungeheures Glas Punsch auf einen Zug.

Nun beugte sich hinter diesem Kraftmenschen ein zweiter der zwölf Gesellen hervor; der war nur ziemlich klein und der Behendeste von allen. Er war auch weiß gekleidet, aber in die faltigen und bauschigen Gewänder eines Pierrots, und nur die kugelförmigen Knöpfe seines Wamses waren rot und so groß wie Apfelsinen. Sein rabenschwarzes Haar war kurz geschoren gleich dem Sammet und trat mit einer kleinen Schneppe in die niedrige Stirn des weißgepuderten Gesichtes. Indes er mit seinen Fingern leise auf einer Schellentrommel trillerte, die vor ihm auf dem Tische lag, blickte er Christian mit den schwarzen, glänzenden Augen pfiffig an und fragte: „Nun, und was wißt Ihr vom Narrenmonat Februar zu sagen?"

„Ja, da habt Ihr recht," sagte Christian, „ein lustiger Monat ist's. Man hat ihn auch darum zum kürzesten gemacht, weil die Leute so viel Spaßhaftigkeit sonst gar nicht zu ertragen vermöchten. Alle Welt macht er zu Narren, die ehrbarsten Leute verführt er zum Possenreißen und die feierlichsten Esel zum Hintenausschlagen; diesen Monat hab' ich immer gern gehabt, denn ein herzhafter Spaß ist Goldes wert!"

Solche Antwort mußte dem kleinen Manne wohl besonders gefallen, denn plötzlich war er auf dem Tisch und ging dort, jedenfalls weil er sein Vergnügen nicht anders zu bändigen wußte, unter dem Beifall aller Anwesenden auf den Händen herum. Sodann stand er wieder vor seinem Platze, über-

schlug sich in der Luft, daß er hinter seinen Stuhl zu stehen kam, grätschte mit einem mächtigen Satze über die Lehne und saß plötzlich wieder so ruhig da, als sei er es gar nicht gewesen. Ein solches verwunderliches Benehmen erzeugte bei Christian die Vermutung, daß er unter eine Gesellschaft von Seilspringern und Kunststückmachern geraten sei.

Unterdes war der dritte in der Runde unruhig geworden, ein gesetzter Herr, der einem Pächter ähnlich sah und einen Brummbaß neben sich lehnen hatte. Er sprach dann: „Und wie denkt Ihr über den März?"

„Ueber den März läßt sich viel Gutes sagen," antwortete Christian. „Das ist ein wichtiger Monat für den Landmann, dem er die Felder befreit und den Frost aus der Erde taut. O, so köstliche, sanfte Frühlingstage hat er schon, wo die Lerchen über der grünen Saat tirelieren und die Drosseln im knospenden Walde flöten, wo man meint, nun müsse der Frühling gleich über die Berge schauen und rufen: ‚Ja, ich komme schon!' In den Gärten duftet mit kräftigem Erdgeruch das gegrabene Ackerland, und um das unsägliche Grün der Stachelbeerbüsche, die mit lauter zarten braunen Glöcklein behängt sind, summen die Bienen. Aus der schwarzen Erde steigen nun liebliche Wunder empor, zarte Schneeglöckchen, schimmernde Krokus und leuchtende Narzissen und gegen Ende gar, da bannt ein holdes Duften deinen Schritt und siehe: die Veilchen blühen. Ja, der März, den laß ich schon gelten."

Dies schien dem Manne in dem Pächteranzuge sehr zu gefallen, er bekam vor heimlicher und unterdrückter Freude ordentlich rote Ringe um die Augen und sagte fast abwehrend: „Na, na, nur nicht so poetisch, das kann ich ja gar nicht verlangen!"

Das Spiel mit den Monaten sagte den zwölf Leuten scheinbar ungemein zu, sie waren sehr aufmerksam, wenn Christian sprach, und gaben ihre Zustimmung durch Nicken und beifälliges Gemurmel kund. Nun meldete sich auch schon wieder der nächste in der Runde, ein sehr sonderbar und narrenhaft gekleideter junger Mann. Die rechte Hälfte seines ausgezackten, mit Schellen besetzten Wamses war blau, die linke orangegelb, ebenso war es mit den Beinen bestellt und mit seiner Mütze, nur daß hier die Farben in umgekehrter Reihenfolge angebracht waren, und wenn man dem Manne genau in sein ewig bewegliches Gesicht sah, bemerkte man, daß es auch hier an Abwechselung nicht fehlte, denn eines seiner Augen war blau, das andere braun.

„Ich möchte nun ein wenig vom April hören!" sagte dieser.

„Die Leute," antwortete Christian, „schelten den April einen unbeständigen Monat, aber das ist ja gerade das Hübsche an ihm. Es ist wie im Theater, immer gibt es etwas Neues zu sehen. Oder ist es nicht herrlich, wenn die Sonne durch den Regen lacht, daß es von den grüngoldenen Bäumen rinnt wie Perlen und Edelgestein und am Abend hoch über dem Sammetgrau abziehenden Gewölkes der leuch-

tende Regenbogen steht? Oder wenn der Sturm dahinbraust durch den knospenden Wald und dennoch plötzlich ein Sonnenstrahl hervorbricht aus finsterem Gewölk und in der Ferne ein leuchtendes Saatengrün oder eine schimmernde Wasserfläche hervorhebt wie eine selige Verheißung? Er versteht sich auf das Durcheinander. Lachen ist nicht schwer und Weinen ist nicht schwer, aber Lachen und Weinen zugleich, das ist die Kunst!"

Der närrische Mann, als wollte er zeigen, daß er dieser Fertigkeit mächtig sei, fing gewaltig an zu lachen, während ihm die Thränen sowohl aus dem blauen als dem braunen Auge liefen. Sodann sprang er ganz begeistert auf, hing die Pauke um, die neben ihm stand, und tanzte, während er sie tüchtig mit dem Schlegel bearbeitete und dazu die Becken fleißig tönen ließ, eine Weile im Zimmer herum. Unterdes stimmte der junge Mann, der nun zunächst am Tische saß, ein wenig an seiner kunstreich mit Blumen und Vögeln eingelegten Mandoline und klimperte dann erwartungsvoll darauf. Diesen Jüngling hatte Christian schon immer mit Bewunderung angesehen, denn er war über die Maßen schön. In dem seidenweichen, etwas gewellten Goldhaar trug er einen Kranz von Maiblumen und aus seinem rosigen Antlitz schauten sonnenhaft und siegreich zwei leuchtende blaue Augen. Bekleidet war er mit einem kurzärmeligen, griechischen Gewande, das um den Leib durch einen goldenen Gürtel zusammengefaßt wurde und auf weißem Grunde köstliches Blumenwerk ein-

gewebt zeigte, in dessen farbigen Ranken schimmernde Vögel und glänzende Schmetterlinge sich wiegten; an den Füßen jedoch trug er Sandalen mit übers Kreuz geschnürten Bändern. Dieser schöne Jüngling griff auf seiner Mandoline ein paar Accorde und sang dann mit angenehmer Stimme:

„Nun lieber Fremder sagt mir frei,
Was haltet Ihr vom Monat Mai?"

„Ich möchte wohl," erwiderte Christian, „daß ich verstünde wie Ihr die Mandoline zu schlagen, und daß mir Gott eine so schöne Stimme verliehen hätte, dann wollte ich euch singen von diesem Monat, wie er es wohl verdient, denn er ist ein Zauberer, der für alle Sinne das Lieblichste bietet. Dem Auge schmeichelt er durch das zarteste Grün und die schönsten Farben, er betäubt fast das Ohr durch die Fülle wechselnden Gesanges, er läßt den weichen Westwind dahingehen über blühende Gefilde, daß er sich mit Düften erfülle, und sendet ihn dann, uns zärtlich die Wangen zu streicheln; er treibt aus den geheimnisvollen Tiefen der Erde köstliche Kräuter und leckere Schossen hervor, daß auch die Zunge nicht leer ausgehe, ja, der Mai ist ein Monat, der seine Schätze so recht aus dem Vollen ausstreut, und leicht ist es, sein Lob zu singen."

Der schöne Jüngling verneigte sich, daß ihm die goldenen Haare vornüber fielen, winkte dann Christian wohlwollend mit der weißen, schlanken Hand, griff auf seiner Mandoline einige Accorde und ließ ihnen eine liebliche Musik folgen, die klang wie

Quellengeriesel und Flüstern des Frühlingswindes in blühenden Zweigen. Sein Nachbar, ein junger Mann in studentischer Tracht, der eine Rose im Knopfloch trug und aus leuchtenden Augen gar munter in die Welt blickte, nahm mit seiner Geige die Melodie auf und beide musizierten eine kurze Weile gar anmutig. Dann fragte er sofort: „Und nun der Juni, wie steht es mit dem?“

Christian antwortete: „Vom Frühling und vom Sommer vereinigt er das Schönste. Er bringt die Rosen und die Erdbeeren, taufrische glänzende Morgen, glühende Mittage, stille sonnige Abende und helle, träumerische Nächte. Die Sonne und das Jahr sind auf der Höhe angelangt, am Feldrand blühen die wilden Rosen und ihr Duften mischt sich mit dem köstlichen Geruch frischgemähter Wiesen. Wohl dem, der nun wandern kann in die herrliche Welt hinaus, daß er all diese Schönheit sein eigen nennen darf!“

„Das will ich meinen!“ rief der studentisch gekleidete Jüngling und trank Christian ein ganzes Glas zu. Ehe nun der Folgende, ein etwas träumerisch aussehender junger Mann in leichter Hirtentracht, der mit einer Flöte und einem Schäferstabe ausgerüstet war, den Mund öffnen konnte, sagte Christian:

„Ich weiß es schon, Ihr wollt nun vom Juli etwas wissen. Das ist der wahre Sommermonat, der das Korn reift und einen Segen von köstlichem Gemüse ausschüttet. Da ist es schön um die Mit-

tagszeit in den weiten Kornfeldern, wenn die Glut der Sonne über all dem reichen Segen brütet und sich nur zuweilen leise wie im Traum das weite Meer der Aehren flüsternd regt. Alle Vögel sind verstummt; einzig die Ammern spinnen unermüdlich den dünnen Faden ihres Gesanges, aber zwischen den Halmen und an den Rainen schwirrt und wetzt und zirpt und summt und brummt es von unsäglichem Insektenvolk; Schwebefliegen und Libellen stehen in der Luft und schießen dann plötzlich davon, während die Schmetterlinge wie trunken von Duft und Glut dahintaumeln. Aber auch gewaltig kann dieser Monat sein. Das schimmernde Gebirge von Wolken dort hinter dem Walde türmt sich immer höher empor und verdichtet sich zu einem finstern Graublau, das nur noch an den Rändern mit Silber gesäumt ist. Zuweilen tönt es von ferne wie ein dumpfes Gemurmel grollender Stimmen durch die stille Luft. Nun steigt es schneller auf und verschlingt die Sonne und dann jagt es heran mit Sturm und Regen über die wogenden Felder und ineinander schlingt sich unter dem Zucken der Blitze die endlose Kette rollender Donner und knatternder Schläge bei dem unendlichen Strömen des Regens. Aber weiter saust das Unwetter und vergrollt in der Ferne. Am Himmel wird ein schimmerndes Thor aufgethan und hervor tritt auf leuchtendem Blau die siegreiche Sonne in ihrer alten Pracht; ja, schön und gewaltig ist der Juli!"

Besonders daß Christian diesen Monat gewaltig

nannte, schien dem Hirtenjüngling zu gefallen, denn er winkte wohlgefällig bei diesem Worte und blickte triumphierend um sich. Dann legte er die Hand aufs Herz, verbeugte sich und warf dem Gaste eine Kußhand zu.

Der nun kam, war wie ein Schnitter anzusehen; er trug einen Kranz von Aehren, Mohn und Kornblumen im Haar, war gebräunt von der Sonne und vor ihm lag eine Klarinette. Er sagte weiter nichts als: „Nun weiter!"

Christian sprach: „So wie der Mai und der Juni ein wenig zusammengehören, so auch der Juli und der August. In dem einen wird die Ernte begonnen in dem anderen vollendet. Der August ist aber der richtige Erntemonat, und es ist eine lustige Sache, trotz harter Thätigkeit nur fröhliche Gesichter zu sehen und Menschen, die sich zur Arbeit schmücken mit hellen Gewändern und bunten Farben. Wenn nun all der Segen eingebracht ist und der letzte schwer beladene Erntewagen, dunkel sich abhebend gegen den goldenen Abendhimmel, unter Jauchzen und Gesang in die Scheune gebracht ist, wenn das Wetzen der Sensen am Tage und das Dengeln am Abend verstummte, da hebt sich bald ein anderes Tönen an von Fiedel, Klarinette, Horn und Brummbaß, die Röcke fliegen und die Jauchzer schallen — ja lustig ist der Erntemonat!"

Der braune Schnitter stieß einen Juhschrei aus, daß die Fenster klirrten, man hörte, daß er die Sache verstand, und merkte wohl, daß ihm Christians Rede

gut gefallen hatte. Dieser fuhr nun fort, indem er sich an den nächsten wendete, einen Mann mit behäbigen apfelroten Backen, der einem Gärtner gleichsah:

„Nun kommt der September und schüttet seine Früchte vor uns aus, köstliche Pflaumen, von zartem Hauch bereift, taufrische Aepfel, deren einer schon das ganze Haus mit Duft erfüllt, und Birnen, die fast von süßem Safte überquellen. Du rührst den Nußbusch nur an, und ein Segen von sauberen Nüssen prasselt hernieder, am Gartenzaun liegen die Kürbisse, groß wie Schweine, und am Geländer schwillt und rötet sich die Traube, süßer Verheißung voll, o, ein köstlicher Monat, ich liebe ihn!“ schloß Christian, ganz in Erinnerung und Anschauung vertieft.

Der Gärtner rieb sich behaglich die Hände und sah vergnügt um sich. Dann nickte er ein paarmal schnell mit dem Kopfe und lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück.

Mit großer Spannung hatte ein Mann in der Ausrüstung eines Jägers, dem ein goldenes Waldhorn zur Seite hing, bis dahin gewartet. Nun beugte er sich vor und rief: „Hallo, Fremder, nun der Oktober!“

„Er bringt mit Macht den Herbst,“ sagte Christian, „und damit Abwechselung in die Welt. Das wenig unterschiedene Grün des Waldes färbt er um in Gold und Braun und Purpur, zum Zeichen, daß das Feuer des Sommers nun verglüht, und ist über-

haupt ein Maler, der die bunten Farben liebt. Und da ihm an Blumen nicht viel zu Gebote steht, so läßt er die seltsamen Teller und Hüte der Pilze aus dem Waldboden hervortauchen und malt sie mit Scharlach, Eiergelb und Sammetbraun. Aus dem goldgelben Laub der Eberesche leuchten die Beeren wie rote Korallen, und, wo der Juni an der Heckenrose blasse Tellerchen aufthat, glüht nun purpurn die Hagebutte. Schön ist es in stillen, sonnigen Oktobertagen auf einer einsamen Waldblöße, wenn ringsum die Bäume im Schmuck des Herbstes glühen und sich die späten Schmetterlinge, der bunte Admiral und der sammetbraune Trauermantel mit den blauen Pünktchen und dem goldenen Rande an den Stämmen sonnen. Silberne Fäden spinnen sich durch die Luft dahin und hoch aus dem Blauen schallt ein Wanderruf von Vögeln, die nach Süden ziehen, indes von Zeit zu Zeit in der Ferne ein Schuß verhallt. Schön ist es auch, wenn zu fröhlicher Jagd die Waldhörner klingen, das Geläut der Meute durch den Wald hallt, die rotröckigen Reiter zwischen den Kiefernstämmen dahinjagend in der Ferne verschwinden, und das Geräusch der Jagd leiser und leiser wird, so daß am Ende nur das sanfte Singen der Zweige übrig bleibt, bis dann schließlich wie aus traumhafter Ferne das Halali herübertönt!"

Wunderbar, klang dieses Jagdsignal nicht wirklich aus der Weite? Nein, der Jäger war es, der ganz heimlich das Horn an den Mund gesetzt hatte und es leise ertönen ließ. Kaum war dies beendet,

so kam eine Gestalt zum Vorschein, die Christian bis dahin gar nicht bemerkt hatte, da sie in einem großen Lehnstuhl mit Ohrenklappen ganz in sich zusammengekrochen neben dem weißbärtigen Nachbar gesessen hatte. Der alte Herr mußte wohl Zahnweh haben, denn er trug ein buntes, seidenes Tuch um sein graues, grämliches Gesicht und darüber hatte er eine Zipfelmütze bis auf die Ohren gezogen. Er war gekleidet in einen Schlafrock von der Farbe des gewelkten Laubes und seine Füße steckten in ungeheuren Filzschuhen. Indes nun seine mageren Finger mit einer Maultrommel spielten, die vor ihm auf dem Tische lag, beugte er sich hinter den Ohrenklappen seines alten Lehnstuhls hervor, sah mit seinen gelben Augen Christian starr an und sagte gar nichts.

Dieser kratzte sich ein wenig hinter den Ohren und sagte: „Ja der November. Die Leute wollen nicht viel von ihm wissen und schelten ihn einen verdrießlichen Monat, aber ich kann das nicht finden. Er hat manchmal so stille, graue Regentage, wo die Luft eigentlich nur sehr naß ist und es an jeder Knospe und jedem welken Blatt wie eine dicke Thräne hängt, das ist eine herrliche Zeit zum Träume spinnen und Luftschlösser bauen, wie ja auch die Maler auf dem grauen Grunde der Leinwand ihre farbigen Kunstwerke hervorzaubern. Aber die Stille und Verdrossenheit ist eigentlich gar nicht sein Element, er kann ein sehr gewaltiger Herr sein. Ja, schön ist es zu sehen, wenn er dann auf seinem wilden Roß, dem Nordwind, unter fliegendem Regen dahinsaust,

das letzte Laub von den Bäumen reißt und wirbelnd vor sich her jagt, das Wasser zu sprühendem Schaum in die Höhe peitscht und durch die Wipfel des Waldes dahinstürmt, daß sie donnernd brausen!“

Es war merkwürdig zu sehen, wie sich bei dieser Schilderung der alte, grämliche Herr veränderte; er richtete sich gerade empor und seine Schultern schienen sich zu verbreitern, seine welken Züge spannten sich und wurden fest wie Eisen, während aus den sonst so matten Augen ein seltsames Leuchten hervorbrach. Als Christian seine Rede geendet hatte, sank der Alte jedoch plötzlich wieder in sich zusammen in seinen Lehnstuhl und murmelte: „Ich bin zufrieden.“

Nun war Christian die Reihe herum, und sein Nachbar mit dem großen, weißen Barte und dem rosigen Antlitz sah ihn lächelnd an. Christian bemerkte nun, daß in dem weitläufigen Pelze des Alten eine Unzahl von Taschen angebracht war, in deren jeder etwas bauschte, ja zuweilen waren sie so angefüllt, daß allerlei Spielwerk oder auch kostbarere Gegenstände oben heraussahen.

„Nun fehlt nur noch der Dezember,“ sprach Christian. „Von dem brauche ich nur ein Wort zu sagen, daß er in vollem Glanze strahlt: „Er ist der Weihnachtsmann, und fürwahr, wenn ich Euch so ansehe, so muß ich sagen, daß ich mir denke, er muß gerade so aussehen wie Ihr.“

„Das habt Ihr getroffen,“ erwiderte der Alte, und ich meine, Ihr müßt doch wohl schon gemerkt

haben, in welcher Gesellschaft Ihr Euch heute abend befindet, oder solltet Ihr noch nicht wissen, daß es die Monate sind, mit denen Ihr hier an einem Tische sitzet?"

„Gedacht habe ich es mir zuletzt schon halb und halb," sagte Christian, „aber ich konnte doch kaum glauben, daß so große Herren so freundlich mit mir sein würden."

„Wir wollen allen guten Leuten wohl," sagte der Dezember, „und zudem habt Ihr so hübsche Dinge über uns gesagt, daß wir damit zufrieden sind. Selten gibt es in heutiger Zeit so sonnige Gemüter, wie Eures, das überall nur das Gute und Schöne hervorhebt und von allen das Beste denkt. Darum glaube ich der Zustimmung meiner Genossen sicher zu sein, wenn ich Euch zum Dank für Eure freundlichen Worte eine Gabe mitteile, die wohl geeignet ist, die Not, in die Euch Eure Herzensgüte versetzt hat, zu heben und Euch fernerhin glückliche Tage zu verschaffen." Damit grub und wühlte er sich in eine seiner tiefsten Taschen ein, während die anderen Monate durch Gebärden und Worte ihre freudige Zustimmung bekundeten. Endlich zog der Dezember ein sehr schönes, viereckiges Kästchen hervor, an dessen Seiten die zwölf Monate in eingelegter Arbeit dargestellt waren, während sich auf dem Deckel die vier Jahreszeiten in ewigem Reigentanze drehten, reichte es Christian dar und sprach weiter:

„Wenn Ihr einen Wunsch heget, so öffnet nur dieses Kästchen, es wird alles darin sein, was Ihr

begehrt. Wir wünschen, daß es Euch eitel Segen und Glück bringen möge. Aber eines dürft Ihr nicht vergessen. Nur auf ein Jahr können wir Euch diese köstliche Gabe verleihen, darum nutzet die Zeit, solange Euch das Kästchen zu Gebote steht. Am nächsten Sylvesterabend um dieselbe Zeit wird es plötzlich aus Eurem Besitze verschwinden, ob Ihr es auch in sieben eisernen Kisten verschlossen hieltet."

Als nun Christian seinen freudigen Dank aussprechen wollte, wehrte der Dezember dies ab und klopfte stark auf den Tisch. Infolge dieses Zeichens verstummte rings die Unterhaltung, alle Monate nahmen ihre Instrumente zur Hand, auch der September öffnete einen Kasten, der vor ihm stand, und holte eine Zither hervor, während der Dezember aus einer seiner unerschöpflichen Taschen allerlei Kinderinstrumente nahm, wie Kuckucksflöte, Vogelpfeife und dergleichen. Sodann begannen sie eine liebliche Musik, die das Walten und Weben der Jahreszeiten darstellte, und zu seinem großen Staunen erkannte Christian in diesen Tönen alles wieder, was er vorhin in Worten ausgedrückt hatte. Aber während sich die Musik in die Länge zog, überkam unseren Wandersmann infolge der späten Nachtzeit, des angestrengten Marsches vorher und des jetzt reichlich genossenen Punsches die Müdigkeit, er sank in den Stuhl zurück und entschlief süß und sanft.

*

III. Das wunderbare Kästchen.

Als Christian am anderen Morgen aufwachte, lag er auf der Ofenbank, im Zimmer war aufgeräumt und von den Spuren des gestrigen Gelages nichts mehr zu sehen, so daß er fast geneigt war, das ganze Abenteuer für einen sonderbaren Traum zu halten. Der Wirt kam ihm ganz höflich entgegen und auf die Frage nach der Schuldigkeit forderte er ein Geringes für Nachtquartier und Morgenzehrung. Danach marschierte Christian wieder munter in den kalten, grauen Neujahrstag hinaus. Es wehte eine scharfe Luft und nach einer Weile begann es zu stäuben, von einem feinen, prickelnden Schnee, der in alle Lücken der Kleidung eindrang. Trotzdem wanderte Christian mutig weiter, suchte sich durch eine raschere Gangart warm zu halten und war im Geiste fortwährend mit den sonderbaren Erlebnissen des gestrigen Abends beschäftigt. Je mehr er daran dachte, je unglaublicher erschien ihm alles, und doch stand jede Einzelheit so klar vor seinem Gedächtnis, es mußte jedenfalls eine sehr gründliche und deutliche Art von Traum gewesen sein. Mittlerweile mehrte sich der Schnee und der Weg ward immer beschwerlicher. Zudem fühlte Christian immer einen sonderbaren Druck auf der Brust wie von einem harten Gegenstande, und als er nachfühlte, fand er das Kästchen, das er gestern abend hatte in die Brusttasche gleiten lassen. Er zog es hervor und betrachtete es neugierig; die Sache war also doch kein

Traum gewesen. Er öffnete es und besah das Inwendige. So reich geschmückt die Außenseiten auch waren, so leer und schmucklos war es im Innern. Er klappte den Deckel wieder zu und dachte über die Worte nach, die der Dezember bei der Ueberreichung gesprochen hatte. Er setzte zwar wenig Glauben in die verheißene Wunderkraft des Kästchens, allein er dachte doch unwillkürlich: „Wenn ich jetzt so eine schöne Staatskutsche hätte und zwar eine geheizte mit vier Pferden davor, Kutscher und Bedienten und allem, was dazu gehört, da wollte ich besser und bequemer vom Fleck kommen.“ Kaum hatte er dies ausgedacht, so vernahm er ein leichtes Stampfen und Getrappel in dem Kästchen, und als er es verwundert öffnete, da hätte er es beinahe vor Schreck fallen lassen, denn es war nicht mehr leer, sondern eine kleine, allerliebste Kutsche darin mit vier Pferden, nicht größer als Zwergmäuse, mit winzigem Kutscher und Bedienten, so klein wie die grauen Grashüpfer, die im Sommer auf den Wiesen zirpen. Aus dem Verdeck der Kutsche kam ein kleines Kaminrohr hervor und ließ ein zartes, blaues Räuchlein in die Luft steigen. „Ja, was soll ich damit anfangen?“ dachte Christian, als die erste Ueberraschung vorbei war, „für Geld sehen lassen ist das einzige.“ Endlich verfiel er darauf, das Kästchen auf die Erde zu setzen, und damit war das Richtige getroffen, denn kaum war dies geschehen, als der Bediente vom Bock sprang und die Vorderwand des Kästchens gleich einem Thore öffnete. Sogleich fuhr der kleine Wagen hinaus und im

Weiterfahren fing alles an mit großer Schnelligkeit zu wachsen, so daß nach wenigen Sekunden die richtige Größe erreicht war. Der Bediente sprang wieder vom Bock, riß die Wagenthüre auf und sah Christian erwartungsvoll an. Dieser war so verblüfft, daß er fast das Kästchen hätte stehen lassen. Zum guten Glück stolperte er aber fast darüber, als er weiter gehen wollte, steckte es schnell zu sich und stieg ein. In dieser Kutsche war es aber hübsch, das muß man sagen. Sie war wirklich geheizt und drinnen eine behagliche Wärme. Dabei hing sie in so vorzüglichen Federn, daß Christian auch bei dem schnellsten Dahinjagen kaum etwas von den Unebenheiten des Weges verspürte, und in den veilchenblauen Sammetpolstern saß er wie in Abrahams Schoß. Als ihm nun auf diese Art klar wurde, welchen unermeßlichen Schatz er an diesem Kästchen besaß, ward er fast unsinnig vor Freude, sprang in dem Wagen herum, hopste vom Vorder- auf den Rücksitz, schlug sich auf die Kniee, klatschte in die Hände und lachte und weinte in einem Atem. Endlich beruhigte er sich ein wenig und nun fiel ihm plötzlich auf, wie schlecht sein alter, abgeschabter Anzug zu der schönen Kutsche passen wollte und wünschte sich schnell das Feinste. Sogleich fand er in dem Kästchen ein Röcklein vom herrlichsten Tuch mit goldgesticktem Kragen und Aufschlägen, eine geblümte Atlasweste, seidene Höschen und Strümpfe, Wäsche vom feinsten Batist, Schuhe mit goldenen Schnallen, kurz alles, was dazu gehört, und alles wuchs zur rich-

tigen Größe, sobald es herausgenommen wurde. Er kleidete sich nun um und warf das alte Zeug zum Fenster hinaus. Aber in einem so schönen Anzug leere Taschen zu haben, das ging nicht, flugs wünschte er sich das Nötige, und als er das Kästchen öffnete, war es gestrichen voll der schönsten Randdukaten. Das ließ er sich gefallen. Als sich schließlich Hunger und Durst regten, entnahm er dem unerschöpflichen Kästchen einen Eßkober, gefüllt mit den herrlichsten Gerichten und ein Flaschenfutter mit den feinsten Weinen aller Länder und frühstückte wie ein Kaiser.

Als um die Mittagszeit dieses Tages die vornehme und glänzende Kutsche vor dem ersten Gasthofe der Stadt anhielt, die Christian aufsuchen wollte, und ein so kostbar gekleideter Herr ausstieg, da erstarb der Wirt fast vor Ehrfurcht und sein Antlitz leuchtete wie Vollmondschein, indes die Kellner den seltenen Gast dienend umschwärmten wie die Fliegen einen Honigtropfen. Solche Wendung hatte mit einemmal sein Schicksal durch das wunderbare Kästchen genommen.

Natürlich dachte er jetzt nicht mehr an die Einziehung seines ausgeliehenen Geldes, nahm sich auch vor, noch nicht in seine Vaterstadt zurückzukehren, sondern beschloß einstweilen die Welt zu durchreisen, sich allenthalben aufzuhalten, wo es ihm gefiel, und die Gaben seines unvergleichlichen Schatzes recht auszukosten. So reiste er denn fast ein ganzes Jahr in Deutschland herum und hinterließ überall, wo er sich

aufgehalten hatte, ein gutes Andenken, da er große Summen an die Armen schenkte, mittellose Brautpaare ausstattete und Leute aus dem Schuldturm befreite. Dabei vergaß er jedoch nicht, daß sein Schatz ihm nur auf die Dauer eines Jahres verliehen war, und ließ durch einen Agenten in der Nähe seiner Vaterstadt eine große Herrschaft aufkaufen, zu der prächtige Wälder und Seen, viele Güter, ein herrliches Schloß auf dem Lande und ein wohleingerichtetes Haus in der Stadt gehörten, und alles aufs schönste und kostbarste wohnlich in stand setzen. Wegen seiner großen Wohlthaten hatte ihn der Fürst eines Landes, wo er besonders den Armen hilfreich gewesen war, unter dem Namen Herr von Kästchen in den Adelstand erhoben, und als man nun in seiner Vaterstadt erfuhr, daß sich dieser Mann, dessen Reichtum und dessen Wohlthätigkeit schon überall sprichwörtlich geworden waren, in der Umgegend niederlassen wollte, da herrschte große Freude und man fühlte sich durch diese Wahl höchlichst geehrt. Freilich hatte niemand eine Ahnung, wer sich unter diesem Namen verbarg, auch sein Bruder nicht.

Um die Weihnachtszeit kehrte Christian in seine Vaterstadt zurück und die Leute konnten nicht genug erzählen von der Pracht seines Wagens, von der Schönheit seiner Pferde und der Leutseligkeit seines Wesens, denn niemand erkannte ihn wieder. Anfangs ließ er sich wenig sehen, sondern saß fleißig die Tage über in einem Kämmerchen seines Hauses, das er ganz mit zolldicken Eisenplatten hatte austapezieren

und mit schweren eisernen Thüren hatte versehen lassen, und war ausschließlich damit beschäftigt, sein Kästchen voll Dukaten zu wünschen und das köstliche Gut dort wie Weizen auf einem Kornboden aufzuspeichern. Als endlich die goldene Last dort drei Fuß hoch lag, und nur einige schmale Gänge dazwischen frei gelassen waren, da schien es ihm genug, er verschloß diese Schatzkammer sorgfältig und dreifach mit den künstlichsten Schlössern und machte sich auf, seinen Bruder zu besuchen. Als er dort gerade wieder am Morgen des Sylvestertages vorfuhr und sich melden ließ, war dieser sehr erstaunt und verwirrt über den vornehmen Besuch, allein noch mehr verwunderte er sich, als dieser ihm entgegentrat mit den Worten: „Da bin ich wieder, lieber Bruder, und komme, meinen Ring zurückzukaufen. Ich vermag dir jetzt zehntausendfach zu vergelten, was du damals an mir gethan hast.“ Damit winkte er dem Diener, der an der Thür stehen geblieben war und dieser lief nun an den Wagen und schleppte keuchend einen Geldsack herbei, der zehntausend Dukaten enthielt. Christian löste die Schnur, stieß den Sack um und leerte den mächtigen Haufen Gold auf den Tisch aus. Wie da Johanns Augen gierig funkelten und wie er verblüfft war, das kann man sich wohl leicht vorstellen, fast wäre er vor seinem Bruder auf die Kniee gefallen und hätte ihn angebetet. Als er nun wohl zehnmal seinen verwirrten Dank gestammelt hatte, stürzte er fort und holte den Ring. Dann stierte er wieder auf den Goldhaufen hin; der Schweiß trat ihm auf die

Stirn und das Wasser lief ihm im Munde zusammen — einmal mußte er jetzt darin wühlen, anders hielt er es nicht aus. Wie ein Magnetberg zog es ihn an, er grub die Hände hinein und nun lief es ihm von den Fingerspitzen aus wie Wollust durch alle Glieder. Heimlich aber behielt er einen Dukaten in der Hand und während er allerlei von Bewirtung stammelte und seinen Bruder bat, sich einen Augenblick zu gedulden, lief er in das Nebenzimmer, wo sich sein Probierstein und seine Goldwage befanden, und prüfte das Goldstück. Wahrhaftig, es war echt und von dem feinsten Dukatengolde. Nun rief er nach seiner Wirtschafterin und befahl ihr, das Beste aufzutischen, was im Hause zu finden war, und dann rannte er wieder hin, bedeckte den Goldhaufen mit einem Tuche, damit die Frau ihn nicht sehen sollte, kurz er war ganz außer sich.

Als die Brüder dann bei einer Flasche köstlichen französischen Weißweins saßen, erzählte Christian seine Geschichte. Da überkam seinen Bruder eine Gier nach dem wunderbaren Kästchen, die ihn wie Feuer brannte. Heute, da die Monate wieder im Nobiskrug zusammenkamen, war ja gerade die Zeit günstig, dort mußte er hin auf jeden Fall und ihm, als dem Klügern, mußte es doch sicher gelingen, das Kästchen in seinen Besitz zu bringen. Den Monaten wollte er schon etwas Angenehmes sagen: Sirup und Zucker wollte er reden mit Honig dazwischen.

Als Christian ihn dann verlassen und er sein Gold verwahrt hatte, lief er sofort hin und mietete

für den Nachmittag einen Wagen, um dorthin zu fahren. Er bekam einen solchen, aber nur gegen eine hohe Summe, deren Hälfte er vorausbezahlen mußte, weil die Fuhrleute in der Sylvesternacht diesen verrufenen Ort zu meiden pflegten. In der Dämmerung ging die Reise ab. Draußen war ein trübes, regnerisches Wetter; die Felder waren mit schmutzigem, zerfließendem Schnee bedeckt und in den Wagenspuren stand das Wasser. Der Himmel war von einem verdrießlichen, einförmigen Grau, und der Tannenwald stand da wie eine schwarze Masse in finsterem Schweigen.

Als er in dem Nobiskruge ankam, geriet er sogleich in einen Wortwechsel mit dem Wirte, der ihn nicht hineinlassen wollte, aber Johann war zäh und ließ sich so leicht nicht abweisen. Da deshalb der Streit immer lauter wurde, öffnete sich die Thür und der Dezember schaute heraus. Als dieser erfuhr, worum es sich handelte, wies er den Wirt an, den Fremden eintreten zu lassen, und nun fügte sich anfangs alles, wie es bei Christian gewesen war. Schließlich saß Johann ebenfalls mit in der Runde, und die verfänglichen Fragen begannen. Da bemerkte er mit Schrecken, daß es mit Sirup, Zucker und Honig nichts war, denn dieser Gesellschaft gegenüber gab es keine Verstellung, und mochte man wollen oder nicht, es kam nur die innere Wahrheit, und damit bei Johann eitel fressendes Gift und bittere Galle zum Vorschein. Und ob er sich auch mit Anstrengung aller seiner Kräfte zwingen wollte, es half ihm nichts,

er nannte den Januar einen störrischen Eisbock, der außer den Kohlenhändlern keinen Freund auf der Welt habe; den Februar schalt er einen eitlen Fant und Leuteverführer, den März einen Schmutzfinken, den April einen Sausewind ohne Charakter, und über den Mai schimpfte er nun gar. Sein ganzer Ruhm sei erfunden von lügenhaften Dichterlingen und keine größere Wonne kenne er, als eisigen Schnee in die blühenden Obstbäume zu werfen und durch tückische Nachtfröste die Hoffnungen des ganzen Jahres zu zerstören. Der Juni sei ein Mischling, halb Frühling, halb Sommer, aber beides nicht ordentlich, der Juli entweder zu trocken oder zu naß, der August bringe auf eine mäßige sieben Mißernten und fast nichts als Aerger und Enttäuschung, und ebenso halte es der September mit dem Obst. Den Oktober schimpfte er einen Lärmmacher und Weinverderber, den November nannte er einfach gräßlich, darüber sei sich die ganze Welt einig, und der Dezember sei wieder dem Januar zu vergleichen, verführe ferner die Menschen zu unnützen Ausgaben, sich und ihre Kinder mit allerhand Albernheiten zu beschenken.

So ließ er an keinem ein gutes Haar, und als er geendet hatte, saßen alle in finsterem Schweigen da. Endlich räusperte sich der Dezember und sagte langsam und bedenklich: „Ei — ei — ei — ei — ei! Ja — ja!“

Darauf grub er aus einer seiner tiefsten Taschen ein ganz schwarzes Kästchen hervor und sprach:

„Nehmt hier dieses Andenken, es wird Euch die Stunde, da Ihr so sinnreiche Urteile von Euch gabet, unvergeßlich machen. Aber eins sage ich Euch: Wenn Euch das Leben lieb ist, so öffnet es nicht, bevor Ihr in Eurem Hause angelangt seid. Dies merkt Euch wohl!"

Johann griff gierig nach dem Kästchen und wollte danken, der Dezember ließ es aber nicht zu, sondern klopfte stark auf den Tisch. Da ergriffen alle Monate ihre Instrumente und nun erhoben sie eine Musik, die so über alle Beschreibung gräßlich war, als seien alle Mißtöne der Welt in diese Werkzeuge gesperrt und kämen nun mit einemmal zum Vorschein. Es klang wie ein Gemisch aus den Liebesmelodien freiender Kater, dem Kreischen ungeschmierter Thüren, den letzten Gesängen verblutender Schweine, dem nächtlichen Geheul mondsüchtiger Hunde und dem Gebrüll verliebter Ochsenfrösche. Und dabei saßen die Monate mit einer finsteren Andacht da und manche schlugen verklärt die Augen empor, als spielten sie das herrlichste Requiem der Welt.

Johann erschrak zwar ein wenig, als dies losging. Allein was kümmerte es ihn schließlich, er hatte ja das Kästchen, und als die zwölf Gesellen sich immer mehr in ihre grauenhafte Musik vertieften, benutzte er einen günstigen Augenblick und huschte schnell zur Thür hinaus. Seinen Wagen fand er aber nicht mehr vor, denn sofort bei Beginn dieser furchtbaren musikalischen Orgie war der Kutscher von

Entsetzen ergriffen davongejagt und längst im Dunkel der Nacht verschwunden. So mußte er sich wohl oder übel entschließen, zu Fuße nach Hause zu gehen. Aber was machte das, er hatte ja das Kästchen! So stampfte er denn in der Dunkelheit durch den nassen Schnee, stolperte, fiel in die schlammigen Gräben und kroch wieder heraus und tastete alle Augenblicke nach, ob er den Schatz auch noch in der Brusttasche habe. Die Anstrengung dieses nächtlichen Ganges durch die Nässe und den zerfließenden Weg fühlte er nicht, denn vor den Augen seines Geistes flammte nichts als Gold und Gold und wieder Gold. Ja, er wollte es klüger machen als sein Bruder Christian. Sein ganzes Haus wollte er mit dem geliebten gelben Metall erfüllen und seine Phantasie schwelgte in den üppigsten Bildern. Wälzen wollte er sich auf lauter Dukaten und sich eingraben bis an den Hals und darin wühlen und mit den Händen unablässig einen goldenen Sprühregen in die Luft schleudern.

Müde, durchnäßt und beschmutzt kam er zu früher Morgenstunde in seinem Hause an, allein bevor er die Ruhe suchte, wollte er einen Beweis von der Kraft seines Schatzes sehen. Er stellte das Kästchen auf den Tisch und wünschte es gehäuft voll Kremnitzer Randdukaten. Mit zitternden Händen öffnete er den Deckel, allein statt funkelnden Goldglanzes bemerkte er nur etwas Schwarzes darin, das er nicht genau erkennen konnte. Er schob das Licht näher hinzu und nun sah er, daß es lauter dicht aneinander gedrängte Mäuseköpfe waren, deren blanke,

schwarze Aeuglein ihn listig anfunkelten. Kaum war ihm dies klar geworden, als auch schon Bewegung in die Masse kam und die Mäuse wie ein aufquellendes Wasser über den Rand auf den Tisch strömten, wo sie mit häßlichem Quieken umherliefen. Als Johann sah, daß sich das Kästchen gar nicht erschöpfen wollte und unausgesetzt Mäuse daraus hervorquollen, so daß schon der ganze große Tisch von dem häßlichen Gezicfer erfüllt war, klappte er schnell den Deckel zu, allein mit Gewalt sprang das Kästchen wieder auf und ergoß unabläßig neue Mäuse. Zuletzt hatten sie auf dem Tische nicht mehr Platz, sie drängten sich gegenseitig herab und wie das Wasser bei einer Springbrunnenschale allseitig überfließt, so strömten die Tiere über die Ränder und plumpsten auf den Fußboden. Hier rannten sie quiekend und pfeifend nach allen Seiten auseinander und nun fielen sie über alles her, das zu zernagen und zu zerbeißen war, und das war so ziemlich alles, denn selbst Eisen und Metall hielt vor den scharfen Zähnen dieser Unholde nicht stand. An den Fenstervorhängen huschten sie empor, und eine kurze Weile hinterher rauschten diese schon abgenagt zu Boden, um alsbald unter den knirschenden Gebissen zu verschwinden. Die Schränke waren im Nu durchnagt und nun rumorte und knabberte es inwendig; überall war nichts als Huschen und Nagen und Knirschen und funkelndes Blitzen tückischer Aeuglein. Und immer mehr der schrecklichen Tiere spie das teuflische Kästchen hervor, schon war das ganze Zimmer erfüllt und Hunderte

nagten schon an den Ausgängen. Johann befiel eine furchtbare Angst, die noch stärker wurde, als er sah, wie die eisenbeschlagene Thüre schon halb durchfressen war, die zu seinem Allerheiligsten führte, wo er seine Kostbarkeiten, seine Papiere, sein Gold, sein alles aufbewahrte. Halb wahnsinnig vor Aufregung rannte er in die Küche, wo seine beiden Katzen in der warmen Asche schliefen, holte sie herbei und warf sie unter das Ungeziefer. Aber in demselben Augenblicke schon waren die beiden Tiere von oben bis unten mit Mäusen bedeckt, daß man nur zwei schwarze, wimmelnde Haufen sah, aus denen ein schnell verstummendes, jämmerliches Miauen hervorbrach. Dann wurden diese beiden kleinen Hügel schnell flacher und flacher, und als die Mäuse wieder auseinanderliefen, waren die beiden Katzen bis auf einige wenige Haare spurlos verschwunden. Unterdes aber hatten andere Mäuse die eisenbeschlagene Thür durchnagt und durch diese Oeffnung ergoß sich sofort ein endloser Strom in die Schatzkammer, die zugleich das Schlafzimmer des Geizhalses darstellte.

Nun galt es zu retten, was noch zu retten war. Er schloß die Thür auf und stürzte hinein; unendliche Mäuse drängten nach. Ueber seinem Bette hing eine Menge Waffen, von diesen riß er schnell einen scharfgeschliffenen Kavalleriesäbel herab und hieb in grenzenloser Wut auf die fürchterlichen Mäuse ein, die in dichten Haufen die eisenbeschlagene Kiste umdrängten, die alles enthielt, daran sein Herz hing. Aber wenn er mitten in das dickste Gewühl hinein-

schlug, erschallte nur ein höhnisches Quietschen und es war, als würden der gräßlichen Tiere davon nur noch mehr. Plötzlich nun fiel die gänzlich zernagte Kiste auseinander und ein Strom glänzender Dukaten rollte heraus. O welch ein fürchterlicher Anblick bot sich nun dem entsetzten Geizhals dar! Sogleich waren Tausende dieser schrecklichen Mäuse über die Dukaten her, saßen manierlich auf den Hinterbeinen, drehten die glänzenden Goldstücke zierlich zwischen den Vorderpfötchen und fraßen sie so sauber auf, als seien es Anisplätzchen. Andere machten sich über die Staatspapiere, andere über die Schmucksachen her und bald war dort nichts mehr vorhanden als ein wenig Staub und einige kleine Späne. Mit gesträubtem Haar und Schaum vor dem Munde hatte Johann mit starren, irrsinnigen Augen auf diese furchtbare Scene hingeblickt, während ein dumpfes Stöhnen aus seinem Innern kam. Als alles vorüber war, stieß er einen furchtbaren, heiseren Schrei aus, warf die Arme in die Luft und raunte vom Wahnsinn ergriffen die Treppen hinab zum Hause hinaus und so, indem er von Zeit zu Zeit aufschrie wie ein gepeinigtes Tier, durch die Straßen bis an den Strom. Dort heulte er noch einmal auf: „Die Mäuse, die Mäuse!“ und sprang über das Bollwerk ins Wasser.

Niemand hatte dies gesehen, da die Straßen zu der frühen Stunde noch dunkel und menschenleer waren. Als die Wirtschafterin am anderen Morgen aufgestanden war, fand sie zu ihrem Erstaunen alle Thüren im ganzen Hause geöffnet, das Bett ihres

Herrn aber unberührt und leer. Sonst war alles im Hause wie gewöhnlich und von der furchtbaren Zerstörung durch die Mäuse keine Spur zu bemerken, alles war, wie sie es am Abend vorher verlassen hatte, auch die beiden Katzen kamen ihr wie sonst mit krummem Rücken und steil erhobenen Schwänzen schmeichelnd entgegen. Desselben Morgens aber noch fand man im Strom die Leiche, und nun erinnerte sich ein Schiffer, daß er in der Nacht von einem Schrei: „Die Mäuse! die Mäuse!" erwacht sei und dann einen Fall ins Wasser gehört hatte.

Das Haus und das übrige Erbe fiel an Christian, der sich unterdes zu erkennen gegeben hatte, und dieser verteilte alles unter die Leute, die sein Bruder bei Lebzeiten durch wucherische Aussaugung besonders geschädigt hatte.

Er selber aber betrauerte das unglückselige Schicksal seines Bruders und einzigen Verwandten, obwohl dieser es kaum verdient hatte, und war fernerhin bestrebt, von seinen Gütern den edelsten und hilfreichsten Gebrauch zu machen. Späterhin heiratete er ein schönes und tugendhaftes Fräulein aus gutem Geschlecht, das ihn im Laufe der Zeit mit einer Anzahl wohlgebildeter Kinder beschenkte, und lebte vergnügt mit ihr bis an sein seliges Ende.

Der Goldbrunnen.

⁂



I.

An einem schnell dahinrauschenden Gebirgsbache lebte in alter Zeit ein Fischer, der alltäglich ausging, um seine Angel nach Forellen und Aeschen auszuwerfen, aus deren Verkauf in der benachbarten Stadt er seinen Unterhalt zog. Dies war ihm nun auch alle Zeit wohl gediehen, bis in einem Sommer der Fang nicht mehr gelingen wollte, ob er gleich mit derselben Kunst und Geschicklichkeit wie früher die Fliegen oder Grashüpfer, die an seiner Angel als Köder befestigt waren, über das strömende Wasser tanzen ließ. Nur selten bekam er ein Gericht der köstlichen Fische beisammen und geriet in solche Not, daß er bereits seine wenigen Sparpfennige angreifen mußte und in Sorgen darüber fiel, wie er sich von seinem Berufe ferner ernähren möchte. An einem heißen Sommertage hatte er wieder unzähligemal vergeblich die Angel ausgeworfen und war hinaufgewandert bis dahin, wo er nicht mehr fischen konnte, weil dort das Wasser in brausenden Fällen über mächtige Felsblöcke herabgeschossen kam. Dort saß

er nun, während schon die Abendsonne rötlich in den Wipfeln lag und die Kuppen der Felsen leuchtend aus den dunklen Massen des Waldes hervorhob, hatte das Gesicht auf beide Hände gestützt und dachte über sein trauriges Schicksal nach, als er plötzlich zusammenfuhr, denn eine weiche, weibliche Stimme in seiner Nähe sagte deutlich: „Was fehlt dir, mein guter Fischer?“

Er erhob seine Augen und erschrak nun fast noch mehr, denn ihm gegenüber auf der anderen Seite des Baches saß in einer Felsenhöhlung, aus der ein klarer Quell hervorrieselte, eine wunderschöne Wasserfrau. Sie war gekleidet in ein schneeweißes Gewand, aber noch weißer leuchteten ihre schimmernden Glieder daraus hervor, und bis zu den Hüften war sie umwallt von ihrem langen Haar, das wie rötliches Gold schimmerte.

Als der Fischer nun wieder etwas Mut geschöpft hatte, klagte er der schönen Frau seine Not und bat sie, ihm zu helfen, wenn sie könne, denn ihm war wohl bewußt, daß solche Wesen allerlei besonderer Künste mächtig sind. Darauf schien das schöne Weib nur gewartet zu haben, denn es lachte lieblich, griff hinter sich und rief: „Nun fange, lieber Fischer!“ Damit warf sie ihm ein rundes, silbernes Büchschen zu, das er auch geschickt in der Luft ergriff und alsbald neugierig öffnete. Es befand sich weiter nichts darin als eine künstliche Fliege von wunderbarer Schönheit, denn ihr Leib war aus Edelsteinen und schimmerte herrlich rot und grün, die Beine und

Fühlhörner waren fein aus Gold gearbeitet, und die Flügel aus überaus zarten Silberfäden gewebt. Als er nun danken wollte, und zugleich verwundert fragen, wozu er das sonderliche Geschenk brauchen solle, da bemerkte er zu seinem Staunen, daß nun das schöne Weib spurlos verschwunden war; nur die Quelle rieselte dort einsam aus der kühlen Grotte hervor.

Seufzend wollte der Fischer noch einmal, bevor die Sonne ganz fort ging, sein Glück mit der Angel versuchen, da bemerkte er, daß von den Fliegen, die ihm als Köder dienten, bereits die letzte verbraucht war, und zugleich fiel ihm ein, wozu das Geschenk der schönen Wasserfrau wohl am Ende nützlich sein könne. Er steckte die künstliche Fliege an seine Angel und ging an einen Ort in der Nähe, wo in den Höhlungen des überhangenden Ufers immer gern Forellen zu stehen pflegten. Kaum hatte er hier das glänzende Juwel einmal sänftlich auf das Wasser fallen lassen, da blitzte und sprang schon etwas und eine Forelle saß am Haken. Ein solches Prachttier hatte er selten gesehen. Der Fisch war über zwei Fuß lang, der olivengrüne Rücken feist und rund, und der Bauch leuchtete wie Gold. So ging es weiter, kaum hatte er die Angel ausgeworfen, so saß auch schon ein Fisch daran, und ehe die Dunkelheit hereinbrach, hatte er so viele gefangen, wie sonst in einer ganzen Woche nicht. Da sah er, welch ein herrliches Geschenk er von der Wasserfrau bekommen hatte, sperrte die Fische in seinen Hütkasten und ging dankerfüllt und fröhlichen Herzens nach Hause.

Durch den Besitz dieser wunderbaren Fliege wendete sich nun sein Glück zum Besseren, so daß er fortan fast mehr Fische fing, als er verkaufen konnte. Jedoch hatte ihn eine starke Sehnsucht erfaßt, die wunderschöne Wasserfrau wiederzusehen; allein, obwohl er sich an jedem Abend an der Stelle einfand, wo er sie zuerst erblickt hatte, so wollte sie sich doch niemals wieder zeigen. Zuweilen wohl glaubte er ihre sanfte Stimme zu hören oder einen leisen, melodischen Gesang, allein wenn er dann genauer zuhorchte, ward er inne, daß er sich durch das klingende Rieseln des Baches hatte täuschen lassen. Sonst hatte er wohl nach den hübschen Mädchen gesehen im Dorfe und in der Stadt, und auch diese blickten den stattlichen Fischer nicht unfreundlich an, allein jetzt erschienen ihm alle unschön und gering, denn immer schwebte ihm das rosige Antlitz vor Augen, von dem das weiche Haar in goldenem Falle herniederging, und die schimmernden Glieder, die weißer waren als Kirschenblüte. So war fast ein Monat vergangen, da saß der Fischer einst zur Abendzeit wieder an jenem Orte, hatte wie damals das Gesicht in beide Hände gestützt und dachte voll starker Sehnsucht an die schöne Wasserfrau. Zuletzt übermannte es ihn, er seufzte tief und sprach: „O du allerschönstes Weib, soll ich dich niemals wiedersehen?!"

Da hörte er plötzlich ein silberhelles Lachen, und diesmal war es nicht das melodische Rieseln des Baches, was ihn schon so oft getäuscht hatte, denn

als er aufblickte, sah er die schöne Wasserfrau wieder wie damals in der Quellgrotte sitzen. Sie winkte mit ihrer weißen Hand und sprach: „So komm doch und setze dich zu mir!"

Der Fischer erschrak sehr und das Herz pochte ihm gewaltig, allein er gehorchte doch sofort und ging über die großen Steine, die aus dem Bache hervorragten, zu ihr hin. Als er nun dort stand so steif wie ein Bock und nicht wußte, ob er es wagen dürfe, worum die Schöne ihn ersucht hatte, da rückte diese ein wenig zur Seite und zog ihn sanft mit der Hand zu sich nieder. Da saß er nun und scheute sich, sie anzusehen, denn er fürchtete sich fast vor ihren sieghaften Augen, die so blau waren wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel. Sie aber lehnte sich an ihn, daß es ihn wie sanftes Feuer durchströmte, neigte den Kopf an seine Schulter, sah zu ihm empor und sagte: „Nun, so küsse mich doch, es ist dir wohl vergönnt, mein lieber Fischer!"

Einen Augenblick war ihm, als müsse er nun Hals über Kopf davonlaufen, aber da blickte er in ihre Augen, die voll tiefer Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren, und da war es um seine Besinnung geschehen, er beugte sich nieder auf den Mund, der glühte wie eine Purpurrose, zwei weiße Arme schlangen sich um seinen Nacken, und nun küßten sie sich so recht von Herzen.

Da ging ein Rauschen und Klingen durch das Gewässer des Baches wie lauter Musik, blitzende Forellen schleuderten sich wie jauchzend aus den

Wellen hervor und eine der sonst so scheuen Wasseramseln kam geflogen, setzte sich ganz in der Nähe auf einen Stein und sang ihr lieblich geschwätziges Lied, daß es schallte. Sie gewannen sich nun alsbald sehr lieb und der Fischer fragte das schöne Wasserweib, ob es nicht seine Frau werden wolle. Da ward ihr Gesicht ganz ernst, sie schüttelte langsam den Kopf und sagte: „Ich thäte es schon gern, denn seit lange gefällst du mir wohl, allein fast noch niemals hat eine Verbindung eines Wesens unserer Art mit einem Menschen zu dauerndem Glücke geführt, und furchtbare Strafe, sowie langwierige Gefangenschaft in finsteren Höhlen warten mein, wenn ich gezwungen werde, in das Reich der unterirdischen Wasser zurückzukehren."

Sie konnte aber dem inbrünstigen Flehen des Fischers nicht widerstehen und sprach dann: „Ach, du guter Mann, wie kannst du lieblich bitten. Ich vermag es nicht, dir abzuschlagen, was du wünschest, ob ich gleich für die Zukunft fürchte. Denn obwohl es leicht erscheint, die Bedingung zu erfüllen, die ich stellen muß, so ist es doch fast noch keinem Menschenkinde gelungen, sie inne zu halten, denn neugierig und mißtrauisch ist eure Art und ihr duldet nicht, daß jemand anders sei und sich von euch unterscheide. Darum merke, wenn ich zuzeiten von dir gehe auf kurze Zeit, so darfst du niemals fragen, wohin ich mich begebe, noch mir nachspüren, noch mich darum schelten. Kannst du mir dies beschwören, will ich die Deine sein. Brichst du aber

diesen Schwur, so ist es dein Tod und mein Verderben!“

Diese Bedingung schien dem Fischer kinderleicht zu halten, und er beschwor, was das schöne Weib verlangte. Dieses aber sprach: „Noch einen Monat gedulde dich, mein Geliebter, nicht eher darf ich dein werden. So lange magst du meiner harren, in geduldiger Treue.“

Weildes war die Sonne ganz gesunken und der Abendschein brannte durch die lichten Stämme mit einer roten Feuersglut. Das schöne Wasserweib umschlang den Nacken des Fischers und küßte ihn zum Abschied. In diesem Kuß entschwanden seine Sinne, und es war ihm, als würde er hinausgetragen in jene leuchtende Glut und löse sich auf in eitel feurige Wonne. Und wie das Abendrot allmählich verschwimmt in das Dunkel der Nacht, so verdämmerte auch seine Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, war er allein, ringsum war es finster und still, nur der Bach rauschte stärker durch die Dunkelheit.

Für den Fischer kam nun ein Monat, der ihm so lang erschien, als sonst nicht Jahre. Die Anzahl von Forellen, die er in der kleinen Stadt absetzen konnte, war vermöge seiner wunderbaren Fliege bald gefangen und in der übrigen Zeit saß er gegenüber der kleinen Felsengrotte und starrte unabläſſig auf das rieselnde Rinnen der Quelle, die daraus hervorkam, und hing sehnsüchtigen Träumen nach.

Als nun der Monat endlich entschwunden war,

und der Fischer am nächsten Tage die Erfüllung seiner Wünsche hoffte, klopfte es eines Morgens ziemlich leise an die Thür seiner Wohnstube, und als er öffnete, stand eine allerliebste Bauerndirne draußen und lachte ihn halb schüchtern, halb verführerisch an. Der Fischer, dessen Gedanken ganz von seiner Liebe erfüllt waren, bemerkte ihre Schönheit nur wie durch einen Schleier und fragte nach ihrem Begehr. Das Mädchen aber schlüpfte an ihm vorüber ins Zimmer, drehte sich dann einmal zierlich vor ihm herum, daß die Röckchen flogen und fragte: „Kennst du mich denn nicht mehr?"

Nun kam sie dem Fischer wohl bekannt vor, allein er vermochte sich nicht auf sie zu besinnen: „Bist du vielleicht die Lore, mit der ich als Kind gespielt habe?" fragte er. Da lachte die Schöne hell auf und rief: „O du hübscher Fischer, was hast du für blöde Augen!" Und damit, ehe er sich dessen versah, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn. Darüber geriet aber der Fischer in Zorn, denn er gedachte einzig seiner schönen Wasserfrau, der er die Treue bewahrte. Er drängte das Mädchen von sich, schob es zur Thüre hin und rief: „Hinaus mit dir, du lose Dirne, ich habe nichts mit dir zu schaffen!"

Diese aber, anstatt beschämt oder erzürnt zu sein, lachte jauchzend auf, sprang einen Schritt zurück, nahm mit der einen Hand das gestickte Käppchen ab und löste mit der anderen das Band ihrer Haare und als diese nun wie ein goldener Strom bis über die Hüften hinab flossen, als ihn zwei Augen

so blau wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel sieghaft anblickten, da wußte er mit einemmal, wer sie war, und daß er sein einziges Glück hatte von sich stoßen wollen. Nun aber war seine Freude unbeschreiblich und Seligkeit und Wonne eingekehrt in das einsame Fischerhaus.



II.

Der Fischer lebte mit seiner schönen Frau herrlich und in Freuden, und nach Jahresfrist ward ihnen auch ein wunderschönes Töchterchen geboren, das beider Eltern Schönheit in sich vereinigte. Niemals forschte oder fragte er, wenn seine Frau zuweilen heimlich von seiner Seite schwand und erst nach vierundzwanzig Stunden zurückkehrte. Es war dann jedesmal, als läge es wie frischer Morgentau auf ihrem Antlitz und gleichsam ein Leuchten ging von ihr aus, wie der Wiederschein einer seligeren Welt. So lebten sie eine Reihe von Jahren, bis daß ihr Töchterlein, das Wogelinde hieß wie ihre Mutter, zu einer holdseligen Jungfrau herangewachsen war. Um diese Zeit begab es sich, daß sich ein benachbarter junger Ritter Namens Werner von Steinbach mehr als notwendig in der Gegend zu schaffen machte, so daß es dem Fischer bald auffällig wurde, zumal als er eines Tages von ferne sah, daß sich der junge Mann mit seiner Frau unterhielt und sich bei seinem Nahen

in anderer Richtung schnell entfernte. Von diesem Augenblicke an kehrte der böse Dämon der Eifersucht in sein Herz ein und ließ ihm fortan keine Ruhe mehr. Der junge Ritter, der die Laute wohl zu schlagen verstand, besaß außerdem die Kunst des Dichters und vermochte in wohlklingende Verse zu bringen alles, was ihm das Herz bewegte. Als nun einmal der Fischer an einem einsamen Waldgewässer angelte, im Gebiete des Werner von Steinbach, da vernahm er den melodischen Gesang einer männlichen Stimme. Es war ein Minnelied und der Kehrreim eines jeden Gesetzes lautete, wie er nur zu wohl verstand: „Dein gedenk' ich, Wogelinde!“ Er schlich näher und bemerkte den jungen Werner, der, ganz in seinen verliebten Gesang vertieft, seiner nicht ansichtig ward. Das schnürte ihm das Herz zusammen und zehrte an seiner Seele, denn nichts anderes glaubte er, als daß diese Verse an seine Frau gerichtet seien. Diese bemerkte wohl die Veränderung, die mit ihrem Manne vorgegangen war, und sah ihn oftmals wehmütig fragend an oder strich leise mit der Hand über seine Stirn, als wolle sie die bösen Falten weglöschen, die sich dort seit einiger Zeit eingefunden hatten. So kam wieder einmal der schöne Sommermonat Juli heran, da bemerkte der Fischer, den seine fressenden Gedanken in einer Nacht nicht schlafen ließen, wie seine Frau um die zwölfte Stunde leise aufstand und an den Schrank ging, wo ihre Kleider hingen. Er sah es deutlich bei dem hellen Schein des Mondes, wie sie

ein weißes Gewand hervornahm, dergleichen sie früher als Wasserfrau getragen, und sich damit bekleidete. Dann ließ sie ihr langes goldenes Haar herniederrollen, seufzte einmal recht tief wie aus bedrängtem Herzen und glitt lautlos zur Thüre hinaus. Der böse Dämon, der das Herz des Fischers gefangen hielt, flüsterte ihm zu: „Was kann sie anderes treiben in solcher Heimlichkeit als böse und verbotene Dinge.“ Und seinen Schwur vergessend kleidete er sich schnell an und folgte ihr. Er sah die schimmernde Gestalt bei dem hellen Schein des Mondes in einiger Entfernung bachaufwärts gleiten. Zuweilen verschwand sie in dem Schatten überhängender Baumzweige, dann tauchte sie fernerhin leuchtend wieder hervor. Während er ihr nun lautlos folgte, war sie zu jenem Orte gelangt, wo er ihrer zuerst ansichtig geworden war, und hier schwebte sie wie eine Erscheinung über den Bach und verschwand in der dunklen Felsenhöhlung. Der Fischer verlor nun wieder allen Mut; er setzte sich gegenüber der Grotte auf einen Felsblock und starrte auf die Quelle hin, die silbern aus dem finstern Grunde hervorrieselte. Zur Seite war ihm das wilde Brausen und Rauschen des Baches, der über felsige Trümmer hundertfach zerteilt herabstürzte, und sonst that sich nichts hervor in der weiten Runde als das glänzende Weben des Mondlichtes, das alles rings mit Silber säumte und mit wechselndem Lichte durch geheimnisvolle Finsternisse wandelte. So saß er in grübelndem Schwanken, bis der Schein des Mondes vor der herannahenden

Sonne entschwand, und sich die schwarzen Schatten in eine weiche, graue Dämmerung auflösten; so saß er noch, als rings die Welt bereits in voller Klarheit lag, die Schatten sich wieder vertieften und die Berghäupter und Baumwipfel in den goldnen Strom des Morgenlichtes getaucht waren.

An das ewig gleichmäßige Rauschen und Brausen des Gewässers hatte sich sein Ohr allmählich gewöhnt und nun war es ihm, als höre er durch alles dieses Getöne hindurch flüsternde Liebeslaute und kosendes Gespräch; er glaubte die zärtliche Stimme seiner Frau zu unterscheiden und nun schwoll es wieder giftig in ihm empor. Mit einem plötzlichen Entschluß sprang er auf, schritt über die hervorragenden Steine an das andere Ufer und drang in die Höhlung des Felsens ein. Hier fand er, daß sich zur Seite ein schmaler Gang öffnete, wo er sonst stets nur den starren Felsen bemerkt hatte. Am Grunde dieser engen Höhle ging in schmalem Faden die Quelle dahin. Als er eine Weile mit pochendem Herzen den mehrfach gewundenen Gang vorangeschritten war, stand er und horchte. Das Geräusch der Außenwelt drang nur wie ein dumpfes Summen an sein Ohr, sonst hörte er nur das leise Rieseln des Wässerchens zu seinen Füßen und von ferne ein melodisches Klingen gleich dem Tone silberner Glöckchen. Er schritt noch eine Weile voran, da ward das Klingen stärker und vor ihm an den von weißem Sinter bezogenen Wänden des schmalen Ganges ward ein seltsamer goldiger Schein bemerklich, in dessen Lichte

das aus den Fugen des Gesteines fein hernieder-
rieselnde Wasser beständig glitzerte. Dem Fischer
war so bange zu Mute und das wunderliche Klingen
schlug so mahnend an sein Herz, aber dennoch schritt
er weiter. Der Lichtschein verstärkte sich, der Gang
bog plötzlich um die Ecke und nun that sich eine
weite Höhle mit weißen, glänzenden Wänden vor ihm
auf, ganz durchleuchtet von jenem seltsamen goldenen
Scheine. Von den Wänden rieselte das Wasser in
feinen, glitzernden Fäden, an den Vorsprüngen der
Decke sammelte es sich in Tropfen wie durchsichtiges
Gold; diese fielen dann melodisch klingend in die
schimmernden Lachen am Boden und diese wieder
sendeten schmale, gewundene Rinnen von sich aus,
die sich zu dem abfließenden Wässerchen vereinigten.

Die Quelle des Lichtes, von dem die Höhle er-
hellt ward, konnte der Fischer nicht sehen, deshalb
trat er leise noch einige Schritte vor und nun be-
merkte er eine grottenartige Vertiefung, gleichsam
eine Seitenkapelle der Höhle, die ganz in goldenem
Feuer stand. Ein furchtbarer Schreck befiel ihn, denn
auf dem Grunde dieser Seitenhöhle sah er einen fast
kreisrunden Brunnen, bis an den Rand mit diamant-
klarem Wasser gefüllt, und um den Rand dieses
Brunnens lag eine mächtige, goldene Schlange, die
von innen heraus wie in krystallenem Feuer leuchtete.
Sie schien aus dem Brunnen zu trinken, denn ihr
Kopf lag nahe dem Rande und die leuchtende zwie-
gespaltene Zunge tauchte unablässig in die klare Flut
hinab. In seinem Schreck hatte der Fischer wohl

ein lautes Geräusch verursacht, denn plötzlich fuhr die Schlange empor, richtete den Kopf hoch auf und sah auf ihn hin mit zwei seltsam leuchtenden Augen, die so blau waren wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel. Reglos vor Angst erwartete der Fischer, das glänzende Ungetüm werde sich nun zischend auf ihn stürzen, allein nichts derartiges geschah. Ein schneidender Wehlaut ging durch die Luft, und dann erblaßte das goldene Feuer, in dem der Leib der Schlange leuchtete, so daß in kurzem die schwärzeste Finsternis herrschte. Der Fischer in tödlicher Furcht, daß sich nun im Dunkeln das schreckliche Tier über ihn hermachen werde, stürzte eilig in den engen Gang zurück, stolperte und fiel gegen die Wände und stieß sich blutig, allein er hielt nicht eher inne, als bis er das Freie gewonnen und endlich das eigene Haus wieder erreicht hatte.

Der arme Fischer hatte nun all sein Glück verscherzt, da er entgegen seinem Schwur die Heimlichkeit seiner Frau belauscht hatte, denn von dieser Zeit an sah er sie niemals wieder. Er verfiel in eine schwere Krankheit, in der er sich immer von einer furchtbaren goldenen Schlange verfolgt glaubte, und in einem solcher Anfälle stürzte er sich in ein tiefes Wasser und ertrank. Nun war Wogelinde, die schöne Tochter, ganz allein. Der junge Werner von Steinbach, der ihr und nicht der Mutter in herzlicher Liebe zugethan war, befand sich in einer entfernten Stadt, wo zu Ehren einer fürstlichen Hochzeit ein festliches Turnier stattfand, sonst hätte er jetzt wohl seine

Schüchternheit überwunden und dem verlassenen Kinde seine Hilfe angeboten. Dem schönen Mädchen blieb nun nichts, als auf dem Grabe ihres Vaters zu weinen und um ihre verschwundene Mutter zu klagen. Da erschien diese in einer Nacht an ihrem Bette. Sie sah nicht mehr so blühend und schön aus, sondern ihre Wangen waren bleich wie Wachs, und ihr Antlitz trug einen Zug tiefen Leidens. Sie sprach: „Noch einmal ist es mir auf kurze Zeit vergönnt worden, dich zu sehen und Abschied von dir zu nehmen, mein Kind. Entzünde das Licht in der Laterne und folge mir."

Zitternd entsprach die Tochter diesem Verlangen, denn sie wußte nicht, ob sie wirklich ihre Mutter oder nur deren Geist vor sich habe. Die Erscheinung führte sie zu jener Höhle, zeigte ihr das Geheimnis, wie sie zu öffnen sei, und führte sie dann an den klaren Brunnen, um den sich damals die Schlange geringelt hatte: „Das Geheimnis dieses Brunnens gebe ich dir als dein Erbteil," sagte sie, „wisse also, daß sich alle Dinge, die man hineintaucht, in eitel Gold verwandeln, nur mußt du dich hüten, selber mit dem Wasser in Berührung zu kommen. Dies merke wohl, es wäre sonst dein Tod, denn obwohl von meinem Blute in deinen Adern fließt, so genügt das doch nicht, dich vor dem Verderben zu bewahren. Zugleich auch würde dadurch die Kraft des Brunnens auf ewig verlöschen. Meinem Geschlechte kann dies Wasser nichts anhaben; ich trank aus ihm Kraft und neues Leben für mein ungewohntes Dasein unter den

Erdenbewohnern, bis dein armer Vater vorwitzig all unser Glück zerstörte."

Dann schwieg sie und nur das melodische Klingen der Tropfen und das leise Rieseln der Wasserfäden tönte durch die Einsamkeit. Da hörte man tief unter der Erde, dumpf, aber deutlich den Ruf einer furchtbaren Stimme: „Die Zeit ist um, wo bleibst du!"

Die Frau seufzte tief auf, umarmte und küßte noch einmal ihre Tochter, stieg dann in den Brunnen und versank, indem sie noch einmal die Arme sehnsüchtig nach ihr ausbreitete. Wogelinde aber kehrte in das verlassene Haus zurück, und große Thränen rollten ihr reichlich über das liebliche Antlitz.



III.

Um diese Zeit begab es sich, daß die schöne Witwe Brigitte von Löwen, die in der Nähe ein stolzes Schloß bewohnte, eines Tages auf ihrem isabellfarbenen Zelter in das Thal geritten kam und der Jungfrau Wogelinde ansichtig wurde, die vor der Thüre des Fischerhauses saß und Fäden spann, so zart und glänzend wie Seide. Da sie von deren traurigen Schicksalen erfahren hatte, ritt sie näher hinzu und als sie die Anmut und Geschicklichkeit der schönen Fischerstochter bemerkte, die demütig und bescheiden vor ihr stand, da erinnerte sie sich, daß sie

gerade einer neuen Zofe bedürftig war, und fragte Wogelinde, ob sie gewillt sei, einen solchen Dienst anzunehmen. Diese war es wohl zufrieden und so beredete man, daß sie am anderen Tage schon nach Schloß Löwen übersiedeln solle. Wogelinde besorgte nun das Haus, schnürte ihr Bündelchen und pflückte sich zum Andenken die schönste Rose von dem Strauche, der an der Hauswand gerade in vollster Blüte stand. Da gedachte sie, wie unliebsam es wäre, daß diese schöne Blume so bald welken würde, und dabei fiel ihr das Vermächtnis ihrer Mutter ein. Es stand ja in ihrer Macht, diese Rose in Gold zu verwandeln und ihr dadurch ewige Dauer zu verleihen. Zugleich war ihr kleines Rotkehlchen gestorben, das sie schon jahrelang gepflegt hatte; es war, als solle sie alles Lebende verlieren, daran ihr Herz hing. Sie nahm auch dieses tote Vögelchen, sowie eine fein und kunstreich gearbeitete Spindel, deren sich ihre Mutter immer bedient hatte, und ging damit zum Goldbrunnen. Sie band alle drei Gegenstände sauber an Fäden, tauchte sie in das zauberkräftige Wasser und zog sie alsbald, in das feinste Gold verwandelt, wieder hervor. Sie packte diese Sachen sorglich in ihr Bündelchen und trat am anderen Tage ihren Dienst bei der schönen Frau Brigitte von Löwen an.

Nun ereignete es sich, daß Werner von Steinbach, durch die Sehnsucht nach der schönen Wogelinde getrieben, noch vor Beendigung der Festlichkeiten an jenem fürstlichen Hofe eilig nach Hause zurückkehrte. Unter all den stolzen Schönheiten des Adels und den

anmutigen Bürgerstöchtern jener Stadt hatte er keine gefunden, die der schönen Fischerstochter gleich kam; diese schien ihm alle zu überstrahlen, gleich wie der ruhig leuchtende Mond die Sterne besiegt, ob sie auch noch so sehr funkeln und blitzen. In seiner Heimat angelangt, erfuhr er zuerst von dem Unglück, das die Fischersfamilie heimgesucht hatte und zugleich, wo sich die schöne Wogelinde jetzt befand.

Da erinnerte er sich schnell, wie unrecht es sei, daß Nachbarsleute so wenig Verkehr miteinander hätten, machte der Frau Brigitte von Löwen sehr bald einen Besuch und war dann unter allerlei Vorwänden recht oft auf ihrem Schloß zu sehen. Die stolze Frau bemerkte diese Annäherung mit großem Vergnügen, denn schon lange hatte sie ein Auge auf den stattlichen jungen Ritter, und nichts lag ihr ferner als der Gedanke, die schöne Jugendzeit, die noch vor ihr lag, allein und ohne Gemahl zu verbringen. Nein, sie dachte im Gegenteil einen recht frischen jungen Mann zu gewinnen und sich mit ihm schadlos zu halten für die trübselige Zeit ihrer ersten kurzen Ehe mit einem alten Raufdegen und Saufaus, der sich zu keines Menschen Bedauern vor einem Jahre bei einem Sturz vom Pferde das Genick abgeschossen hatte. Sie hätte aber kein Weib sein müssen, wenn sie nicht bald gesehen hätte, daß diese Besuche nicht ihr, sondern ihrer schönen Zofe galten, und diese Entdeckung verursachte ihr den heftigsten Zorn und verwandelte die wohlwollenden Gefühle, die sie anfangs für das einsame Fischerkind gehegt hatte, in den bittersten

Haß. Da sie noch immer hoffte, Werner von Steinbach für sich zu gewinnen, so ließ sie sich diesem gegenüber nichts merken, das unglückliche Mädchen aber sperrte sie in ein einsames Turmzimmer mit vergitterten Fenstern und gab ihr alltäglich so viel zu spinnen auf, daß sich die Arme bei der ungenügenden Nahrung von Wasser und Brot, die sie erhielt, noch dazu den Schlaf abbrechen mußte, um so schwere Aufgaben zu erfüllen. Wenn nun Werner kam und seine Augen suchend umhergehen ließ voller Unruhe, daß er der Geliebten nicht ansichtig wurde, während er doch nicht nach ihr fragen mochte, so war Brigitte wohl äußerlich so lieblich wie Honigseim, doch innerlich von bitterer Galle erfüllt und ließ es am Abend die schöne Wogelinde entgelten, deren Arbeit sie nicht genügend fand und sie dafür an den goldenen Zöpfen zerrte, mit den Füßen nach ihr stieß, ja sich nicht entblödete, das wehrlose Kind mit ruchloser Hand in das blütenreine Antlitz zu schlagen. Und diese weinte, duldete und spann vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und ihre Wangen, die sonst wie Apfelblüte anzusehen waren, glichen bald den schneeweißen Rosen, die man auf Gräber pflanzt. Da ereignete sich an einem Morgen das Unglück, daß ihr die Spindel zerbrach, und nun war ihre Sorge groß, denn konnte sie am Abend die vorgeschriebene Menge Garn nicht abliefern, wie bisher, dann waren sicher schreckliche Mißhandlungen ihr Los. Zum Glück fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ja die in Gold verwandelte Spindel ihrer Mutter besitze. Sie holte

das Päckchen herbei, das die drei goldenen Dinge enthielt, setzte das Rotkehlchen auf den Tisch, legte die Rose daneben und brachte die Spindel in Gang. Wie groß war aber ihre Verwunderung, als sie bemerkte, daß nun das Spinnen ganz von selber ging, ohne daß sie etwas zu thun brauchte. Der Faden schlüpfte ihr aus der Hand, aber die Spindel tanzte und sprang allein weiter und spann so feine, glänzende Fäden wie sie noch niemals gesehen hatte, und dabei glitzerten und funkelten sie in dem schmalen Sonnenstreif, der durch das kleine Fenster hereinstand, wie eitel Feuer. Wogelinde steckte den Rocken in den Halter und sah eine Weile vergnügt zu, wie das Spinnen vor sich ging. Sie brauchte nur zuweilen neuen Flachs aufzustecken, das übrige besorgte die kluge Spindel. Das Mädchen setzte sich nun aller Sorgen frei an den Tisch und betrachtete den Vogel und die Rose, und da liefen ihr bald die Thränen der Erinnerung über die bleichen Wangen. Deren eine fiel aber auf die goldene Rose. Da thaten sich die Kelchblätter ein wenig weiter voneinander, und der süßeste Duft füllte das Zimmer, ein Duft, der Hunger, Kummer und Schmerzen vergessen ließ und solche Stärkung gab, daß mit einemmal die bleichen Wangen des schönen Kindes rosig wieder aufblühten. Diese Kraft schien auch auf das goldene Vögelchen zu wirken, denn plötzlich wendete es sein Köpfchen und fing an sich die Federn zu putzen. Sodann hüpfte es Wogelinden auf den Finger und sang so herrlich, wie diese es noch niemals von dem Vogel

gehört hatte, als er noch lebte. So blieb es fortan, bis die Spindel den ganzen Flachsvorrat aufgesponnen hatte und sich auf den Boden niederlegte. Da that sich die Rose wieder zusammen und verlor ihren Duft, das Vögelchen hörte auf zu singen und erstarrte zu festem Golde wie vorhin.

Als am Abend Brigitte kam, um nachzusehen, war sie so verwundert über das feine, seidenglänzende Gespinst, daß sie gar nicht zu schelten und zu zanken vermochte, wie sie sich doch vorgenommen hatte. Desgleichen war sie erstaunt darüber, daß sie die vorher so bleichen Wangen der schönen Fischerstochter wieder fein rosenfarb angeblümt fand. Sie gab ihr deshalb für den nächsten Tag die doppelte Menge Flachs zum Spinnen und drohte ihr mit grausamen Strafen, wenn sie nicht am andern Abend alles in ebenso feines, seidenglänzendes Garn verwandelt habe. Am nächsten Tage ging es ebenso: die Spindel tanzte, die Rose duftete, der Vogel sang, und schon um Mittag war sämtlicher Flachs aufgesponnen. Frau Brigitte entsetzte sich fast, als sie am Abend diese unglaubliche Menge Garn vorfand, daran auch die strengste Hausfrau nichts hätte aussetzen können. Sie gab dem Mädchen noch einmal so viel Flachs wie am Abend vorher, beschloß aber im stillen, sie am anderen Tage zu belauschen, denn solches konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen.

Nach dem Frühmahl schlich Brigitte leise herzu und sah nun durch das Schlüsselloch mit großem Staunen, was in dem Turmzimmer für verwunder-

liche Dinge vor sich gingen. Sie brach dann schnell hinein, überraschte Wogelinden mitten in ihren Heimlichkeiten und drängte sie alsbald, ihr zu gestehen, wo sie diese drei kostbaren Dinge herhabe. Sie ließ auch nicht nach mit Drohungen und Mißhandlungen, ja sogar Versprechungen, die sie allerdings nicht zu halten gedachte, bis Wogelinde ihr endlich das Geheimnis des Goldbrunnens mitteilte. Da erwachte in dem bösen Weibe die Gier nach Gold und unermeßlichem Besitz und keinen Augenblick wollte sie zögern, sich von der Wahrheit dessen, was sie vernommen hatte, zu überzeugen. Und mit solcher Hast drängte es sie zu dem wunderbaren Brunnen hin, daß sie vergaß die Thür des Gefängnisses wieder zu verschließen. Sie ließ sich alsbald ihr Pferd satteln und ritt, so schnell sie es vermochte, zu dem ihr wohl beschriebenen Orte.

Als sich Wogelinde überzeugt hatte, daß sie nicht mehr eingesperrt war, packte sie ihr Bündelchen zusammen und beschloß, aus ihrer Gefangenschaft zu fliehen. Als sie eben aus dem Schloßthore schlüpfen wollte, das gerade zufällig unbewacht war, denn der Thorwart hatte die Abwesenheit seiner Herrin schnell benutzt, um zu seinem Freunde, dem Kellermeister, zu schlüpfen und einen Blick in dessen geräumige Weinkanne zu thun, da begegnete ihr Werner von Steinbach, den seine verliebte Unruhe wie gewöhnlich um diese Zeit auf das Schloß trieb. Als er nun die Vermißte blühend und rosig so plötzlich vor sich sah, da verließ ihn mit einemmal seine große Schüchtern-

heit, er sprang vom Pferde, schloß sie in seine Arme und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Sie erzählte ihm dann in großer Eile ihre Schicksale. Dann nahm er sie vor sich auf sein Pferd und ritt mit ihr auf sein Schloß. Und rings sangen jauchzend die Vögel auf allen Zweigen in der blauen Luft, aus den fröhlichen Berggewässern sprangen blitzend die Forellen empor, und auf den Waldwiesen standen ohne Scheu die Rehe und sahen nach ihnen hin, als sie so durch den glänzenden Sommertag davonritten.

Als Brigitte von Löwen den ganzen Tag ausblieb und auch in der Nacht nicht zurückkehrte, da geriet die Dienerschaft in große Unruhe, zumal als sich ihr Pferd mit zerrissenem Zügel am Morgen allein einstellte, und man schickte überall hin Boten nach ihr aus. Einer davon kam auch auf die Burg des Werner von Steinbach, und nun fiel es Wogelinden mit Schrecken ein, daß sie in der Eile vergessen hatte, Brigitte zu warnen, mit dem Wasser des Goldbrunnens nicht in leibliche Berührung zu kommen. Schnell wurden einige Diener mit Fackeln und einer Bahre ausgerüstet, und als man unter der Führung Wogelindens in die geheimnißvolle Höhle bis an den Brunnen vorgedrungen war, fand man dort Brigitte starr und in eitel Gold verwandelt. In der Hand trug sie einen Stein von der Größe eines Kindskopfes, der ebenfalls ganz golden war. Wogelinde war so guten Herzens, daß sie ihrer Peinigerin viele Thränen nachweinte, allein ihr Schmerz verlor sich bald, da sie nach einer prächtigen Hochzeit

Werner von Steinbachs glückliche Gattin wurde. War nun auch die Kraft des Goldbrunnens erloschen, so besaßen sie doch genug Geld und Gut und was noch mehr war, ihre Liebe. Und dazu erhielten sie prächtige Kinder, so daß das Geschlecht der Steinbachs sich vermehrte und ausbreitete und noch blühet bis auf den heutigen Tag.

Die Erben der Frau Brigitte von Löwen wollten anfangs den goldenen Leib als ein Denkmal in der Schloßkapelle aufstellen, allein schließlich überwog doch bei ihnen die Geldgier. Sie haben ihn nachdem heimlich in die Münze gegeben, und es sind eine große Menge der feinsten Dukaten daraus geprägt worden.

Der Trilpetritsch.





Man konnte eigentlich nicht sagen, daß der Christian dumm war, und doch galt er im ganzen Dorfe dafür. Es mochte wohl davon kommen, daß es niemanden gab, der sich besser und geduldiger hänseln ließ und für alle ländliche Kurzweil dieser Art ein so sicheres Opfer war. Das hatte nun seinen Grund weniger in seiner Dummheit, als in seiner großen Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit, denn er war als ein Sohn armer Köhlersleute in der Einsamkeit des Waldes groß geworden und hatte von der Welt und den Leuten wenig gehört und gesehen, höchstens einmal den Fuhrmann, der die Kohlen auflud, oder ein Beeren und Kräuter suchendes Weiblein, oder den Jäger, der sein Revier abschritt und dabei ein wenig mit dem Köhler plauderte. Desto besser aber wußte Christian im Walde Bescheid und kannte im weiten Umkreis jedes Fleckchen und die Stellen, wo die besten Beeren und Haselnüsse wuchsen. Er wußte die Orte, wo sich am steinigen Bergabhang die Eidechsen und Ringelnattern sonnten, und verstand es, an dem rasch fließenden Waldbach Forellen zu greifen, die in den Uferhöhlen standen, oder in

der Dunkelheit bei dem Lichte eines Kienspans die scheuen Krebse zu belauern.

An den stillen Sommerabenden, wenn die Baumwipfel ringsumher in rötlichem Lichte standen und der Rauch des Meilers kerzengerade in die Luft emporstieg, da hockte er gern neben dem Vater auf einem gefällten Stamme, und jener erzählte ihm Geschichten und Sagen aus der Umgegend, denn davon war der Köhler ganz erfüllt. Da erfuhr nun Christian, warum die Holzhauer in jeden gefällten Stamm drei Kreuze einhieben. Dies geschah der Waldweiber wegen, die auf also gezeichneten Stämmen Schutz fanden vor der Verfolgung des wilden Jägers, der sie sonst ewig hetzte. Natürlich ging Christian dann auf dem Holzschlag herum und sah nach, ob überall dies Zeichen angebracht war. Vom wilden Jäger gab's überhaupt manche schauerliche Geschichten, und in einer stürmischen Herbstnacht hatten die Köhlersleute ihn gar selber gehört, wie er durch die Luft dahinzog, und hatten das Rufen der Jäger und das Gekläff der Meute deutlich vernommen.

Aber noch mehr wunderliche Wesen gab es im Walde: so die Moosmännchen und -weibchen, die, nur so groß wie dreijährige Kinder, am ganzen Leibe mit Moos bewachsen sind und in hohlen Bäumen wohnen. Sie baden sich des Morgens im Tau, und wer darauf achtet, kann oftmals die Stellen finden, wo sie sich gewälzt haben. Wenn aber jemand die Rinde rings von einem Baume schält oder ein Stämmchen verdreht, daß der Bast platzt, oder es aus der Erde

reißt, da müssen sie sterben, und man hört ihre laute Wehklage. Aber auch im Wasser gab es derlei wunderliche Wesen. Dort weiter unten, wo der Bach aus dem Walde tritt und sich das weite Wiesenland ausbreitet, zeigten sich früher, zur Zeit der Heuernte, in einem Weidengebüsch am Wasser eine Menge ganz kleiner Weiblein, die ihre Hemdchen in den Zweigen aufhängten und weildes mit vielem Geplätscher und Gelärm, so daß man ihre feinen zwitschernden Stimmen weit hören konnte, in dem Bache badeten. Aus der Ferne durfte man sie beobachten; trat aber jemand näher hinzu, da erhoben sie ein großes Geschrei, rafften eilig ihre am Lande aufgehängten Hemdchen zusammen, sprangen kopfüber, wie die Frösche, ins Wasser und verschwanden.

Nun war aber in einem benachbarten Dorfe ein pfiffiger Bauernbursche, der machte eine große Falle aus grünem Weidengeflecht und verbarg sie dort geschickt in den Büschen. Als Köder that er ein rotes, seidenes Tüchlein hinein, denn er dachte: Weib ist Weib, und was unseren eitlen Bauerndirnen so wohl behagt, das wird auch den kleinen Wasserfräulein nicht zuwider sein. Er legte sich in der Nähe auf die Lauer, und richtig, bald hatte er auch eins der niedlichen Dinger gefangen. Dies zeigte nicht die mindeste Furcht, ließ sich ruhig von dem Burschen auf den Arm nehmen und schaute mit den Aeuglein, die so schwarz waren wie Heidelbeeren, ganz munter und grell um sich. Sobald er es in die Stube gebracht und auf den Boden gesetzt hatte, streifte das

Ding seine Hemdärmel auf, schürzte sein schneeweißes Kleidchen und band das schwarze Haar zurück, das ihm wohlgekämmt über die Schultern hing, und dann begann es so eifrig und flink aufzuräumen, zu scheuern, zu bürsten, zu klopfen und zu fegen, daß es eine wahre Lust zu sehen und alle Hausarbeit im Umsehen besorgt war. So blieb das Weibchen im Hause den ganzen Sommer lang. Jeden Abend in der Dämmerung kam aber ein kleines Wassermännlein durch eine Lücke im Gartenzaun gekrochen und kletterte außen an der Spalierwand in die Höhe, bis es ins Fenster blicken konnte; das Weiblein stand aber drinnen auf einem Stuhl, und dann steckten sie die Köpfchen zusammen und wisperten und pisperten miteinander in einer fremden, wunderlichen Sprache, die so klang, als wenn ein kleiner Quellbach über Kiesel und Gestein klingend dahinrieselt. Bald ist das Männlein dann wieder gegangen und hat sich zuweilen noch ein wenig im Garten zu thun gemacht, an den Obstbäumen emporgesehen oder kopfnickend, mit auf den Rücken gelegten Händen und weiser Miene, die Gemüsebeete betrachtet oder an einer Blume gerochen. Einmal im Sommer hat es einen Büschel Feuerlilien zu sich niedergeholt und sein Näschen in deren Kelche vergraben. Da hat es aber von dem Blütenstaub ein puterrotes Gesicht bekommen und hat so erschrecklich niesen müssen, daß es beinahe auf den Rücken gefallen ist. Darüber hat das kleine Wasserweiblein nun eine unbändige Freude gehabt, es hat in die Händchen geklatscht und mit

seinem silbernen Stimmlein unaufhörlich gelacht. Das Männchen hat zwar dies nicht gerade übel genommen, ist aber doch etwas eilfertiger als sonst durch den Zaun gekrochen und hat sich dann, wie gewöhnlich, mit einem kleinen Schrei kopfüber in den Ziehbrunnen gestürzt. Aus diesem Brunnen ist es auch jedesmal bei seinen Besuchen zum Vorschein gekommen.

Als es nun gegen den Herbst ging, da dauerte es die Leute im Hause, daß das kleine Wesen mit seinen feinen Füßchen immer barfuß umherlief, und sie beschlossen, ihm ein Paar Schuhe zu schenken; allein das Ding war nicht zu bewegen, sich Maß nehmen zu lassen. Da streute man Mehl auf den Boden, und nach den Abdrücken der kleinen Fußsohlen mußte der Schuster sein Werk verrichten. Der machte nun auch mit besonderem Fleiß zwei Schuhe, die waren noch zierlicher und feiner als die ersten, die ein Kind bekommt, gar säuberlich mit rotem Leder eingefaßt, daß es eine wahre Freude zu sehen war. Als man nun aber dem Weiblein die Schuhe hinstellte und es bat, sich ihrer zu bedienen, da erhob es ein Jammern und Wehklagen, weil man ihm seine Dienste belohnen wolle, zog, indessen die Thränen über sein Gesichtchen strömten, die niedlichen Dinger an, streifte dann die Hemdärmel wieder vor, entschürzte sein Röckchen, löste das Haarband und lief davon, um niemals wieder zu kommen. —

Aber nicht allein in Luft und Wald und Wasser lebte es von solcherlei Geschöpfen, nein, auch in der

Erde waren sie zu Hause, und diese hatten es zumeist mit Schätzen zu thun. Diese Zwerge oder Erdmännlein sonnten zur Mittagszeit zuweilen ihre goldenen Geräte und köstlichen Geschmeide, allein dem Unkundigen erschienen die herrlichen Dinge nur als blinkende Scherbenhaufen. Kam aber ein Wissender und raffte stillschweigends alles in ein Tuch, so fand er es, zu Hause angekommen, gefüllt mit den wertvollsten Schätzen.

Einst, auf seinen weiten Streifereien, war nun auch Christian, dessen Sinn erfüllt war mit derlei Geschichten, an den Rand des Waldes gekommen, wo dieser von den Feldern eines benachbarten Dorfes begrenzt wurde, und siehe, dort mitten in dem gepflügten Acker auf einem kleinen, steinigen Hügel da glänzte und funkelte es unsäglich in der Sonne und streute förmlich Blitze auf ihn hin. Da dachte Christian, er wolle fein klug sein, lief eilends hinzu, schüttete die Steinpilze aus, die er schon in seinen leinenen Sack gesammelt hatte, und füllte den glitzernden Scherbenhaufen hinein. Als er dann, ganz heiß vom schnellen Lauf und glühend von froher Erwartung, nach Hause kam und dem Vater die köstlichen Schätze zeigen wollte, da erntete er nur Spott und Gelächter, denn aus dem Sacke kamen nur wertlose Scherben von zerschlagenen Bierflaschen hervor, und er mußte noch einmal fort, um die weggeworfenen Steinpilze wieder zu holen.

Die Zwerge waren häufig in der Gegend, und überall zeigte man die Orte, wo sie wohnen sollten.

Daß es aber niemanden gab, der sagen könnte, er hätte ein solches Männlein gesehen, das hatte seinen besonderen Grund, denn jeglicher von ihnen trug ein Käppchen, das ihn unsichtbar machte. Dies war ihr höchstes Besitztum, weil es die schwachen Geschöpfe vor den Angriffen von Mensch und Tier beschützte und ihnen die Möglichkeit gab, sich von allem, das sie zu ihrer Ernährung brauchten, ungesehen ihren Anteil zu nehmen. Das wiederholte der Köhler oft in seinen Erzählungen und fügte dann immer hinzu: „Darum, wenn man von einem Zwerge was erlangen will, muß man trachten, daß man sich seines Mützchens bemächtigt, denn um dieses wieder zu erlangen, wird er alles anwenden und seine kostbarsten Schätze hergeben.“

Solcher Art waren die Kenntnisse, die Christian in seiner Jugend sammelte. Außerdem lernte er die Kuh und die zwei Ziegen hüten und in der Abwesenheit des Vaters den Meiler zu besorgen. Als er nun im Laufe der Zeit zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen war, brachte der Kohlenfuhrmann die Nachricht, daß man in einem großen, an den Wald angrenzenden Dorfe einen jungen Burschen suche, der den Dienst eines Kuhhirten auf der Gemeindeweide versehe. Dafür solle er freie Kost, ferner einen neuen Anzug und für den Sommer sechs Speziesthaler erhalten. Er habe schon den Christian vorgeschlagen, und wenn die Köhlersleute nichts dagegen hätten, sei alles in Ordnung. Diesen leuchtete ein solcher Vorschlag sehr ein, und auf diese Art

war Christian in das Dorf gekommen und hatte sein Amt den Frühling und Sommer hindurch zur Zufriedenheit verwaltet. Zwar manchmal überkam ihn das Heimweh, zumal an stillen Sommerabenden, wenn rings um ihn nichts vernehmlich war, als das Rupfen der Kühe an dem kurzen Grase und das Summen der Bremsen. An solchen Abenden sah er aus dem blauen Dämmer des fernen Waldes die schmale Rauchsäule des Meilers in die stille Luft emporsteigen und wußte dann, daß dort seine Heimat war.

Als der Sommer und ein Teil des Herbstes vergangen war und die Kühe nicht mehr auf die Weide gehen konnten, da blieb Christian bei dem einen der Bauern als Kleinknecht, und nun begannen jene Hänseleien, deren geduldiges Opfer er lange Zeit blieb, weil seine Gutmütigkeit ihn immer wieder Glauben schöpfen, und seine Unerfahrenheit ihn in alle Schlingen fallen ließ. Welches Vergnügen bereitete es der ausgelassenen Dorfjugend, jemanden zu haben, dem man die allerbekanntesten Dinge aufbinden konnte, der sich in die Stadt schicken ließ, um vom Krämer ein Fläschchen rosagrüne Tinte oder sechs Lot ungebrannte Asche zu holen, oder vom Apotheker für sechs Pfennige Mückenfett.

An den Abenden, wo die jungen Leute in den Spinnstuben zusammen waren, wurde immer etwas Besonderes für Christian ausgeheckt oder Altbewährtes an ihm probiert, und da er nun bereits anfing, etwas gewitzigter zu werden, so trafen seine Gegner

ihre Vorbereitungen um so viel pfiffiger, so daß es ihnen vor einigen Tagen noch gelungen war, ihn zu veranlassen, mit der Zunge an dem eisernen Pumpenschwengel auf dem Dorfplatz zu lecken, indem ein jeder in überschwenglicher Weise die herrlichen Empfindungen zu schildern versuchte, die dies bei ihm erwecken würde, und alle um die Wette ihre Verwunderung ausdrückten, daß er sich diesen Genuß nicht schon öfter bereitet habe. Da sich Christian hierbei nun nichts Gefährliches denken konnte und seine Neugier groß war, zumal ihm einige versicherten, er werde die Engel im Himmel singen hören, wenn er die Sache ordentlich mache, so ließ er sich wiederum einmal übertölpeln. Nun war es aber ein bitterkalter Dezemberabend, und sobald er nur mit der Zunge den Pumpenschwengel berührt hatte, war sie festgefroren, und der arme Christian saß wie ein Fisch an der Angel, zum großen Jubel derer, die ihn zu dieser That verführt hatten. Er wäre nun wohl nicht ohne Verlust eines Teiles seiner Zungenhaut wieder losgekommen, hätte sich eines der Mädchen nicht schon vorher weggeschlichen, und nun war sie zur rechten Zeit mit einem Töpfchen voll warmen Wassers bei der Hand, um den Geprellten wieder loszutauen. Während sie so liebreich thätig war, schalt sie leise in sein Ohr: „O du dummer Christian, hast so schöne kluge Augen und bist so ein Tölpel, daß du glaubst, was jeder Hansnarr dir vorredet. O du Einfalt, o du Pinsel!"

Diese Scheltworte thaten aber dem Christian

gar nicht weh, sondern tönten ihm gar lieblich, denn mit diesem Mädchen hatte es seine besondere Bewandtnis, und wenn er in der Spinnstube, wie gewöhnlich, in dem dunkelsten Winkel saß, da mußte er immerfort heimlich nach ihr hinsehen, denn ihm dünkte, der liebe Gott habe mit ihrem rosigen Gesicht und ihrer rundlich schlanken Gestalt ein rechtes Meisterstück vollbracht. Kürzlich war sie ihm begegnet, auf dem schmalen Fußwege, zwischen den Hecken, und da hatte sie im Vorübergehen ganz derb mit ihrer runden Schulter an seine gestreift und ihm einen Blick dabei zugeworfen, daß er blutrot geworden war. Ja, was die Marieanne wohl nur damals gewollt hatte! Den Blick konnte er nicht vergessen, und an der Stelle, wo sie ihn damals berührt hatte, glaubte er noch immer eine gewisse Wärme zu spüren.

Die strenge Winterkälte hielt an, und als die Burschen und Mädchen mal wieder in der Spinnstube beisammen waren, da entspann sich eine neue Verschwörung gegen den armen Christian. Ein alter Dorfspaßmacher, der voll von Schwänken saß, hatte einen Brauch aus seiner Jugend in Erinnerung gebracht, den man an kalten Winterabenden auszuführen pflegte, sobald man einen Dummen finden konnte, der darauf einging. Es hieß dann: „Wir wollen den Trilpetritsch jagen“, und alle zogen hinaus in die kalte Winternacht. Dann gab man dem Dummen einen Sack, dessen Oeffnung er aufhalten mußte, in einer Lücke zwischen zwei Gebüschen oder an einem sonstigen geeigneten Ort, und schärfte

ihm ein, wohl aufzupassen; die anderen würden sich jetzt verteilen und den Trilpetritsch jagen und in den Sack treiben. Zuerst vollführten sie dann im Umkreis einen ziemlichen Lärm mit Händeklatschen und Rufen: „Ho, Trilpetritsch!" Dann drückte sich aber einer nach dem anderen heimlich in die warme Spinnstube zurück und man ließ den guten Sackträger so lange in der bitterlichen Kälte stehen, als er es aushalten mochte. Kehrte er dann endlich zu seinen Genossen zurück, so erhoben sie ein großes Gelächter, der Arme wurde über die Maßen gehänselt und behielt so lange den Namen der „Trilpetritsch", bis ein neuer Dummer gefunden wurde, der ihn ablöste.

Nachdem nun an diesem Abend schon allerlei Schnurren erzählt, Lieder gesungen und Possen getrieben worden waren, ging einer der Verschwörer an das Fenster, sah nach dem sternfunkelnden Himmel empor und sagte: „Heute wäre so ein rechter Abend, den Trilpetritsch zu jagen."

„Ja," sagte ein anderer, „in den klaren Nächten bei Mondschein und Sternenlicht, da treibt er sich gern umher."

„Wer ist denn der Trilpetritsch?" fragte eins der Mädchen, das nicht eingeweiht war. Der Bursche am Fenster zwinkerte ihr mit den Augen zu und deutete heimlich auf Christian hin, faßte sich aber schnell und sagte auf gut Glück: „Nun was wird's sein? So ein Unterirdischer, so ein Zwergenmännlein."

„Ein grünes Röcklein hat's an und 'ne rote Nase im Gesicht," log ein anderer schnell dazu.

An dieser Sache nahm Christian großen Anteil, denn mit solchen Dingen wußte er Bescheid und erinnerte sich sofort an eine Erzählung seines Vaters. Er rief plötzlich: „Hier am Fuchsberg, da wohnen welche, da, wo die großen Steine liegen!"

„Natürlich," rief der erste wieder, „und da wollen wir den Trilpetritsch auch jagen!"

Sie zogen nun alle hinaus zum Fuchsberg, einem kleinen Hügel am Rande des Dorfes, wo der Wald begann. Dort lagen viele mächtige Steinblöcke verstreut, und einige höhlenartige Oeffnungen zogen sich in das Innere des Berges; die einen hielten diese für einen Fuchsbau, andere aber wollten wissen, daß dort seit uralten Zeiten schon Zwerge hausten. Es entstand nun eine Beratung darüber, wer den Sack halten solle, und die allgemeine Stimme entschied sich natürlich für Christian. Dieser fühlte sich sehr geehrt durch diese Wahl, fragte aber: „Was soll ich denn mit ihm machen, wenn ich ihn habe?" Auf so gründliche Fragen waren die anderen eigentlich gar nicht vorbereitet, jedoch rief einer schnell: „Zuerst bindest du den Sack mit einem tüchtigen Kreuzknoten zu," und ein anderer fügte hinzu: „Und dann kannst du dir ja so viel Geld von ihm wünschen, daß du dir den Erlenhof kaufen kannst, der übermorgen auf die Gant kommt." Dies leuchtete Christian sehr ein, und man stellte ihn nun am Fuchsberge an zwei große Steine, die einen schmalen Pfad zwischen sich

frei ließen. Hier mußte er seinen Sack ausspannen, und man schärfte ihm ein, recht aufzupassen und sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; man werde sich nun im weiten Umkreis verteilen und den Trilpetritsch allmählich hertreiben. Nach einer Weile hörte er auch rings in der Ferne ein Händeklatschen und Rufen, allein anstatt näher zu kommen und sich zu verstärken, ward es allmählich immer leiser und seltener, und nach einer Viertelstunde etwa hörte er gar nichts mehr, worüber er sich sehr verwunderte, denn er wußte ja nicht, daß die jungen Treiber bereits unter heimlichem Kichern auf dem Wege nach der warmen Spinnstube waren.

Es war bitterlich kalt, und die Sterne funkelten unsäglich. Vor ihm in der Lücke zwischen zwei schwarzen Kieferwipfeln stand der Vollmond, glänzend wie poliertes Silber, und schaute mit einem sonderbaren Grinsen auf ihn hin. Bald fror ihn tüchtig, seine unbeschützten Finger waren wie Eis, und der Hauch seines Mundes schimmerte weißlich im Mondlicht. Dabei horchte der Arme scharf nach allen Seiten und suchte, so gut es ging, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken. Allein er vernahm nichts, als endlich in einiger Entfernung ein leichtes Rascheln, als wenn sich dort ein Hase bewegte oder ein Eichhörnchen, das unter dem welken Laube nach Eicheln suchte. Allein, obwohl die Stelle hell vom Monde beschienen war, so vermochte er doch dort nicht das Geringste zu sehen. Plötzlich aber wurden Schritte vernehmlich, von der Seite des

Dorfes her. Sie nahten eilig, und dann verstummte ihr Geräusch, als wenn die Person lausche oder sich umsehe. Hernach kamen die Tritte wieder schnell näher, doch sehen konnte Christian nach dieser Seite nicht, weil ein finsteres Gebüsch von jungen Fichten dort im Wege war. „Ho Trilpetritsch!“ hörte er jetzt eine bekannte Stimme leise sagen. Es war Marieanne, die sich heimlich fortgeschlichen hatte, um den guten dummen Christian, den sie trotz alledem herzlich gern hatte, möglichst frühzeitig aus seiner häßlichen Lage zu befreien. Aber ehe dieser recht zur Besinnung kam, geschah etwas anderes, das seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Als die Tritte des Mädchens immer näher kamen, wurde es an der Stelle, wo Christian vorhin das leichte Rascheln gehört hatte, plötzlich lebendig, und als nun gar jene ihren leisen Ruf erschallen ließ, wurzelte etwas wie mit kurzen Beinchen eilig durch das welke Laub, kam hastig auf Christian zu, und plötzlich spürte dieser einen heftigen Ruck an seinem aufgestellten Sack und daß sich darin etwas mit gewaltigem Zappeln regte und bewegte. Das durchzuckte den braven Trilpetritsch-Fänger wie ein Schlag, und eilig, so gut er es mit den verklammten Fingern vermochte, schnürte er den Sack mit einem tüchtigen Kreuzknoten zu.

Nun stand mit einemmal Annemarie vor ihm, doch ehe sie noch etwas sagen konnte, rief Christian voller Freude: „Ich habe ihn, ich habe ihn, den Trilpetritsch! Du hast ihn mir zugetrieben!“ Damit

ließ er den zugeschnürten Sack am Boden liegen, und ehe es sich Annemarie recht versah, hatte Christian sie um den Leib gefaßt und mitten auf den Mund geküßt. Das war doch eine unerhörte That, und er bekam auch einen ziemlichen Schreck, als er sich dessen bewußt ward, allein Marieanne, obwohl sie mit der Hand nach ihm stieß und ihn von sich drängte, schien es doch gar so übel nicht aufzunehmen. Dem klugen Mädchen war außerdem gleich klar geworden, daß nun, da Christian in seinem Sacke wirklich etwas gefangen hatte, der Vorteil auf seiner Seite lag und es darauf ankam, die anderen gehörig damit bange zu machen. „Nun, was wirst du drin haben?" sagte sie; „ein Hase wird's sein, oder gar ein Fuchs, aber die anderen werden sich schön davor graulen, denen sollen die Haare zu Berge stehen." Damit eilten beide ebenfalls der Spinnstube wieder zu. Als Christian plötzlich in die Thür trat, tönten ihm von allen Seiten ein gewaltiges Gelächter und die höhnischen Rufe: „Der Trilpetritsch! Der Trilpetritsch!" entgegen; allein er ging mitten in die Stube, setzte den Sack auf den Fußboden und rief: „Ja, ich habe den Trilpetritsch!" Als nun die anderen sahen, daß sich in dem Sacke wirklich etwas regte und bewegte, erschraken sie und wichen in abergläubischer Furcht bis an die Wände zurück, während es zugleich totenstill im Zimmer ward.

Bis dahin hatte sich das unbekannte Ding in seinem Gefängnis ganz mäuschenstill verhalten; nun aber mußte es wohl denken, daß seine Zeit gekommen

sei, denn plötzlich tönte aus dem Sack ein so greuliches, höllenmäßiges Geschrei, ein Jaulen und Wehklagen in den schrillsten Tönen und ein Zischen, wie von Schlangen, daß die sämtlichen Insassen der Spinnstube, mit Ausnahme von Christian, in die furchtbarste Angst gerieten, und als nun gar der Sack anfing, sich fortzubewegen, und auf den Haufen derer loskobolzte, die sich fluchtbereit an der Thür zusammendrängten, da stürzten alle mit Geschrei aus der Stube heraus und stießen sich und traten sich und kreischten vor Entsetzen, denn jeder glaubte, schon im nächsten Augenblick die Faust des leibhaftigen Satans in seinem Nacken zu spüren. Als nun alle fort waren, von solcher Angst erfüllt, daß keiner den Mut hatte, von außen in das Fenster zu sehen, da fing Christian seinen Sack wieder ein und ließ sich weder durch Fauchen noch Prusten, Zischen und Geheul beirren, denn dergleichen Sachen kannte er und wußte, daß solches nichts zu bedeuten hatte. Er packte zu und fühlte nun, daß das Ding kein Tier war, sondern Arme und Beine und einen Leib hatte, wie ein Mensch. Mit einem geschickten Griff faßte er es um den Hals, und nun zog das Geschöpf andere Saiten auf und begann mit einem quäkenden Stimmlein um Gnade zu flehen und die schönsten Versprechungen zu machen. Aber Christian wußte, was er zu thun hatte. Mit der anderen Hand löste er die Verschnürung des Sackes und schälte nun sorgfältig, ohne das wunderliche Wesen loszulassen, dessen Kopf heraus. Das Sonder-

barste aber war, daß er diesen nun wohl befühlen konnte, aber nichts sah. Das änderte sich jedoch plötzlich, als er zugriff und die rote Mütze in der Hand behielt, die er sofort in seiner Tasche verbarg. Nun sah er in das zornige Gesicht des Zwergenmännleins und sagte sehr vergnügt: „Guten Abend, lieber Herr Trilpetritsch."

„Ach was, Trilpetritsch!" rief dieser unwirsch, „Rumpetrumpen heiß ich! Und was würgst du mich so, du Tapps!"

Christian ließ das Männlein los, und nun verhandelten sie miteinander und kamen überein, daß der Zwerg ihm am anderen Morgen bei Sonnenaufgang gegen Zurückgabe des Mützchens dreitausend Kremnitzer Randdukaten auszahlen solle.

„Dir gönn' ich's noch am meisten," sagte Rumpetrumpen, „denn ich hatte dich immer gern, und obwohl mir meine schönen Dukaten leid thun, so freut es mich, daß die anderen, die dich mit dem Trilpetritsch zum Narren haben wollten, dir so zum Glücke verholfen haben. Ich verlustierte mich da ein wenig im Mondschein und sah dich nicht, weil du im Schatten standest. Als nun das Mädchen kam, da wischte ich fort und geriet in den infamen Sack. Ja, die Dummen haben das Glück," schloß er dann und kicherte mächtig.

Das Männlein ließ sich nun wieder in den Sack stecken und Christian trug es, unbemerkt von den anderen, da das rote Mützchen ihn unsichtbar machte, wieder zum Fuchsberge. Dann eilte er schnell in

seine Kammer, verbarg das Mützchen an einem sicheren Ort und kehrte wieder auf den Dorfplatz zurück, wo die anderen Leute noch alle frierend herumstanden und mit ängstlichen Gefühlen auf die erleuchteten Fenster der Spinnstube hinstarrten. Soeben hatte sich einer der Kühnsten herangewagt und einen scheuen Blick hineingethan. Jetzt kam er gerade zurück und rief: „Alles ist leer, der Teufel ist bereits mit ihm abgefahren!“

Darüber mußte Christian so laut lachen, daß alle zusammenschraken; doch als sie bemerkten, daß er es war, stürmten sie auf ihn ein und befragten ihn um das seltsame Abenteuer. „Nun, es war der Trilpetritsch!“ sagte Christian, den das geglückte Abenteuer ganz übermütig gemacht hatte.

„Wie sah er denn aus?“ rief einer.

„Ein grünes Röcklein hatte er an, und 'ne rote Nase im Gesicht, das wißt ihr ja schon.“

„Was hast du denn mit ihm angefangen?“

„Nun, ich hab' ihn wieder laufen lassen. Ich konnte das Ding doch nicht in ein Bauer sperren, wie ein Eichhörnchen oder einen Starmatz.“

Unterdes war es Christian gelungen, Marieanne verstohlen am Rock zu zupfen, diese verstand ihn und entfernte sich heimlich. Während nun die anderen wieder Mut schöpften und die Spinnstube aufsuchten, drückte sich auch Christian unbemerkt beiseite und folgte ihr. Dann, in einer dunklen Ecke, erzählte er ihr alles, und als er endlich eine Frage an sie that, über deren Kühnheit er fast selber erschrocken war,

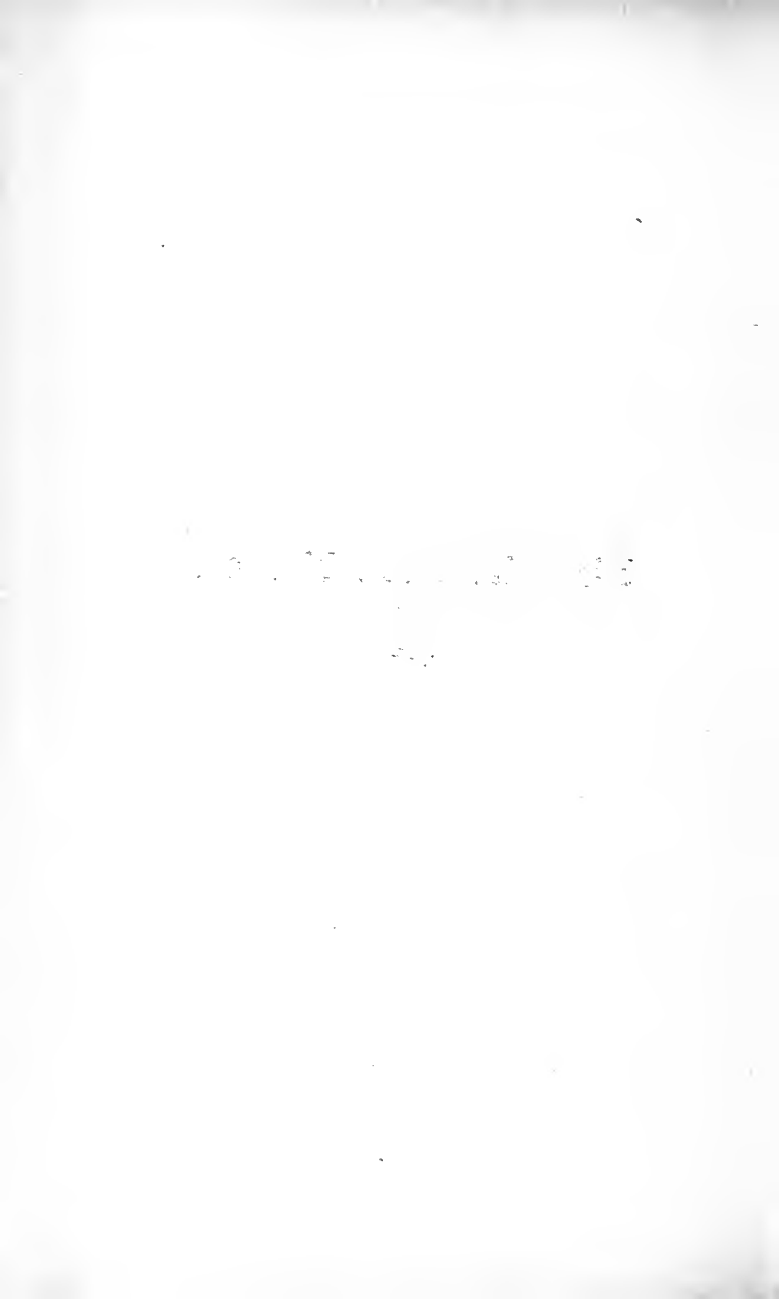
sagte sie ja, sank ihm an die Brust und küßte ihn herzlich.

Am nächsten Morgen holte sich Christian das Geld von dem braven Rumpetrumpen, und am Tage darauf, als der Erlenhof zur Versteigerung kam, da that er zur allgemeinen Verwunderung das höchste Gebot und zahlte bar in den herrlichsten Dukaten. Da sahen die Leute wohl, daß es mit dem Trilpetritsch doch seine besondere Bewandtnis hatte, und manche von den jungen Männern wurden gelb vor Neid und fast krank vor Aerger, als sie bedachten, daß sie ihm durch ihre Hänseleien zum Glücke verholfen hatten. Die jungen Mädchen aber fanden sämtlich, daß der Christian ein hübscher, kluger Bursche sei, und begriffen kaum, wo sie früher ihre Augen und ihren Verstand gehabt hatten, daß sie dessen nicht eher inne geworden waren. Er aber blieb seiner Marieanne treu, und im Frühjahr gab's eine mächtige Hochzeit auf dem Erlenhofe. Alles gedieh ihnen, sie bekamen schöne Kinder und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.



Die Wirtin von Bornau.







In Bornau war eine junge, hübsche Wirtin, die besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie jedoch nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser kochen und besser tanzen zu können als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies aber war nicht der Fall, denn die schöne, braunäugige Tochter des Teichmüllers, die so zierlich auf den Füßen ging wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weshalb alle Leute ihr den Preis zuerkannten. Und was nun das Kochen betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht gescheut hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im ‚Silbernen Roß‘ zu Goldberg versteht es doch noch besser.“ Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Uebung und alles Fleißes blieb sie in ihren beiden Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, daß ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden, schwarzen Rößlein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte. Die Wirtin, die gerade am Fenster stand, konnte sich nicht genug verwundern über die zierliche Leichtigkeit, mit der sich dieser Mann vom Pferde schwang, während er bei Berührung des Bodens sogleich wieder ein wenig in die Höhe schnellte, als hätte er Sprungfedern in den Beinen. Sodann warf er dem herbeigeeilten Hausknecht die Zügel zu und trat mit so leichten Schritten in das Haus, daß der jungen Wirtin voller Verwunderung der Gedanke kam, sie sehe heute zum erstenmal in ihrem Leben, was wirklich gehen heiße. Als der Fremde der Wirtin ansichtig wurde, begrüßte er sie mit einer Verbeugung von so außergewöhnlicher Schönheit, daß es die junge Frau heiß überlief und sie stotternd vor Verwirrung über die Ehre, die ihr der Fremde erwies, ihn in das Herrenzimmer nötigte und ihn nach seinem Begehren fragte. Da mußte man nun wieder sehen, wie er einen Stuhl mit leichter Handbewegung zurechtrückte, sich niedersetzte und die wohlgeformten Beine übereinander schlug — um einen Begriff zu bekommen, daß sich selbst die gewöhnlichsten Handlungen im Leben so ausführen lassen, daß sie den Eindruck vollendeter Schönheit machen. Die Wirtin nun gar war durch alles dies wie verzaubert, denn dergleichen war ihr nie begegnet, und sie starrte den schlanken Fremdling an wie ein Wunder. Dieser ließ sich davon wenig beirren, sondern bestellte ein gutes Essen und eine

Flasche vom Besten, indem er zugleich in zierlicher Wendung einflocht, daß er von der Kochkunst der jungen Frau bereits manches Rühmliche gehört habe. Da gedachte diese ihre ganze Fertigkeit aufzuwenden, um den vornehmen Herrn zu befriedigen, eilte in die Küche und bereitete das Beste für ihn zu, das im Hause nur zu finden war. Den Tisch ließ sie ihm decken mit dem feinsten Linnen, das sonst nie gebraucht wurde, sondern nur, um gelegentlich besehen und bewundert zu werden, in dem lavendelduftigen Leinenschranke ruhte, und sogar das alte Erbsilberzeug gab sie heraus, so hatten es ihr die feinen Manieren dieses Mannes angethan. Dieser unterhielt sich derweil dadurch, daß er in einem Taschenbuche blätterte, das in roten Korduan gebunden war und allerlei Namensunterschriften enthielt, die mit einer seltsamen rötlichen oder ins Gelbliche verblaßten Tinte geschrieben waren. Zuweilen rechnete er dann ein wenig, und hätte die Frau Wirtin das böse Lächeln gesehen, das dann seine schmalen Lippen kräuselte, so wäre ihr wohl sonderbar zu Mute geworden.

Endlich, nachdem schon das ganze Haus von köstlichem Küchendufte erfüllt war, trug die junge Frau das Essen auf und wünschte dem Gaste eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber, wie es oft die Art vornehmer und verwöhnter Leute ist, genoß von allem nur ein wenig, lobte aber die Gerichte in wohlgesetzten Worten, jedoch in einer solchen Weise, daß das ehrgeizige Gemüt der Wirtin nicht vollständig befriedigt ward, und sie alle Augenblicke die ihr so verhaßte

Redensart von ihrer Nebenbuhlerin in Goldberg zu hören erwartete. Dies ereignete sich jedoch nicht, sondern am Schluß sagte der Fremde, indes er leicht mit den weißen, schlanken Fingern auf dem Tisch dazu trommelte: „Nun, ich habe erfahren, daß das Gerücht über Eure Kochkunst der Begründung nicht ganz entbehrt, allein noch weiteres sagt man von Euch, daß Ihr nämlich auch im Tanze so geschickt seid, wie man es selten findet. Da Ihr nun meinen Leib so wohl gepflegt habt, wie wäre es, wenn Ihr auch mein Auge durch eine Probe dieser Eurer Kunstfertigkeit ergötzen möchtet."

Die Wirtin wollte anfangs nicht, denn sie schämte sich vor dem feinen Herrn, der gewiß schon genug berühmte und vornehme Tänzerinnen gesehen hatte, deren Kunst und Gunst man mit Säcken Goldes bezahlt, aber ehe sie es sich versah, hatte der Fremde eine flache Tanzmeistergeige hervorgezogen und begann so wunderseltsam zu spielen, daß es ihr in alle Glieder fuhr und sie tanzen mußte, ob sie wollte oder nicht. Und während sie nun zierlich das Kleid mit den Fingerspitzen faßte, sich drehte und wandte und gar behende die Fußspitzen warf, ward das Geigenspiel immer wilder und aufreizender, daß der jungen Frau das Blut feurig durch die Adern rieselte und ihre Augen vor Lust blitzten. Es war ihr, als würde sie von den Tönen getragen und tanze ganz von selber.

Als der Fremde nun mit seinem Spiele aufhörte und die Wirtin atmend stand, um ihr vom heftigen Tanze verwirrtes Haar zu ordnen, da sagte

jener: „Nicht übel, nicht übel! Ihr tanzt und kocht wohl am besten in der ganzen Umgegend?“

Da wurde die junge Frau erst bleich, dann rot, und das vom Tanze erhitzte Blut gab ihr wohl den Mut, so plötzlich mit ihrem Lieblingswunsche herauszufahren: „Nein, leider nicht, aber dies zu können, ist der höchste Wunsch meines Lebens.“

Der Fremde wiegte sanft den Kopf hin und her und sprach: „Nun, dazu kann wohl Rat werden. Ich bin der Tanzmeister Diabelli aus der Residenz und auch in der edlen Kochkunst nicht unerfahren, ich könnte Euch beide Dinge wohl lehren in kurzer Zeit.“

„Was verlangt Ihr dafür?“ fragte die Wirtin von Bornau begierig.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit,“ sagte der Tanzmeister, indem er sanft sein rotes Buch ein wenig auf- und zuklappte, „ein Ding, was man nicht sehen kann, ein Ding so gut wie Luft und dies auch erst nach zwanzig Jahren. Ihr braucht nur Euren Namen in dies kleine Buch zu schreiben, das genügt. Er steht da in großer und guter Gesellschaft.“

Aber ein katzenhaft grünliches Blitzen seiner dunklen Augen war der jungen Frau dabei doch nicht entgangen, und mit jähem Schreck kam ihr plötzlich die Eingebung, wen sie vor sich habe. Obwohl es sich um die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches handelte, so erschienen ihr diese Kunstfertigkeiten mit der Hingabe ihres unsterblichen Teiles an den alten und pfiffigen Seelenfänger doch zu teuer erkauft. Dieser, der ihr Zurückfahren und Zaudern wohl be-

merkte, sprach so verloren und gleichmäßig vor sich hin: „Zwanzig Jahre ist eine schöne lange Zeit für ein Leben voller Ruhm und Herrlichkeit. Wollt Ihr aber immer, solange Ihr lebet, hören und erfahren, wie des Müllers flinke Bachstelze oder irgend eine andere Euch vorgezogen wird, wollt Ihr immer wieder das Lied hören von der Wirtin in Goldberg? Denkt nur, ein kleiner Federzug, und niemand kann Euch mehr den Ruhm rauben, am besten zu tanzen im ganzen Lande, selbst des Königs oberste Ballettspringerin nicht, und was das Kochen anbetrifft, so soll des Königs erster Koch kommen, um von Euch zu lernen, hier vor Euch soll er stehen und Euch demütig bitten, ihn zu belehren."

Es ist nicht festgestellt, ob es Hilfsgesellen des Meisters Urian in der Gaststube waren, die jetzt in der Gestalt zweier Reiter an dem geöffneten Fenster der Gaststube langsam vorüberkamen, so daß man ihr Gespräch vernehmen konnte. Der eine sagte: „Wollen wir einkehren, hier ist ein berühmtes Gasthaus." — „O nein," sprach der andere, „unsere Pferde sind noch frisch, und wenn wir uns dazuhalten, können wir noch vor Abend im ‚Silbernen Roß' zu Goldberg sein, dort ist es unvergleichlich, dort wird am besten gekocht in der ganzen Gegend." Dazu schnalzte er bewundernd mit der Zunge, und beide ritten vorüber.

Die junge Wirtin schritt hastig auf den Fremden zu und rief: „Ist es wahr, was Ihr mir versprecht?"

„Sofern es sich nicht bewährt,“ sagte der Fremde, „soll unser Vertrag null und nichtig sein. Ihr wißt doch, daß ich bei solchen Dingen mein Wort zu halten pflege.“

„Gebt her die Feder!“ sagte die Frau.

Mit großer Geschicklichkeit bemächtigte sich der Gast ihrer Hand, ritzte den Arm mit einem verborgen gehaltenen Messerchen so zierlich, daß nur ein einziges Tröpfchen Blut zum Vorschein kam, tauchte die Feder ein und bot sie mit verbindlichem Lächeln der schönen Frau dar. Ohne sich weiter zu besinnen, schrieb diese ihren Namen in das Buch. Der Fremde dankte, und während er auf die Schriftzüge blies, um sie schneller zu trocknen, fuhr er mit der schmalen, weißen Nase witternd darüber hin, scheinbar wollüstig den Duft des frischen Blutes einsaugend.

Sodann ergriff er wieder ihre rechte Hand und betrachtete sie sorgfältig. „Es fehlt an dem richtigen Gefühl,“ sagte er sodann, zog eine kleine, feine Raspel hervor und begann zart und sorgfältig die Fingerspitzen abzuschleifen, bis die Haut so dünn war, daß das Blut rosig durchschimmerte. „So,“ sagte er, „nun werdet Ihr Euch nimmermehr vergreifen in Maß und Würze.“

Dann zog er ein Döschen mit köstlich duftender Salbe hervor und fuhr fort: „Hier, nehmt dies, meine weise Großmutter kochte dieses Arkanum aus Zauberkräutern des indischen Gebirges. Morgen haben wir Neumond. Da nehmt ein Bad um Mitternacht und salbet Euch danach den ganzen Körper mit dem In-

halt dieses Döschens. Das wird Euren Gliedern Geschmeidigkeit und Euren Gebärden Anmut verleihen, und niemand im Lande wird Euch mehr im Tanze gleichkommen. Und somit empfehle ich mich. Auf Wiedersehen in zwanzig Jahren!"

Bei diesen letzten Worten ließ der Gast die ihm lästige Maske des geschniegelten Tanzmeisters fallen. Die Züge seines Gesichts wurden ledern und faltig und unter den buschigen, zusammengewachsenen Brauen hervor funkelte sein Blick in katzenhafter Tücke. Er glich nun ganz einem alten, häßlichen und ausgedorrten Zigeuner, verließ mit schlürfendem Schritt das Zimmer und ritt gleich darauf mit grinsendem Nicken am Fenster vorbei. Auch sein Pferd war nicht mehr das glatte schwarze Rößlein von vorhin, sondern ein rauher und hagerer Klepper, der von seinen Hinterbeinen nur eines benutzte, während er den anderen Schenkel an den Leib zog und der untere Teil wie zerschossen hin und her baumelte. Die Wirtin befiel ein Grauen und eine furchtbare Angst über ihre That, sie rannte schnell hinaus und hinter dem Fürchterlichen her, indem sie rief: „Hier, nehmt alles wieder und gebt mir meine Schrift zurück." Der andere aber ritt ruhig im Schritt weiter, zog nur zuweilen die Schulter hoch, und man sah an dem Schüttern des Leibes, wie er in sich hineinkicherte. Und obwohl die junge Frau rannte und rannte, so schaffte es sie doch nicht vorwärts, sondern sie blieb immer zehn Schritt hinter dem humpelnden Pferde zurück. Endlich kamen sie an einen von düsteren Eichen beschatteten Teich

an dem Dorfe, den man „das schwarze Soll“ nannte. Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen, kaltblütig hinein und versank immer tiefer, bis auch der Deckel seines spitzen Hutes verschwunden war. Einige große Blasen blubberten noch empor, und Wellenkreise schwangen sich in immer sanfteren Ringen ans Ufer, bis endlich der Teich wieder so schwarz und blank dalag, als wäre nichts geschehen.

* * *

Der Ruhm der jungen Wirtin von Bornau verbreitete sich in kurzem durch das ganze Land. Die Besitzerin des „Silbernen Rosses“ in Goldberg bekam vor Aerger die Gelbsucht, denn nun hatte die Sache sich umgedreht und sie mußte die unliebsamen Vergleiche hören, und die schöne Müllerstochter wurde aus lauter Neid vor der Zeit alt und häßlich. Das Wirtshaus bekam einen ungeheuren Zulauf und manche Feinschmecker aus der Residenz scheuten sogar eine kleine Reise nicht, um sich an der unvergleichlichen Kochkunst dieser Frau zu ergötzen. Alle Hochzeiten aus weitem Umkreise wurden zum großen Zorn der übrigen Wirte der Umgegend in dem Gasthause zu Bornau gefeiert, und zuweilen holte man fast gewaltsam die junge Frau aus der Küche zum Tanz. Obgleich sie dann nicht im Staat war und die Küchenschürze nicht ablegte, so tanzte sie doch so, daß die Augen der Greise leuchteten und sich die Herzen der jungen Männer begeisterten. Ja selbst die Mädchen und Frauen konnten nicht umhin, ihr Beifall zu

spenden. Nun geschah es eines Tages, daß ein vornehmer Graf, der in geheimer Sendung an den Hof des Königs ging, bei ihr einkehrte und sie diesen unter anderem mit einer von ihr neu erfundenen Entenpastete bewirtete, dergleichen köstliches Gericht dieser noch niemals gegessen zu haben glaubte. Es trug sich ferner zu, daß, als dieser Mann später an der Tafel des Königs speiste, ebenfalls eine Entenpastete aufgetragen ward, in deren Bereitung der königliche Oberkoch seinen höchsten Ruhm suchte. Da konnte sich nun der Graf nicht enthalten, die Kunst der Wirtin von Bornau zu preisen, die in der Bereitung dieses Gerichtes einen so hohen Meister wie des Königs obersten Koch noch übertreffe. Darob runzelte der strenge Herrscher die Stirn, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spaß und erachtete es als eine heilige Pflicht, in Sachen der Kunst dem Volke als ein Beispiel voranzuleuchten. Wie sollte aber das geschehen, wenn sein berühmtester Kochkünstler sich schon von einer einfachen Landköchin übertreffen ließ. Dem Oberkoch fuhr die ihm bewiesene Ungnade so in die Glieder, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als heimlich mit den schnellsten Pferden nach Bornau zu fahren und sich bei der gerühmten Wirtin Rat zu holen, den diese auch von Stolz geschwellt dem fetten, weißlichen Manne mit den drei Unterkinnen freundlich gewährte, so daß er bald im stande war, seinen erschütterten Ruf wieder herzustellen.

So lebte die Wirtin von Bornau herrlich und in Freuden und ihr Ruhm mehrte sich von Tag zu

Tag. Aber immer rascher schienen ihr die Jahre hinzuschwinden, je mehr die Zeit herannahte, da sie einlösen mußte, was sie mit der verhängnisvollen Unterschrift versprochen hatte. Und je näher dieser dunkle Tag heranrückte, desto mehr verlor sie die Lust an den sonst so gerne geübten Künsten. Zuletzt war sie kaum noch zum Tanze zu bewegen und stand oft wie abwesend in ihrer Küche am Herde von schweren Sorgen geplagt. Des Nachts quälten sie böse Träume, und als nun das letzte Jahr herangenaht war, kam sie aus den angstvollen Gedanken gar nicht mehr heraus. Am Ende konnte sie diese ewige Gewissenspein nicht mehr ertragen, faßte sich ein Herz und klagte ihre Not einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der wegen seiner ausbündigen Frömmigkeit in großem Rufe stand und schon manchen bösen Geist für ewig zur Ruhe gebannt hatte. Dieser, der ihre tiefe Reue sah und die große Pein, die sie bereits erlitten hatte, redete ihr liebreich Trost zu und flößte ihr neuen Mut ein, indem er seine Hilfe an dem schweren Tage zusagte, so daß die Wirtin dessen Herannahen mit leichterem Herzen entgegensah. Als nun die zwanzig Jahre um waren, fand sich an dem bestimmten Tage der fromme Pfarrer ein und auch der Teufel ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in Gestalt eines alten Advokaten in einem Einspänner vorgefahren und trug einen Stoß Akten unter dem Arm, darunter man auch das rote Buch mit den Unterschriften bemerkte. Als er nun in der Gaststube einen seiner schlimmsten Feinde, den frommen

Pfarrer, bemerkte, da verzerrten sich seine Züge zu einem scheußlichen Grinsen, allein er verlor nicht den Mut, denn konnte er seinem Gegner auch nur die kleinste unrechte Handlung vorwerfen, so vermochte dieser nichts über ihn. Deshalb blätterte er, als der Pfarrer seine Beschwörungen begann, ganz gemächlich in den Akten, und als eine kleine Pause eintrat, fragte er, indem er einen Ton widerlicher Sanftmut in seine Stimme legte:

„Erinnert Ihr Euch wohl noch an jenen siebenzehnten September vor acht Jahren, Herr Pfarrer? Da zogt Ihr eine Rübe aus fremdem Felde, putztet sie säuberlich ab und verzehrtet sie mit großem Appetit, obwohl es gestohlenes Gut war."

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl," sagte der Pfarrer, „und auch dessen, was ferner geschah. Ich ging auf der Stelle zu jenem Bauern, dem das Feld gehörte, und bezahlte ihm die Rübe mit einem Groschen."

Der Teufel blätterte emsig weiter und sagte dann: „Am vierzehnten April vor fünf Jahren, als Ihr den Stand Eurer Feldfrüchte besahet, nahmt Ihr einen großen Stein von Eurem Acker und warft ihn über die Grenze auf das Nachbarfeld, das könnt Ihr nicht leugnen."

„Dies that ich," sagte der Pfarrer, „unbedachtsam einer sündlichen Regung meines Herzens folgend, allein im nächsten Augenblicke schon ging ich hinüber und trug den Stein auf meinen Acker zurück."

Der Schwarze knirschte vor Wut mit den Zähnen,

daß es draußen vor der Thür zu hören war, dann aber faßte er Mut zu einem neuen Angriff:

„Am sechsten November, abends sieben Uhr einunddreißig Minuten, habt Ihr Eure hübsche Dienstmagd geküßt!" sagte er dann, schob leise wiehernd das Kinn vor und blinzelte triumphierend den Pfarrer an.

„Es ist wahr," sagte dieser unbeirrt, „das Mädchen hat die Gestalt meiner Frau, und als ich an diesem Abend voller Sehnsucht nach den Meinen von längerer Reise zurückkehrte und eilends die Treppe hinaufging, da kam es mir entgegen; im Halbdunkel habe ich beide verwechselt und gethan, was nicht in meiner Absicht lag. Nur Gott irrt sich niemals!"

Nun aber wußte der Teufel nichts mehr, und der Pfarrer setzte ihm alsbald mit den kräftigsten Beschwörungen also zu, daß sich der Schwarze wand und krümmte wie ein Wurm und man bald sah, er könne auf die Dauer so kräftigem geistlichen Zuspruch nicht standhalten. Er begann Ausflüchte zu machen und mit dem Prediger zu handeln, allein alles half ihm nichts, er mußte die Unterschrift herausgeben und nur der eine Wunsch ward ihm zugestanden, daß er durch die Wand hinausfahren dürfe. Der einst so zierliche und schöne Tanzmeister Diabelli erschien jetzt in seiner greulichsten Gestalt mit Hörnern, Hufen und Klauen, und mit gräßlichem Geheul und entsetzlichem Geprassel fuhr er jetzt mit dem Kopfe voran gleich einer Kanonenkugel durch die Wand hinaus. Das Loch, wo er hindurchgesaust ist, wird noch heutigen Tages

im Wirtshause von Bornau gezeigt. Man hat es mit Brettern zugeschlagen, denn so oft es auch am Tage vermauert wurde, in der Nacht sind immer die Steine wieder herausgeflogen. Die Wirtin von Bornau hat aber von nun an ein Leben geführt, der Frömmigkeit und guten Werken gewidmet, und ist hernach eines seligen Todes gestorben.

Hans Peiter Semmelmann.





Dor wir mal eins ein Fiedelmuskant, den'n sin Nam wir Hans Peiter Semmelmann. Hei wir man 'n lütten wanschapen Kierl; hei seig ut as 'n Nätknacker acht Dag na Wihnachten, wenn dei Lack dor all von af is, un dei Gören em dat Krüz all afdreiht hebben; äwer spälen künn hei up sin Vigelin, dat de öllsten Kräpels mit Holtfööt rümspringen müßten un Hurra schriegen. Wenn hei bi ne Hochtied ore ne Austköst upspälen dehr, denn wir dat en Läben un ne Lust un 'n Gejuch, un de klöökSten un ihrborsten Lür, dei dat ganze Johr dörch so utverschamt vernünftig wiren, fohrte dat in dei Bein, un sei müßten ok eins mit rümdanzen.

De Buren sären äwer ok: „Uns Hans Peiter spält vör söß und krigt man vör einen betalt."

Dor wir jo denn ok Prefit bi.

Hans Peiter dreiw sik ümmer in 'n Lann' un in dei Kröög rüm un wir in dei ganze Gegend bekannt. Hei wir kinnerleiw un bugte dei Jungs Wind- un Watermählen un makt' ehr Ballerbüssen un liehrt ehr schöne Fläuten snieden ut Wieden un Ruhr, wo

'n ollich up spälen künn. Hei kloppte dei Wieden ok ümmer na den schönen Vars:

„Hupp, hupp, hupp, Basterjan!
Lat dei Fiedel un Fläuten gahn ..."

denn süß kann dor nix nich ut warden.

Krischan Römpagel in Rütebusch harr hei ne Ruhrfläut makt, dor künn hei ollich up spälen:

„O du lieber Augustin!
Allens is weg, weg, weg!"

un ok dat anner:

„Lott is dot,
Lott is dot,
Jule licht in 'n Graben ..."

Dei Dierns bröcht hei bunt Flicken- un Lappenwark mit vör ehr Poppen, wat hei sik allerwägt tosamen snurren dehr, un dei Husfrugens 'n Strämel niegen Snack, un dei Mannslühr vertellt' hei wo 't inne Welt utseig, von 'n Krieg un von Napolion un allerhand, wat hei inne Stadt süß to weiten kreeg.

So reist' hei ümmer von ein Dörp na 't anner. Ball eins führt hei mit 'n Slachter- ore mit 'n Möllerwagen 'n Enning, un wenn 't nich anners wir, denn güng hei mit sin lütten scheiwen Beinen ganz giern tau Faut. Mennichmal müß hei ok noch mirren inne Nacht dörch 't Holt gahn, denn grugen dehr hei sik nich, un wenn em denn ok mal so 'n bäten von Grugel ankamen wull, denn nehm hei sin

Vigelin un spält 'n lustigen Danz, denn wir dat gliek vörbi.

Eins Abends, dat wir all ganz lat, keem hei ok in 'n grotes Holt, wat väle Milen lang wir. Hei güng ümmer forsch vör sik hen. De Maan schiente haben dörch de Bäuken, dat dei blanken Stemm' in Düstern lüchten dehren. Dat was ne rechte kloare Harwstnacht, un dat Loow ruschel in 'n Fautstieg un mennichmal reep ne Ul deip in 'n dickſten Holt, süß wir Allens still.

Hans Peiter äwer schimpt' un gnätert' vör sik hen, denn hei wir hellschen falsch un harr ok 'n bäten to deip in dei Buddel käken. Hei argert' sik, dat hei nich ok rank und slank wußen wir, as dei annern jungen Kierls. Dor wir ne smucke dralle Dirn wäst hüt abent mit brune blanke Ogen, en oll lütt säute Pummel, dei wir hei mit verleiwte Redensorten ünner dei Ogen gahn, wil dat hei ehr gor to giern liden mücht — un sei harr sik snipschen ümdreiht un tau Korlin Pümpel, wat ehr Fründin wir, seggt: „Wat dei oll verdrögt Nätknacker woll will!"

Dat harr em tau dull argert.

Süll hei denn gor nix hebben von Leiw un Läben, wil hei man kort verstiepert wir un lütte scheiwe Bein harr un 'n lütten Verdruß mank dei Schullern? Künn hei nich bäter ne Fru ernehren, as so 'n langen Lümmel von Knecht, dei wire nix verstünn as mit Pierd rüm tau ramenten un in 'n Meß tau aasen? Harr hei nich 'n gatlichen Strumpschacht

vull preußsche Dalers in sin Beddstroh, un weck wiren gor Luggedurs? Un künn hei nich alle Dag heuraten?

So gnäterte un gnarrte hei vör sik hen un markte gor nich, dat hei von 'n richtigen Weg afkamen wir up'n annern, dei mirren dörch dei dickſten Dannen güng.

Mit eins störr hei sik an ne Bomwöttel, dei as ne Adder äwer den Weg leeg, dat hei binah follen wir.

„Au, au!“ maute dat dütlich, un 't was em, as wenn dei Bomwöttel sik vör Weihdag winnen dehr.

De Dannen stünnen hoch un düster, as ne Wand an beiden Siden un dat ruschelt' und muschelt' dor in un kröp in de Telgen un wir 'n heimliches Gewäs', dat em ganz gruglich to Maud würr. Dor satt ne Ul up den Telgen un glupt' em an mit glööndige Ogen un wiwagte mit den Kopp, ümmer up un dal, ümmer up un dal. Up den Weg schinte dei Maan, und dat leep dor up un krabbelt' vör em weg in dei Büsche un wölterte sik äver den Stieg, dat harr all so 'n verdeuweltes Anseihen, hei künn dor nich klauk ut warden.

De ollen Bomknäst keeken em an mit olle Minschengesichter un trekten dat Mul scheif un stickten dei Tung ut un dreihten mit dei Ogen, un wenn hei denn scharp hinseihen dehr, wiren 't doch man olle Bomknäst. Dat wir, as wenn em allens to 'n Narren hebben wull.

Toletzt würr em dat tau dull, denn ein en-

samtiges Katteiker leep ümmer vör em her un trök den Puckel krumm und füng an to humpeln, as wull et sine Gangort namaken. Hei würr hellschen falsch: „Du verdammtes Veih!“ sär hei, rakt 'n poor Dannenappels up un smet dorna. Denn in dissen Punkt güng't em as den Swinägel — up sin scheiwen Bein leet hei nix kamen.

Dor würr nu äwer ein grugligen Larm in 't ganze Holt, un 'n Lachen un Hulen un Jauken mit fine und grawe Stimmen, un 'n Upstand un Burren in dei Telgen, un ein Gespring in den Weg, un Ulen sus'ten em üm den Kopp un kriechten: „Nätknacker! Nätknacker!“ dat den armen Fiedelmusikanten Hüren und Seihn vergüng.

Mit 'n mal reep dat äwer mit ne grawe Stimm: „Ruhig dor, Takeltüg!“ un allens würr dodenstill.

Dor würr dat ein Bräken in dei Dannen un en grotes olles Wildswin güng ganz langsam un ihrbor äwer den Weg.

„Gun Abend!“ sär dat in 'n deipsten Baß.

„Gun Abend!“ sär Hans Peiter un nehm dei Mütz af, denn hei wir 'n sihr höflichen Minschen.

„Den 'n Dunner, wat 's dit!“ sär Hans Peiter donn un keek dat oll Swin ganz verstutzt na.

Dat durt nich lang, donn güng dat Läben in dei Telgen wedder los.

De Ulen seeten wedder dor un glupten em mit glööndige Ogen an und knackten mit 'n Snabel, un lütt Müs keeken mit ehr plietschen Ogen ut dei Löcker un piepten hönschen achter em an.

Dor dacht Hans Peiter an sin Vigelin, un füng an to spälen so wild un dull un lustig, dat dat wiet in 't Holt tau hüren wir.

Dor künn ok de öllste Ul sik nich betähmen un höhrte ein Bein up un denn dat anner, ümmer in 'n Takt, un dat durt' nich lang, donn danzten alle Ulen old un jung ümmer rund üm. Dorbi rullten sei mit dei Ogen un knackten mit den Snabel un flögen mit dei Flüchten, dat wir gruglich antoseihn. Un dei Katteikers danzten dörch dei Telgen ümmer in Sprüng' von einen Bom na 'n annern, dat ein oll Ul ganz düsig würr von 't Tauseihn un sei von 'n Telgen föll. Dat wir en grugeliges Danzen in 't ganze Holt; dei Müüs danzten Kringelkranz, un dei groten Holtbück harren sik mit dei Vörderbein an ehr langen Hürn fat't un danzten Kattendanz, un in dei ollen Dannen keem ein Rögen un Wiwagen; dat wir man gaud, dat sei fastwussen wiren, süß harren sei jewoll ok noch mitdanzt. Donn mit eins seeg Hans Peiter vör sik her up den Weg dat oll Swin wanken, as wenn ne oll Kommor dat Danzen krigt, un achter her swenkt' sik ne ganze Reig Farken, dei harren sik all in 'n Swanz bäten un dat vördelst harr Mudding ehren in 't Mul, un so danzten sei den Weg entlang.

As hei disse Wirkung von sin Vigelin gewohr würr, donn würr hei so dull un lustig spälen, dat ein oll Ul na dei anner ut dei Pust keem un von 'n Bom föll, denn de ollen Ulen wiren man wat kortluftig.

Dat wohrte nich lang, donn würr hei ein Licht mank de Böm gewohr un hei keem an ein lütt fries Flach mirren in 't Holt. Dor brennte ein grotes Füer unner ne holl Eik un ne olle gruglige Hex mit 'n Puckel, de noch väl gröter wir as Hans Peiter sin, rögte dor ümmer in einen Kätel rund üm.

Dei swenkte ehren Kaakläpel üm den Kopp un krischte em an:

„Gun Abend, gun Abend! Hans Peiter, kikst ok mal 'n bäten vör? Dat 's nett von di, dat du mi olle Fru ok mal besöchst!"

„Gun Abend, Trilksch!" sär hei, denn hei kennte ehr — sei wahnte in Rugenhagen, un dei Lür sären, sei künn Wäre maken un allerhand anner Hexenkünst — „gun Abend!" sär hei, „wat kaakst du dor?"

„Supp," sär sei, „Supp, Hans Peiter, 'n bäten warme Supp up 'n kollen Abend." Un dorbi griente sei, dat em dat kolt den Puckel lang leep.

Un in den Kätel dor maute dat un günste dat, as lütt Kinner un Katten, äwer ganz lising, un dat rögte sik dorin, as wenn sik Slangen und Poggen dörch enanner wünnen, un denn wir dat wedder speigelblank, un 't schiente em, as wenn em ein gruglich Gesicht dorut ankieken dehr, un denn smeten sik werre Blasen up un platzten, un ut jere Blas flackert' ein lütt blag' Flamm un flög un spält' inne Luft.

Em würd dat unheimlich un hei wir girn tau Hus wäst.

„Trilksch," sär hei, „ik hemw mi verbiestert, kannst du mi nich den richtigen Weg wiesen?"

„Ne, min Jung," sär sei, „äben büst du irst kamen un wist denn glik werre weg? Wi willen lustig sin, min Jung, hüt abend! Jk hemw lang' nich danzt, späl mal einen up, äwer düchtig." —

„Na, denn helpt dat nich," sär Hans Peiter, un füng an to spälen.

Nu würr dei oll Hex ganz as dull. Den Kaakläpel swenkt' sei sik üm den Kopp, un nu würr dat en Springen un Beinsmieten un Juchen von dat olle Wief, dat einen Hüren un Seihn vergahn künn. Wo seeg dat Diert ut! De ollen dünnen Bein mit dei groten Schoh leten as 'n poor grote Soden Torf, wo Bessenstäls rin stäken sünd, dei Kopp wackelt' ehr up den dünnen Hals un so danzte sei ümmer üm dat Für un üm den Kätel rüm. Den Maan würr dat tau gruglich un hei verkröp sik achter ne Wolk. Eigentlich wir dat äwer mihr tau 'n Lachen as tau 'n Grugen, un Hans Peiter satt denn ok up sinen Bomknast un lachte sik un schürrte sik un spälte immer düller un ümmer lustiger. Toletzt künn hei 't äver nich mihr uthollen, sett't sin Vigelin af un höll sik den Buk un lachte, dat hei binah ümfollen wir. As nu de oll Hex marken dehr, dat ehr dat gellen süll, donn keem sei so inne Wut, dat sei ollich bewern dehr. Mit glööndige Ogen stört't sei up em tau un bäwert' mit dei Mund, as wenn sei wat seggen wull, äver sei wir tau dull ut dei Pust. Aever so väl künn sei noch, dat sei 'n Bäten vör sik hen

hädt' un mit den Kaakläpel in dei Supp langt' un den armen Hans Peiter dormit besprützt'.

Dor wir 't vörbi mit em.

Sin Vigelin wüß fast an em, un hei würr lütter un ümmer lütter. Sin grise Rock un sin rode West deilten sik tau Feddern ut enanner, un sin Vigelin würr 'n lütten Snabel.

Dei scheiwen Beinings würren dünner un dünner, un Vagelkrallen wüssen em an dei Fäut. Un ganz lütt un lütting seet hei toletzt up den Telgen as 'n lüttes Rotböſting.

„Ik will di lihrn, oll Frugens tau 'n Narren tau hebben!" fär dei Hex un fohrte dörch dei Luft as ne oll Ul mit glöördige Flüchten.

Un Hans Peiter beswiemte dat, un 't würr em düster vör dei Ogen.



As hei dei Ogen werre upmaken dehr, schiente em dei Sünn' grar in 't Gesicht, un hei leeg verdwas mirren in 'n Graben, dei Bein in 'n Enn, den Kopp in 'n Enn, tosamenklappt as 'n Klappmetz, un 't was grugelig düsig in sinen Kopp.

Baben in 'n Telgen hüppte en oll lütt Rotböſting un piepte, un 't klüng grar as: „Aetsch — ätsch!"

Donn flög et äwer mit eins baben in ne sünnbeschiente Dannenspitz un füng wunnerschön an to singen, un flög up ne anner Spitz un süng un süng

sik ümmer von einen Bom na 'n annern. Hans Peiter grawwelt na sin Vigelin un kröp verdreitlich ut den Graben rut, reckte sin stiewen Bein un reew sik den düsigen Kopp un schöw langsam as dei düre Tied dörch dat Holt na Hus, un em wir jämmerlich tau Maud. Dat is dei Geschicht von Hans Peiter Semmelmann, den Fiedelmuskanten.

Das arme alte Gespenst.







Am Rande des Kiefernwaldes lag ein wüstes, sandiges Feld. Es war ganz sich selber überlassen; es wuchs darauf, was wollte, und das war recht wenig, denn es gehörte viel guter Wille dazu, auf diesem Felde zu gedeihen. Einige kegelförmige Wachholderbüsche hatten es mit zäher Energie vor sich gebracht und zeigten sich von ferne gesehen als einzelne dunkle Gestalten darüber zerstreut, scheinbar in trauriges Nachdenken versunken über ihren trübseligen Beruf. Eine tapfere und listige Sorte von Sandgras, das unter der Oberfläche in sicherer Tiefe strahlenförmig lange, schnurgerade Ranken treibt und aus diesen in abgemessenen Entfernungen seine spitzigen Blätter emporsendet, hatte einzelne Strecken übersponnen, an geschützteren Orten hatte sich rötliches Heidekraut zu kleinen Flächen zusammengedrängt, und auf einem niedrigen Sandhügel stand eine knorrige, verkrüppelte Kiefer, bald mit bloßgelegten Wurzeln, bald auch wieder fußtief im Sande vergraben, je nach des regierenden Windes allmächtiger Herrscherlaune. Dieser kleine Sandhügel, der an sonnenhellen Tagen als ein blendender Punkt in der ebenen

Landschaft weithin sichtbar war, hatte sich noch nicht für seine endgültige Form entschieden, und sich unter Beihilfe gütiger Luftströmungen in immer neuen Gestalten der erstaunten Umgebung zu zeigen, war sein unablässiges Bestreben.

Der Fleck war einsam und lag an der letzten Grenze der Stadtfelder; niemand suchte dort etwas, weil dort nichts zu finden war. Eine kurze Zeit lang war es anders gewesen, bald nach der Abholzung des kümmerlichen Waldes, der dort vor Jahren gestanden hatte. Es ward bekannt gemacht, daß die Bürger der Stadt an dieser Stelle gegen eine ganz geringe Gegenleistung Kartoffelland erhalten könnten, und es fanden sich zwei Nachbarn, deren Herzen dies Anerbieten mit vagen Hoffnungen und hochfliegenden Spekulationen erfüllte und die in wunderbarer Verblendung von diesem „Urboden" eine üppige Ernte erwarteten. Weise Männer zuckten die Achseln, gewichtige Ackerbürger gaben abmahnende Ratschläge aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrung, allein der Dämon der Habgier hatte die Herzen der beiden Männer verhärtet, also daß ihr Sinn verblendet war.

Eines Tages ließ der eine von ihnen, ein Schuster, sämtliche landwirtschaftlichen Schätze, die seine fleißige Kuh den Winter über produziert hatte, aufladen und hinausfahren. Er schwang selber die dreizinkige Gabel und schaute mit Befriedigung auf den reichen Segen, der ihm verheißend entgegendampfte.

Am anderen Tage fand bei dem Nachbar Schneider ein ähnliches Ereignis statt. Aber ach, es war

nur eine Karikatur dessen, was wir vorhin gesehen haben. Der arme Schneider hatte es nur zu einem Exemplare jenes Tieres bringen können, dessen männliche Mitglieder von alters her zum Schneiderstande in einer von gewissenlosen Spöttern vielfach ausgenutzten Beziehung stehen, und wer die geringen Leistungen dieses Vierfüßlers für den vorliegenden Zweck aus eigener Anschauung kennt, der wird es begreiflich finden, daß es der dünne Schneider und seine kümmerliche Ehehälfte vermochten, im Laufe des Tages auf zwei Handkarren die ganze wohl zusammengesparte Sammlung auf den Acker zu befördern. Seufzend betrachtete das Ehepaar dort den sich in üppigen Hügeln darstellenden Reichtum des Nachbars — ach, ungleich verteilt sind die Güter dieser Welt!

Nach einigen Tagen ging der Schneider wieder hinaus, um sein Land umzugraben. Wohlausgebreitet, einer Sammetdecke vergleichbar, lag jetzt das nachbarliche Gut auf dem Felde. Der Schneider seufzte wieder und begann seine Arbeit. Aber der kräftige Duft, der vom Nebenlande zu ihm herüberwehte, ließ ihm keine Ruhe und befruchtete seine Phantasie. Er sah im Geiste beide Felder nebeneinander liegen, das eine grün und üppig bewaldet, so daß man den Grund nicht sah, das andere mit niedrigen, gelbgrünen Büschen besetzt, so daß man sie vergleichen konnte mit den beiden Tieren, die so fleißig für ihr Gedeihen gearbeitet hatten. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und zu dem Dämon der Habsucht gesellte sich der des Neides. Und aus beider Vermählung ward

die Unthat geboren, die dem armen Schneider so verhängnisvoll werden sollte. Er war der ehrlichste Schneider von der Welt gewesen, und seine Hölle war leer geblieben bis auf diesen Tag. Selbst als er dem reichen durchreisenden Herrn den Rock gemacht hatte von dem feinsten Tuche der Welt, dergleichen er nie zuvor und nie nachdem gesehen hatte, behielt er nichts zurück, als, mit Erlaubnis des Fremden, ein kleines Fleckchen, das ihm für diesen meteorglänzenden Höhepunkt seiner Laufbahn als Beweisstück diente. Es lag zu Hause, in sieben Papiere eingewickelt, wohlverwahrt in einer Schachtel. Aber der Mensch soll sich hüten, bösen Leidenschaften die Einkehr in sein Herz zu gestatten.

Er hatte aufgehört zu graben und sah sich vorsichtig um, dann stieg er auf einen Stein und reckte sich und schaute in die Ferne, so daß er mit seiner dünnen Gestalt wie ein einsames Ausrufungszeichen in der Landschaft stand. Aber es war ringsum niemand zu sehen, nur ein in Nahrungssorgen vertiefter Storch stelzte in einem fernen Wiesengrunde umher. Der Schneider brachte einen Busch zwischen sich und diesen Storch und schaute wieder auf den Nebenacker. Wie das köstlich und verheißungsvoll dalag! Dann sah er sich noch einmal vorsichtig um und schlich auf das schusterliche Feld. Nach kurzer Prüfung schob er sein Grabscheit behutsam unter eines jener flachen Gebilde, die, wie allgemein bekannt, nur der Kuh in dieser Vollendung gelingen, und schleuderte es auf seinen Acker. Eine geschickte Verteilung des umherliegenden Materials

ließ die entstandene Lücke verschwinden, und bald war die letzte Spur der That unter dem Sande verborgen. Mit einemmale geschah ein Klappern auf der Wiese, der Storch hüpfte mit ausgestreckten Beinen eine Weile über das Gras, hob sich dann empor und flog auf die Stadt zu. Der Schneider schrak zusammen und zitterte, ihm war, als habe der kluge Vogel alles gesehen und eile, ihn anzuklagen. Doch der Schreck legte sich, und da nun der erste Schritt gethan war, so folgten ihm noch manche andere, wobei jedoch der vorsichtige Schatzdieb allemal bestrebt war, die Spuren seiner That sorglich zu verbergen.

Sie blieb auch unentdeckt. Am andern Tage schickte der Schuster seine Gesellen und sein Mädchen hinaus, und diese gruben wohlgemut den Acker um, ohne im geringsten an dergleichen zu denken. Dem armen Schneider fiel ein Stein vom Herzen, als in der nächsten Zeit alles still blieb. Die Ruhe seines Gemütes aber war und blieb verschwunden. Es war, als ob ihn ein dämonisches Etwas immer zu dem Kartoffelfelde hinzöge, wo die Jungfräulichkeit seiner ehrlichen Gesinnung neben so geringfügigen und niedrigen Gegenständen begraben lag. Des Abends, wenn es dunkel ward, sah man ihn den Feldweg entlang schleichen und in den Himmel nach Wolken spähen. Von Zeit zu Zeit bohrte er mit dem Fuß im mahlenden Sande, bis er auf die Feuchtigkeit kam, die sich vor den Sonnenstrahlen und dem ausdörrenden Winde in die Tiefe zurückzog. Je klarer der Himmel leuchtete, desto bewölkter waren seine Züge, bis endlich der er-

sehnte Regen kam, mehrere Tage anhielt und einen freundlichen Schein über sein abgewelktes Gesicht verbreitete.

Die Kartoffeln mußten von einer leichtgläubigen, vertrauensseligen Sorte sein, denn sie ließen sich durch diesen Regen verleiten zu keimen, nach einiger Zeit streckten sie die ersten grünen Blätter aus dem Sande hervor und schienen gesonnen, sich auch von den schwierigsten Umständen nicht zurückschrecken zu lassen. Ein warmer Frühling und günstige Regengüsse beförderten ihr Wachstum, und nun begann eine neue Qual für den armen Schneider. Das böse Gewissen leitete seine Blicke mit dämonischer Macht immer auf einzelne seiner Pflanzen, die sich unter den anderen durch ein volleres Grün und ein üppigeres Wachstum auszeichneten. Seine Schuld wuchs aus dem Boden und jedes dieser Gewächse war eine grünende Anklage.

Das Kartoffelkraut mochte etwa die Höhe von drei Zollen erreicht haben, und der Schneider dachte schon daran, ob es wohl Zeit sei zu häufeln, da trat eine große Dürre ein. Ein Himmel wie poliert glänzte hernieder und eine unerbittliche Sonne brannte Tag für Tag auf das unbeschützte Feld. Zuweilen rotteten sich nach Mittag einige unternehmende Wolken zusammen und versuchten einen kleinen Angriff; allein am Abend gaben sie schamrot den Versuch auf und die Sonne ging siegreich unter. Einmal gelang es ihnen, sich zu einem Kumulus zu vereinigen, aber sie schienen wenig Vertrauen in sich zu setzen und

hatten es sehr eilig. Im hastigen Vorüberschweben bekam das Sandfeld auch seinen Tribut, einige schwere Tropfen fielen puff, puff, auf das ausgedörrte Land, und jeder erzeugte eine kleine Staubwolke um sich her. Nach fünf Minuten hatte die gierige Sonne alles wieder aufgesogen. Bald war das ganze Land fußtief in ein feines Pulver verwandelt, das Kartoffelkraut nahm eine gelbgrüne Farbe an und legte sich. Jetzt mußte ein schwerer und nachhaltiger Regen kommen, oder alles war verloren.

Das Quecksilber des Barometers, das wochenlang mit einer kleinen Kuppe geziert zu immer heitereren Höhen aufgestiegen war, fing plötzlich an zu sinken. Dann eines Mittags zog ein gewaltiges Gewitter herauf, blieb jedoch in der Ferne stehen und sandte nur einen mächtigen Sturm herüber. Allenthalben in der Weite sah man in dunklen Streifen den Regen aus dem Gewölk herniedergehen, nur hier war weiter nichts als das flatternde Aechzen der Bäume, und die Wege, die in die Stadt führten, standen wie lange, wogende Staubmauern in der Landschaft.

Am Nachmittag konnte es der Schneider nicht länger aushalten und machte sich auf nach seinem Acker. Ein breiter gelblicher Streif zeigte sich ihm an der Stelle, wo er sonst hinter dem Felde den dunklen Wald zu sehen die Berechtigung hatte. Schlimme Ahnung beflügelte seine Schritte, und als er nahe genug war, zeigte es sich, daß sie ihn nicht betrog.

Das Schrecklichste, das einem Menschen, der auf Sandfelder seine Hoffnung setzt, geschehen kann, war eingetroffen: Sein Acker befand sich auf Reisen. Mit dem fröhlichen Leichtsinn und der geringen Anhänglichkeit an die Heimat, die diesem Boden eigen ist, benutzte er die günstige Gelegenheit, andere Gegenden und fremde Länder zu sehen, bereitwillig. Der arme alte Schneider stieg auf den Sandberg und schaute stumm in das grausige Treiben. Heute war einer der Glanztage des kleinen Hügels; er konnte dann im Stolz auf seine Proteusnatur stets sagen: „Wer ist unter den Sterblichen, der mich kennt, wie ich jetzt bin, und wer unter ihnen dürfte es wagen zu behaupten, daß er mich kennen wird, wie ich morgen sein werde?“ Er hatte seine Abnahme- und seine Zunahmetage, heute war das letzte der Fall, und der Schneider saß bereits im wahren Sinne des Wortes auf den Trümmern seiner Hoffnung. Und der Wind heulte und wütete in dem fliegenden Felde, hier häufte er Sandwehen auf, die jede Spur von Grün verschlangen, dort entblößte er erbarmungslos die armen, welken Pflanzen bis auf die Wurzel, und über dem Ganzen schwebte, stets wallend und wechselnd, die dichte, hohe, gelbgraue Wolke. Am Abend, als es schon zu spät war, kam das Gewitter herauf, ein gewaltiger Platzregen entlud sich und jagte unter Donner und Blitz den armen durchnäßten Schneider wieder nach Hause.

Von diesem Schlage erholte er sich nicht mehr. Hatte er sich nun bei dieser Gelegenheit erkältet, oder

hatte Gemütsbewegung seine Gesundheit zerrüttet, er verfiel bald darauf in eine heftige Krankheit, und nach ein paar Tagen war er begraben. Aber selbst im Grabe hatte sein armer Geist keine Ruhe. Er umflatterte und umschwebte noch immer die Stätte seiner Sorge und seiner Schuld, und indem er die feinsten ätherischen Dünste aus der Luft an sich zog, verdichtete er sich allmählich zum Gespenst.

Es möchte an der Zeit sein, die vielfachen und bedauerlichen Irrtümer, die über die Natur der Gespenster verbreitet sind, einmal näher zu beleuchten. Eine der rohesten Anschauungen lautet: Ein Gespenst ist eine Gestalt in einem weißen Bettlaken, die nachts zwischen zwölf und ein Uhr Unfug treibt. Ich vermute, daß diese Fabel von einem Liebhaber erfunden ist, den sein Nebenbuhler des Nachts in dieser Vermummung durchgeprügelt hat. Schon der allgemeine Glaube, daß sich ein Gespenst an gewisse engumschriebene Nachtstunden bindet, zeugt von einer betrübenden Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Ich glaube des Dankes unserer verstorbenen Mitbürger, die das Schicksal genötigt hat, sich diesem wenig befriedigenden Beruf zu widmen, gewiß zu sein, wenn ich die Ergebnisse meines eingehenden Studiums über die Natur und die Eigenschaften der Gespenster zur allgemeinen Kenntnis bringe. Vielleicht geschieht dies am besten, wenn ich ganz einfach in meiner Geschichte fortfahre und die weiteren Schicksale, die den armen alten Schneider in seiner neuen Laufbahn trafen, ans Licht der Oeffentlichkeit ziehe.

Sein Geist war also zu dem Anfang alles wirklichen Gespenstertums gelangt, er hatte wieder eine sichtbare Hülle angenommen. Diese Hülle war ein feiner, ätherischer Dunst, der die Umrisse seines verstorbenen Körpers trug und zwar mit der Kleidung, die er im Hause zu tragen gewohnt war, die in Schlappschuhen, einem Paar Unterhosen, einer Flanelljacke und einer baumwollenen Zipfelmütze bestand. Man darf es glauben, es war ein recht armes, altes, kümmerliches Gespenst. Gar oft saß es an stillen, heißen Sommertagen bei dem kleinen Sandhügel auf den Wurzeln der alten, knorrigen Kiefer und spähte nach seinem Schatten, der nicht vorhanden war. Ja selbst seinen eigenen Dunstkörper konnte es zu solcher Zeit nicht erblicken, und es gehört zu den niederdrückendsten Gefühlen von der Welt, daß man die ganze Umgebung rings umher zu sehen vermag, nur die eigene Hand nicht, auch wenn man sie sich dicht vor die Augen hält. Nur in der Nacht bei Mondschein gegen einen dunklen Hintergrund gesehen, ward es sich und anderen sichtbar, auch leuchten die Gespenster mit einem matten, phosphorischen Schimmer, der sich nur zur Nachtzeit offenbart. Aus diesen bis jetzt nicht bekannten Eigenschaften ist wahrscheinlich zu erklären, daß sich so viele irrige Meinungen über die Erscheinungszeit der Gespenster gebildet haben.

Die größte Plage für den armen unglücklichen Schneider war die Langeweile, die entsetzliche, bodenlose, ewige Langeweile, die sich seiner bemächtigte. Ohne Schlaf, ohne Abwechslung, ewig Tag und

Nacht ruhelos auf dem kleinen Sandfelde umhergetrieben, dehnten sich ihm die Stunden zu endloser Länge. Dazu ward er von gespenstischen Empfindungen seiner früheren menschlichen Neigungen geplagt. Er empfand zu den bestimmten Zeiten einen gespenstischen Hunger und Durst, eine gespenstische Müdigkeit, ohne das Vermögen zu haben, diese Triebe zu befriedigen.

Am Tage saß er wie gesagt gern auf dem kleinen Hügel und spähte dann in die Landschaft hinaus und zu der Stadt hinüber, die fern hinter dem Wiesengrunde zwischen Bäumen versteckt lag, oder er wanderte ruhelos an der längst verwehten Scheide, die die beiden verhängnisvollen Aecker einst trennte, auf und ab. Die kleinen blauen Schmetterlinge, die über dem Heidekraut ihr Wesen treiben, flogen ungehindert durch ihn hindurch, und eines Tages, als er gerade so stand, daß ein dürrer Zweig in seinen Leib hineinragte, kam ein kleiner Vogel geflogen, setzte sich auf diesen Zweig und sang. Das Tier saß genau in seinem Magen, ohne auch nur das Geringste davon zu bemerken.

Eine andere Pein für den armen Schneider war, daß niemals des Nachts ein Mensch in diese Gegend kam, dem gegenüber er in seinem Beruf hätte arbeiten können. Wenn er auch nur ein armes, altes und sehr kümmerliches Gespenst war, so hatte er doch den Ehrgeiz seines neuen Standes, und es hätte ihm wohl gethan, nach seinem Tode noch gelingen zu sehen, was er im Leben nie erreicht hatte: nämlich einen Menschen fürchten zu machen. Aber die Ge-

gend war wüst und einsam, es hatte am Tage niemand dort zu thun, und noch weniger des Nachts. So kam zu allem noch der nagende Kummer eines verfehlten Berufes und das niederschlagende Bewußtsein, für den besten Willen in der Welt ohne Anerkennung zu bleiben.

Aber die Zeit mag noch so langsamen Schneckenganges gehen — sie geht doch wenigstens; aus Wochen wurden Monate, aus Monaten Jahre, und immer noch schwebte das arme alte Gespenst einsam, verlassen, ohne Anerkennung an dem alten Ort.

Doch endlich in einer wundervollen mondhellen Sommernacht sollte der lang gehegte Wunsch in Erfüllung gehen. Der gespenstige Schneider saß gerade wieder auf seinem Hügel, da hörte sein feines Ohr im Walde ein Geräusch, und kurze Zeit darauf sah er eine menschliche Gestalt vom Monde hell beleuchtet auf das Sandfeld heraustreten. Die Gestalt schaute sich um und schritt dann auf den Hügel zu. Es schien ein Student zu sein, wie sich beim Näherkommen zeigte; er trug eine bunte Mütze und eine leichte Wandertasche. Das Gespenst zitterte an allen Gliedern vor Aufregung, es machte sich so lang, als es konnte, versuchte sich ein wenig aufzublasen und bemühte sich, schrecklich zu sein. Darum sah es über alle Begriffe komisch aus. Das fand auch der lustige Student, denn er lachte, als er es erblickte, und rief: „Guten Abend, altes Gespenst, könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Weg zur Stadt geht, ich habe mich verirrt!"

Das Schreckliche, was der arme Schneider im geheimen gefürchtet hatte, das Jämmerlichste, das seinem Stande begegnen konnte, war eingetroffen; der erste Mensch, der ihn sah, fürchtete sich nicht einmal vor ihm. Doch so leicht wollte er es nicht aufgeben und noch einmal blies er sich auf, verzerrte seine Züge und begann feierlich auf den Studenten loszuschreiten. Doch dieser lachte wieder und sprach: „Ach, laßt das nur, alter Herr, es kleidet Euch nicht, Ihr habt Euern Beruf verfehlt. Warum habt Ihr kein anderes Metier ergriffen, — als Gespenst werdet Ihr es nie zu etwas bringen!"

Das war zu viel für den armen Schneider, er stieß einen wehmütigen Klagelaut aus, sank auf eine Baumwurzel nieder und verbarg das Gesicht in beiden Händen. Der Student war eine mitleidige Seele.

„Was habt Ihr denn, altes Phantom?" fragte er liebreich und setzte sich zu ihm, „wenn ich Euch helfen kann, so thue ich es gern, ich habe zu Berlin die Schwarzkunst studiert und fürchte mich vor nichts." Der Student redete ihm so freundlich zu, daß der arme alte Schneider das Gespenst der Rührung empfand und alles herunterbeichtete, was er auf der Seele hatte. Es war das erste Mal, daß er seine Schuld offenbarte. Und wie er sprach und sich selbst anklagte, ward seine Dunstgestalt immer blasser und blasser und die letzten Worte erschallten nur noch wie aus leerer Luft. Das bloße Geständnis hatte ihn befreit. Dann hörte es der Student in einiger Ent-

fernung aus den Lüften tönen: „Dank, Dank, du hast mich erlöst.“ Hierauf kam von Zeit zu Zeit, aus der Richtung, wo die Stadt lag, immer ferner und leiser ein Ruf: „Dank . ., Dank . ., Dank . .!“ Zuletzt nur noch wie ein Hauch, dann war alles still.

Der Student saß lange nachdenklich auf dem Hügel und schaute der Richtung nach, wo er die Stimme zuletzt gehört hatte. Im Osten rötete sich der Himmel, und als die Sonne emporstieg, und rings alles wieder im glänzenden Lichte dalag, brach er einen Zweig von der alten Kiefer, steckte ihn an seine Mütze und wanderte auf die Stadt zu, die im Schimmer der Morgensonne vor ihm lag.

Der unbekannte Garten.





Ich bin ein Schriftsteller, manche schelten mich gar einen Poeten, und obgleich mich Neigung und freie Wahl dazu bestimmten, bin ich doch mit dem bekannten und berühmten Staatsmann der Meinung, daß ich meinen Beruf verfehlt habe. Ich bin nämlich mit einer ausgesprochenen Begabung auf die Welt gekommen, von Renten zu leben, ohne daß die allgütige Natur ihre Freundlichkeit so weit ausgedehnt hätte, mir die notwendigste Bedingung dazu, nämlich die Renten, zu gewähren. Meine hervorragende Befähigung zu diesem Fache ist außer allem Zweifel. War ich nicht von Kind auf mit der Neigung behaftet, auf dem Rücken im Grase zu liegen und in den blauen Himmel zu sehen? Hatte ich nicht stets eine unüberwindliche Vorliebe dafür, gerade das zu treiben und zu thun, was die vernünftigen Leute als überaus thöricht und unnütz erkannt und dahingestellt haben? Gelang es mir nicht stets besser und war mir natürlicher auszugeben als zu erwerben? Die Hauptbedingung jedoch, das Talent zum Nichtsthun, ist in mir so stark, daß es als ein Verlust für die Mensch-

heit bezeichnet werden darf, daß eine so ausgesprochene Begabung nutzlos zu Grunde gehen muß. Den gewundenen Pfad des Lebens hinzuschlendern, ins Blaue nach den Lerchen zu sehen und auf der Wiese nach den spielenden Schmetterlingen, am Bache zu sitzen und dem ruhlosen Glitzerspiel der Wellen zuzuschauen, im Wald zu liegen und den Atemzug der schlummernden Einsamkeit zu lauschen, den Strom hinabzufahren mit fröhlichen Gesellen beim Klange der Becher und Lieder, und von alledem, wenn es das Herz erfüllt, selber ein Lied zu singen, das wäre mir ein Genügen gewesen. Es ist nun allerdings ganz anders geworden und muß auch ertragen werden, und wenn man sieht, wie manches Stück herzhafter Arbeit von mir in die Welt schon hingestellt ist, so mag man daraus erkennen, daß Not und Liebe gar tüchtige Lehrmeister sind, die auch den spröden Stoff tapfer heranzubilden wissen.

Aber der Pudel mag noch so musterhaft auf zwei Beinen gehen gelernt haben, er fällt doch immer wieder auf seine natürlichen viere, und so geschieht es auch mir, daß ich von Zeit zu Zeit in ein moralisches Quadrupedentum zurücksinke, um neue Kräfte zu suchen für die unnatürliche Gangart, die die große Welt- und Menschenbändigerin, die Not, von mir verlangt. Vor allem befällt mich dieses Bedürfnis im Sommer, und ich weiß einen Ort, wo mir in vollem Maße Gelegenheit gegeben ist, ihm nachzugehen. Es ist das Gut meines Schwagers, den

ich zu diesem Zweck in jedem Jahre getreulich aufsuche.

Wer die Gegend kennt, in der dieses Gut gelegen ist, wird kaum die Anziehungskraft begreifen, die sie auf mich ausübt. Einförmige, dürftige Kornfelder, eingerahmt von dunklen Kiefernwäldern, abwechselnd mit Heidestrecken, aus denen zuweilen mit weißem Schimmer ein nackter Sandhügel hervorragt, Moorwiesen mit hartem, wehendem Gras, umgeben von Birken, Weiden und wucherndem Brombeergestrüpp, und als einzige Oase der Anmut ein grünes Wiesenthal, durch das in launischen Bogen ein schimmernder Bach einhergeht, der sein Wasser einem hochumuferten Landsee zuführt, das ist alles, was sich dort findet. Aber ich habe von jeher einen ausgesprochenen Sinn für das Dürftige gehabt und vermag mich wohl zu erfreuen an dem schimmernden Spiel der Wolken, dem eintönigen, rötlichen Heidemeer, dem Summen der Bienen, dem Flatterspiel der kleinen blauen Schmetterlinge, dem melancholischen Lullen der Heidelerchen und dem einsamen Schrei eines Vogels aus fernem Moorgrund.

Die Schönheit der Natur ist überall, man muß sie nur zu finden verstehen. Die Heide ist ein Mädchen in braunem Bettlergewande, an der die Welt achtlos vorüberschreitet, nur wer sie näher anschaut, sieht aus dem zerrissenen Lumpengewand die feinen Glieder hervorschimmern, ihn trifft aus dem sonnverbrannten Gesicht der träumerische Blick der dunklen Augen, die voll schüchterner Schönheit sind.

Es war im vorigen Sommer an einem Juli-nachmittage, als ich an dem Punkte, wo der Bach in den See ausmündet, in einem Kahne saß und zu angeln vorgab. Die Sonnenglut, in der die Welt gebannt lag, hatte im Hause alles in süßen Nachmittagsschlummer versenkt; das ist sonst die Zeit, in der ich es liebe, einsam umherzuschlendern oder in der Sonne zu liegen und das schwirrende Treiben der Sommerinsekten zu beobachten. Heute hatte ich eine andere Form des Müßigganges gewählt, ich angelte. Um den Mund des alten Hofarbeiters Balow, eines jener mechanischen Talente, wie man sie auf jedem Landgute findet, von dem das Dorf den Glauben hegte, daß er alles machen könne, was er wolle, zuckte stets ein ironisches Lächeln, wenn er mich mit der Angelrute ausgehen sah, denn er war ein Meister in all diesen kleinen Sportangelegenheiten, während meine Versuche stets ohne das geringste praktische Resultat blieben, denn mit Ausnahme einiger unerfahrener jugendlicher Weißfische, denen ich sofort wieder die Freiheit zu schenken pflegte, war noch kein einziger Bewohner der feuchten Tiefe durch die mangelhafte Ueberredungskraft meines wenig kunstgerechten Köders bewogen worden, sein heimatliches Element zu verlassen.

Ich saß und angelte. Der Korkschwimmer glitt unablässig die Strömung hinab und ward ebenso unablässig oberhalb wieder eingeworfen. Zuweilen zupften daran kleine, raubgierige Stichlinge, sonst blieb alles ruhig. Wo der See nicht mehr von der

sanften Strömung des Baches leise bewegt ward, lag er glatt und still in der Sonne da, nur zuweilen durch langsam verschwimmende Kreisbildungen unterbrochen, wo sich ein Fisch plätschernd emporschnellte. An dem Bug meines Kahnes wurden mit leisem Gurgeln kleine Wellchen laut und brachten in das Schilf ein flüsterndes Regen und Rascheln. Gegenüber auf dem kahlen, sandigen Abhang lag die Glut der Mittagssonne, und ferner hinter dem dunklen Tannensaum bauten sich gewaltige weiße Wolken zu einem schimmernden Gebirge auf.

Das unablässige Vorüberströmen des Wassers, das leise Wiegen des Kahnes und die brennende Glut des Mittags machten mich schläfrig. Anfangs hielten mich noch die Mücken wach, die mit leise singenden Flügeln um mich geschäftig waren, dann vergaß ich endlich, die Angel wieder einzuwerfen, vor meinen schläfrigen Augen tanzten die blauen Wasserlibellen über die Flut hin, und endlich neigte sich mein Kopf auf den Bord des Kahnes, und ich entschlief.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, allein schließlich weckte mich ein scharrendes Rauschen zu beiden Seiten meines Kahnes. Ich schaute mich verwundert um, denn ich befand mich in einer Gegend des Seeufers, die mir vollkommen unbekannt war. Der Kahn, den ich nicht besonders befestigt, sondern nur gegen einen Pfahl gelegt hatte, der in der Mündung des Baches stand, mußte mit mir davongetrieben

sein, und jetzt hatte er sich im Rohre festgefahren; der starke Zweig einer Weide ragte vom Ufer aus über mich hin. Der See kam mir weit größer vor, als er mir je erschienen war, und während ich mich noch so umschaute, kam vom gegenüber liegenden Walde ein großer, fremdartiger Vogel geflogen und zog mit gewaltigem Flügelschlag über mein Haupt an das diesseitige Ufer. Im Nachschauen bemerkte ich etwas, das mich bewog, mit Hilfe des überhangenden Weidenzweiges den Kahn zu verlassen und ans Land zu steigen.

Der See hatte nur ein schmales Vorland, dann kam ein kleiner, steil abfallender Abhang und oberhalb dessen erblickte ich eine mächtige Mauer, über deren Rand allerlei fremdartige Baumwipfel in die blaue Sommerluft emporstanden. Niemals auf meinen weit ausgedehnten Streifereien hatte ich nur eine Spur von dergleichen sonst bemerkt. Ich mußte mit meinem Kahn um die ferne vorspringende Waldecke getrieben sein, die man von der Bachmündung aus liegen sehen konnte; nach dieser Seite hin war ich nie gekommen. „Merkwürdig," dachte ich, „es scheint ein Park dahinter zu liegen."

Ich erstieg den Abhang und sah mir die Mauer an. Sie war glatt und einfach aus großen, behauenen Quadern hergestellt, von der Höhe hingen Rankgewächse mit glänzenden Blättern hernieder und zuweilen war auf der verwitterten Mauerkrone ein unbekanntes Gewächs aufgeschossen, das leuchtend rote Blumen zur Schau trug. Zwischen den Fugen

der Steine hatten sich zierliche Pflanzen eingenistet und hingen mit unzähligen kleinen blauen Blüten hervor.

„Es muß doch einen Eingang geben," dachte ich, und als ich mich darnach umsah, bemerkte ich in einiger Entfernung einen vorspringenden Pfeiler, der ein Thor zu bezeichnen schien.

Beim Näherkommen schimmerte und blitzte es goldig im Sonnenschein, und dann stand ich vor einem großen vergoldeten Thor in durchbrochener Arbeit, die aus dem anmutigsten Rankenwerk der Welt gebildet ward. Pflanzen- und Tiergestaltung, in phantastischem Spiel auseinander hervorwachsend und sich ineinander verschlingend, bildeten ein reizendes Gewirr, das sich dennoch, vom Geiste der Schönheit beherrscht, zum anmutigen Ganzen fügte. Mit halbem Leibe ragten aus Blumenkelchen zierliche Gestalten hervor, schlanke Drachenbildungen hatten sich um die gebogenen Ranken geringelt und züngelten unter dem Blätterwerk listig heraus, und wenn der Schimmer des Sonnenlichtes und der Schatten leichtbewegter Baumblätter auf dem Ganzen spielte, schienen die goldenen Augen zu funkeln und sich die lieblichen Gestalten leise wiegend zu regen.

Ich hätte wohl noch lange gestanden und mir das schöne Thor betrachtet, wenn nicht meine Augen durch das Gitterwerk auf noch größere Pracht und Herrlichkeit gefallen wären. Ein Garten lag dahinter, wie ich nie einen gesehen hatte, mit Bäumen von

tropischer Kraft, und Blumen von sonnenhafter Schönheit. Weiterhin ein Teich mit blauem Wasser, bedeckt mit stillen Lotosblumen, zwischen denen Schwäne einherschwammen; fern hinter Baumwipfeln stiegen schimmernde Kuppeln und Türme eines märchenhaften Wunderbaues in die Luft. Als ich mich vorbeugte, um besser sehen zu können, und meine Hand an das Thor legte, geschah auf einmal ein schwirrender Ton, wie das Klingen einer Saite, und langsam und geräuschlos thaten sich die beiden Thorflügel voneinander und ließen mich eintreten.

Ein kühlerer Hauch umfing mich, als ich das Thor hinter mir hatte. Die Sonne strahlte mit demselben Glanze vom wolkenlosen Himmel wie draußen, allein nichts von dem glühenden Brande war hier zu spüren. Weiche, von leichtem Duft getränkte Lüfte umspielten meine Wangen, als ich weiter schritt, und aus den Wipfeln der Bäume kam, bald nah, bald in der Ferne verhallend, das melodische Rufen unbekannter Vogelstimmen. Von stillem Gleichmaß und ruhiger Schönheit umfangen war alles in diesem Garten.

Ich schritt weiter und weiter und merkte es kaum, denn immer neue Herrlichkeiten thaten sich vor meinen Blicken auf. Bald war dort ein Baum, der auf einer weiten Rasenfläche in einsamer Farbenpracht blühte, bald ein dunkler Weiher, umsäumt von hohen, schweigenden Baumriesen, bald eine blumenbedeckte, von farbenbunten Schmetterlingen umspielte Waldblöße. Zuweilen that sich eine

Fernsicht auf mit Busch- und Baumwerk und blauen Gewässern, in denen blühende Inseln lagen, zuweilen führten Brücken, die die Natur selber aus bemoosten Felstrümmern gebildet zu haben schien, über gewundene Kanäle, deren Wasserfläche sich in die grüne Dämmerung der überhängenden, sonndurchschienenen Baumwipfel verlor. Und immer wieder, bei jeder neuen Ansicht sich strahlender und gewaltiger ausbreitend, stieg der wunderbare Kuppelbau vor mir empor, dem ich meine Schritte zulenkte. Nirgends bemerkte ich auch nur eine Spur von der Anwesenheit eines Menschen; es schien, als sei alles aus der Kraft der Natur hervorgewachsen als herrliche Schönheitsoffenbarung.

Endlich trat ich auf einen weiten, freien Platz hinaus, und vor mir lag im Schimmer der Farben und im Glanze des Goldes fast übermächtig emporsteigend und fast unabsehbar in die Breite hingelagert das herrlichste Bauwerk, das ich je geschaut hatte. Ich schritt auf den mächtigen Eingang zu, hinter dem sich die Kuppel wölbte, und trat ein. Eine feierliche, von schlanken Säulen getragene Vorhalle, in deren Hintergrunde ich einen Vorhang erblickte, nahm mich auf. Ich stand eine Weile zögernd davor. Ein sanftes, melodisches Klingen war hinter ihm vernehmlich, wie wenn der säuselnde Frühlingswind eine Aeolsharfe streift. Endlich schlug ich den Vorhang zurück, und ein ehrfurchtsvoller Schauer befiel mich vor der gewaltigen Größe des Anblickes, der sich mir darbot. Ich stand in einem ungeheuren Kuppelsaal,

der von oben her mit einem gedämpften, gleichmäßigen Lichte erfüllt war. Zwischen den mächtigen, von poliertem Granit gebildeten Pfeilern, die die Kuppel trugen, hingen in herrlichen Falten köstliche Vorhänge hernieder, und der Fußboden bestand aus geschliffenem Marmor. Es war nichts in dem ganzen Raume vorhanden, als in der Mitte ein goldgetriebener Altar, auf dem eine schöne, ruhige Flamme brannte. Neben dem Altar saß auf einem Elfenbeinstuhl eine weibliche Gestalt. Sie stand auf und trat einen Schritt vor. Es floß ein weißes, köstliches Gewand an ihr hernieder, und langes, aufgelöstes Goldhaar umgab sie wie ein himmlischer Glanz. Von Ehrfurcht und Schauer erfüllt, wagte ich nicht zu sprechen, und es war eine Weile still in dem mächtigen Raume; nur das leise, melodische Klingen, das von selber in der Luft zu entstehen und zu vergehen schien, war vernehmlich.

„Wer bist du, Fremdling?" sprach sie dann, „was führt dich her in den Garten der Poesie?"

„Ja, du bist es!" rief ich, „so habe ich dich geschaut in meinen Träumen, Heil mir, daß es mir vergönnt ist, dein Antlitz zu schauen!"

Sie blickte mich an mit strenger Erhabenheit: „Nur wenigen ist es vergönnt, zu wandeln in meinem Garten, und sie stehen leuchtend da unter ihrem Geschlecht; wer bist du, o Sterblicher, daß du es wagen darfst, so Großes zu verlangen?"

„Ich weiß es wohl!" rief ich aus, „nicht brennt auf meiner Stirn die heilige Flamme des Genius,

nicht bin ich berufen, erfüllt von deinem Segen, voranzuleuchten der Menschheit! Und dennoch wage ich es, sehnend die Arme nach dir auszustrecken, denn oft hat mich umweht der Hauch deines Geistes, und ich habe dir nachgestrebt mit der ganzen Kraft meines Herzens. Nicht im Donnergewölk bist du mir erschienen, nicht im wilden Sturmgewühl der Leidenschaften, mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, aber in der stillen Schönheit der Natur und in den sanften Regungen des Gemütes habe ich dich gesucht und in stummer Inbrunst geküßt den Saum deines Gewandes. Und wie ich dir nachgestrebt habe mit sehnendem Herzen all die Zeit meines Lebens, so will ich auch hier vor dir niederknieen und beide Arme nach dir ausbreiten und dich anflehen, daß du einen Hauch deines Segens auch auf meine Stirne niedersenkest."

Sie sah mit einem Blick voll milden Ernstes auf mich hernieder: „Ich weiß es wohl," sagte sie, „nur wenige wandeln im Licht und viele mühen sich im Schatten. Und wie sie sich auch mühen, sie erringen es nimmer, denn es ist ein freies Geschenk der Gottheit und dem Auserwählten schimmert schon in der Wiege der Glanz des Himmlischen um das Haupt."

„Es gibt nur eine Sonne, es gibt nur einen Mond," sagte ich, „doch mit unzähligen bescheideneren Flammen leuchten die Sterne. Gewaltig und herrlich ist der Eichbaum, wenn der Sturm durch seine Wipfel saust, ohne ihn zu beugen, aber darf man

darum die kleine Blume verachten, die zu seinen Füßen blüht?"

Noch immer schaute das schöne Antlitz auf mich herab, doch nicht mehr so ernst, und ein mildes Lächeln verklärte die Züge. Dann erhob sie langsam, wie segnend, die schimmernd schönen Hände über mein Haupt, und dann neigte sie das leuchtende Angesicht gegen meine Stirn, so daß ich in süßem Schauer der Berührung ihres Kusses entgegenbebte. Schon streifte mich der sanfte Hauch ihres Mundes, als sie plötzlich wie von einer fremden Hand zurückgezogen ward, und mich eine unbekannte Kraft vom Boden emporriß. Eine mächtige, drohende Greisengestalt in einem weiten Talar, bis an den Gürtel umwallt von einem grauen Bart, stand mir gegenüber. Mit einem Blick voll unendlicher Strenge und Erhabenheit schaute er mich an.

„Eitler Menschensohn!" rief er, und seine Stimme tönte gewaltig in der hohen Halle, wer hat dir erlaubt, dich einzudrängen, wo nur die Geweihten wandeln dürfen? Glaubst du durch Bitten und Flehen zu erlangen, was keine Macht zu erringen im stande ist? Hinweg von hier! Schafft ihn hinaus!"

Auf das letzte Wort des Alten stürzten vier feuerfarb gekleidete Mohren, die unterwürfig im Hintergrunde gelauert hatten, eilfertig auf mich zu, ergriffen mich an Armen und Beinen und liefen mit mir in rasender Geschwindigkeit aus der Halle

und durch den Garten davon. In buntem Fluge glitt noch einmal die ganze Schönheit des Gartens an mir vorbei. Ich strebte hastig, mich zu befreien, allein eisenfest hielten mich die Mohren umklammert, und ihre schwarzen Gesichter mit den weißen Zähnen grinsten höhnisch auf mich hernieder. An der Mauer angelangt, liefen sie eine steinerne Treppe mit mir hinauf, schwangen mich eine Zeit lang gewaltig hin und her, und dann, unter ihrem teuflischen Jubelgeschrei, flog ich in weitem Bogen in den See hinaus.

Als ich mich wieder aus dem Wasser hervorgearbeitet hatte, fand ich meinen Kahn neben mir, dessen Bord ich sofort ergriff und mich hineinschwang. Ich rieb mir das Wasser aus den Augen und sah mich verwundert um. Der Kahn war ganz nahe an der Mündung des Baches, wo er zu Anfang gelegen hatte, in das Schilf getrieben, von einer Mauer war nichts zu erblicken und auf dem Abhang stand gelbes, schwer reifes Korn empor. Da ich nun doch einmal naß war, watete ich ans Land und kletterte den Abhang hinauf. Es war nichts zu sehen, als ein mit Blumen durchwirktes Kornfeld, über dem einige Schmetterlinge in der glühenden Sonne einherschwankten. In einiger Entfernung ragte ein kleiner mit Buschwerk bewachsener Hügel daraus hervor. Die Grillen zirpten eintönig, die Libellen standen mit schimmernden Flügeln in der Luft und schossen dann pfeilschnell vorüber, und in der Ferne schlug eine Uhr lang-

sam vier. Ich ruderte meinen Kahn an seinen Ort und kehrte dann triefend und nachdenklich in das Haus zurück.

Noch oft umfuhr ich in späterer Zeit suchend das ganze Ufer des Sees, aber den wunderbaren Garten fand ich niemals wieder.

Professor Muckensturms „Lebensretter“.

*



Schon längst war ich auf die außerordentlichen Erfolge aufmersam geworden, die Herr Professor Muckensturm mit seinem wunderbaren Elixir, dem „Lebensretter“ erreicht hatte. Nicht allein, daß die Zeitungen in ihren Inseratenteilen fast täglich schriftliche Arbeiten dieses Herrn enthielten, die sich sämtlich mit den Vorzügen dieses königlichen Trankes beschäftigten, sondern es hatten sich auch viele begeisterte Jünger gefunden, die, durch den „Lebensretter“ von einer erstaunlichen Anzahl von verschiedensten Krankheiten befreit, dies im Interesse der leidenden Menschheit brieflich bezeugt hatten, und zwar niemals ohne eine Nachbestellung von so und so viel Flaschen der köstlichen Flüssigkeit. Herr Professor Muckensturm mußte eins der tiefsten Geheimnisse der Natur ergründet haben, er mußte den wunderbaren Stoff entdeckt haben, der in rätselhafter Weise auf den innersten Kern des Menschen einwirkt, denn anders war es nicht zu erklären, daß Schwindsucht und Schlagfluß, Dysenterie, Zipperlein und Fettsucht, und wie nun alle die unzähligen Leiden heißen

mögen, denen das Meisterwerk der Schöpfung ausgesetzt ist, dadurch beseitigt wurden.

Ich interessierte mich außerdem für Herrn Professor Muckensturm, weil er ein origineller Schriftsteller war. Wie er radikal zu Werke ging in der Heilung der leidenden Menschheit, so war seine Behandlung der deutschen Sprache nicht minder bahnbrechend und von einem neuen Geiste durchdrungen. Gleich allen bedeutenden Männern hatte er über alle Dinge seine eigene Ansicht, und so hatte er sich auch eine eigene Orthographie gebildet und war ein Meister in der Erfindung neuer Wörter und Wendungen, was alles seiner Schreibweise etwas plötzlich Hervorspringendes gab, so daß man seinen Stil mit dem Ausdruck „Vexierdosenstil“ nicht unangemessen bezeichnen könnte. Am schrecklichsten war dieser Herr aber, wenn er voll sittlicher Entrüstung in einem seiner Inserate den hinreißenden Strom der Beredsamkeit gegen die Sippschaft der Medizinärzte rückhaltslos erbrausen ließ. Von wahrer Trauer wurde man erfüllt, wenn man erfuhr, daß so viel Geist und Mittel seit so vielen Jahrhunderten zwecklos auf das Studium der Medizin verschwendet worden seien, daß alle Triumphe der Wissenschaft, aller Fortschritt in der Kenntnis der Krankheiten auf bewußter und unbewußter Täuschung beruhen, und daß es der unglücklichen Menschheit Schicksal sei, allmählich, aber planmäßig im Interesse einer Minderzahl von gewissenlosen und prunkhaften Ignoranten hingemordet zu werden. Nachdem der vortreffliche Schriftsteller so eine hin-

reichend trübe Verzweiflungsnacht geschaffen hatte, ließ er trostreich, wie einen milden, hoffnungsvollen Stern, den „Lebensretter“ aufgehen und zierte sich selber das Haupt mit der Strahlenkrone eines Apostels, der gesandt sei, die Leiden zu mildern und die Kranken zu heilen. Aus unzähligen Kräutern, in denen die Natur ihre geheimnisvollen Kräfte niedergelegt hatte, war sein Trank bereitet, und wer daran zweifelte, wurde aufgefordert, ihn zu besuchen, wo er bereit war, jedem die Hunderte von Substanzen, die er in einem eigenen Zimmer aufbewahrte, zu zeigen. Und alles dies ward mit einer Sicherheit und einem Posaunenton der Bestimmtheit in die Welt gerufen, daß selbst dem ärgsten Zweifler der Gedanke kam, dieser Apostel müsse wenigstens selber an seine Mission glauben.

Ich konnte mich nicht länger den bestrickenden Einwirkungen der Muckensturmschen Beredsamkeit entziehen, und die Folge davon war, daß ich mich eines Tages im Besitze einer viereckigen, kurzhalsigen Flasche befand, die mit einer geheimnisvollen grünlichen Flüssigkeit gefüllt war. Auf der Etikette, die mit allen verführerischen Künsten des Buchdruckes ausgestattet war, prangte mit großen roten Buchstaben die Bezeichnung „Lebensretter“. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Zeit an mit einer Art wilder Sehnsucht eine Gelegenheit herbeiwünschte, um die so gepriesene Wirkung dieses kostbaren Getränkes zu erproben. Wenn ich auch nicht behaupten darf, daß meine Wünsche auf ein Nervenfieber, einen Typhus

oder sonst eine hervorragende Krankheit gerichtet waren, so wäre mir doch ein leichter Katarrh, eine Verstimmung der Magennerven oder ein kleines Schnupfenfieber nicht ganz unerwünscht gewesen. Aber ich war in dem feuchten und nebligen Winter, von dem wir heimgesucht waren, mit einer solchen Gesundheit geschlagen, daß die Aussicht, die Wirkung des Lebensretters an mir selber zu erproben, bereits die Gestalt eines schönen Traumes anzunehmen begann.

Einst, an einem nassen und feuchtkalten Wintertage, an dem der Himmel unablässig jene teuflische Mischung von Schnee und Regen herabgeschüttet hatte, die zuweilen über den Bewohner der norddeutschen Tiefebene als eine wässerige und naßkalte Strafe seiner Sünden verhängt wird, kam ich durchnäßt und erfroren und in einer Stimmung, die sich mit diesen Thatsachen in der wünschenswertesten Harmonie befand, spät zu Hause an. Nach einer kleinen Unterhaltung mit meiner Wirtin, in der wir beide in der Verfluchung des schlechten Wetters im allgemeinen und dieses Wetters im besonderen Anerkennenswertes geleistet hatten, befand ich mich mit meinem troſtreich und heimlich summenden Theekessel allein. Zufällig fielen meine Augen auf den „Lebensretter“. Die Anwesenheit dieser Flasche hatte, wie vorhin angedeutet, bereits einen demoralisierenden Einfluß auf mich ausgeübt. „Heute war es so ein Tag, heute könntest du dich mit voller Berechtigung erkältet haben,“ dachte ich und fing bereits an, in der Vor-

stellung zu schwelgen, daß ich am nächsten Morgen mit einem tüchtigen Schnupfen aufwachen würde. Indem ich begann, dies als feststehend anzunehmen, schweiften meine Gedanken weiter in das Gebiet einer gewagten Hypothese. „Wenn,“ dachte ich, „der ‚Lebensretter‘ gut ist, die Krankheiten zu beseitigen, so wird er nicht minder vortrefflich sein, diese zu verhindern. Vermag er das Uebel sicher zu vernichten, wenn es schon ausgewachsen und groß ist, wird er nicht ungleich gefährlicher seinen unbedeutenden Keimen sein?“ Zugleich glaubte ich ein Kribbeln in der Nase zu empfinden und einen Hustenreiz im Halse zu verspüren, welche vermeintlichen Thatsachen mir eigentlich eine beschämende Erinnerung an meine Kindheit hätten ins Gedächtnis rufen sollen, wo sich jedesmal eine Art Heuchelhusten bei mir einstellte, wenn meine Geschwister aus katarrhalischen Gründen mit Bonbons behandelt wurden. Denn ich will es nur offen gestehen: der „Lebensretter“ hatte ein so verlockendes und einschmeichelndes Aussehen, daß er die nicht abzuweisende Vorstellung erweckte, er müsse ganz verteufelt gut schmecken.

Unter diesen Betrachtungen hatte ich ein Likörglas herbeigeholt und den Kork von der Flasche entfernt. Ich füllte das Glas und hielt es gegen das Licht. Das Getränk war von der angenehmen grünlichen Farbe des Chartreuse und verbreitete einen aromatischen Kräuterduft, der die Phantasie vermöge eines Gedankenzusammenhanges mit der angenehmen Vorstellung von Alpenwiesen und Sennhütten be-

fruchtete. Dann probierte ich, und meine Meinung lautete: „Hm!“ Dies ist zwar kaum ein Wort, und die Nase scheint bei seiner Aussprache mehr beteiligt zu sein als der Mund, allein dennoch bieten diese zwei Konsonanten ein bequemes Gefäß, um es mit dem Ausdrucke einer rückhaltslosen Bewunderung zu erfüllen. „Hm,“ sagte ich noch einmal, wobei ich in den Ton meiner Stimme noch einige Nuancen Bewunderung mehr hineinfärbte, und trank das Glas aus.

Professor Muckensturm hatte eine Idee gehabt, die mir einen hohen Begriff von seiner Weisheit beizubringen geeignet war. Er hatte in seinem „Lebensretter“ das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen gesucht, indem er ihn in Gestalt eines äußerst wohlschmeckenden Schnapses hergestellt hatte. Es ist allgemein bekannt, welche gewaltigen Erfolge durch diese Methode erreicht werden können. Ich brauche nur an den Dichter zu erinnern, mit dessen Schöpfungen wir in unserer Jugend eine genaue Bekanntschaft zu machen genötigt waren, ich meine den alten Zumpt, der uns die höchst nützlichen, aber wehrsamen Genusregeln in anmutiger Versüberzuckerung — wie kleinen Kindern den Wurmsamen — beibrachte, wodurch sich diese Gesetze so rammeltief in unser Gedächtnis einprägten, daß alle Stürme des Lebens nicht hinreichten, sie wieder zu entwurzeln.

Ich beschloß, um Herrn Professor Muckensturm einen schwachen Beweis meiner Hochachtung zu geben,

ein zweites Glas auf sein Wohl zu leeren. Ich that es nicht mehr als gerne, denn dies Getränk hatte jenen interessanten Beigeschmack nach „mehr", der eine unerläßliche Eigenschaft aller guten Getränke ausmacht. Nach diesem Glase geriet ich in einen wissenschaftlichen Zweifel, ob wohl die außerordentlich gelungene Mischung von Milde und Kraft, oder die geschickte und diskrete Anwendung aromatischer Würze den Hauptanteil an der vortrefflichen Wirkung habe. Dies war eine ernste Frage und erforderte drei weitere, mit Anspannung aller Sinneskräfte und nachdenklicher Zunge geschlürfte Gläser. Das Resultat war günstig, denn wie in einem echten Kunstwerk hielten sich alle diese Eigenschaften in einem so maßvollen Gleichgewicht, daß sie zusammen ein vollendet schönes Ganzes bildeten. Ein sechstes Glas konnte diese meine Meinung nur bestätigen.

Die Wirkung des „Lebensretters" war vortrefflich. Die schwarze Laune, mit der ich anfing, ihn zu trinken, war längst gewichen, und ich begann die Dinge dieser Welt in rosenfarbiger Verklärung zu sehen und vermochte nicht zu begreifen, wie man sich durch äußere Dinge von so geringer Wichtigkeit, wie schlechtes Wetter und dergleichen, verstimmen lassen könne. Ich fand sogar, daß das vorliegende wässerige Schneegestöber ein durchaus charaktervolles und außerordentlich humoristisches Wetter sei. Alle grauen Raupen, die sich im Laufe des Tages in meinem Kopf verpuppt hatten, krochen jetzt aus und flogen als bunte Schmetterlinge umher. Meine Zukunft lag klar und

offen vor mir, wie ein schöner, breiter Weg mit blühenden Obstbäumen eingehegt, die Schlagbäume waren aufgezogen und standen wie angenehme Zierate zur Seite, die Dornenhecken hatten sich mit Rosen bedeckt und waren voll singender Nachtigallen. Auch begriff ich durchaus nicht, warum ich nicht neulich, als die Gelegenheit so günstig war, Karolinen um den Hals gefallen sei und gesagt hätte: „Teures Mädchen, ich liebe dich!" Ich beschloß dies bei der nächsten Gelegenheit zu thun.

Bei alledem wollte mir diese Wirkung des „Lebensretters" nicht so ganz unbekannt erscheinen. Ich glaubte mich zu erinnern, früher nach gewissen Quantitäten Portwein oder eines ähnlichen geistigen Fluidums verwandte Erscheinungen bemerkt zu haben. Nachdenklich füllte ich das unterdes mehrfach geleerte Glas von neuem und betrachtete dann die Etikette und das darauf befindliche Kunstwerk. Dabei machte ich die Bemerkung, daß meine Augen zum Sehen weit ungeeigneter waren als gewöhnlich, indem alle Gegenstände von einem höchst seltsamen Flimmern befallen schienen, das zuweilen in ein deutliches Schwanken überging. Trotzdem erkannte ich mit einiger Mühe den dargestellten Gegenstand. Der alte klapperbeinige Hans Mors selber war darauf abgemalt, wie er mit Stundenglas und Hippe scheinbar in entsetzlicher Angst vor einem Manne entfloh, der wie eine Keule eine mächtige Flasche „Lebensretter" nach ihm schwang. „Ja, jetzt soll er nur kommen!" rief ich und ergriff in plötzlicher Begeisterung die

Flasche am Halse, um sie ebenfalls zu schwenken, wobei sich leider ein Teil der kostbaren Flüssigkeit in den Aermel meines aufgehobenen Armes ergoß, wie ein Katarakt darin hinunterfuhr und, sich ausbreitend, kühl an meiner Seite bis zu den unteren Regionen hinabrieselte. Dieser äußerliche Gebrauch des Heilmittels beruhigte mich wieder soweit, daß ich die Flasche bedächtig auf den Tisch stellte.

Unterdes war es im Hause und draußen ganz still geworden, denn es war fast Mitternacht, und ich hörte deshalb ganz deutlich die leisen Tritte jemandes, der jetzt die Treppe heraufging. Ganz langsam in unheimlicher Regelmäßigkeit, Stufe für Stufe, kam es näher, und ich wußte merkwürdigerweise mit vollständiger Sicherheit, daß dies Etwas zu mir wolle. Nach dem Klange der Schritte mußte es von behender und leichter Gestalt sein, und doch ging nach jedem Tritt ein deutliches, aber lautloses Zittern durch das ganze Haus. Jetzt kam es mit langsamem, klapperndem Gang über den Vorplatz, und dann ließ sich ein spitzes, knöchernes Pochen an meiner Thüre hören, worauf eine Totenstille folgte; denn in unwillkürlichem Schauer vermochte ich anfangs nicht „Herein!“ zu rufen. Erst, als mein Zimmer einen plötzlichen Versuch machte, mich zu dem Mittelpunkt einer rotierenden Bewegung zu benutzen, ermannte ich mich wieder und rief das Wort, über dessen Klang ich zugleich erschrak.

Die Thür öffnete sich bedächtig, und es schob sich ein hagerer, zugeknöpfter Herr herein, dessen Ge-

sicht von der ungeheuren Krempe seines Hutes ganz bedeckt war. Er trug einen langen, im Lichte meiner Lampe blitzenden Gegenstand in der Hand, den er vorsichtig an die Wand lehnte. Als er sich dann bückte, um die Thür zu schließen, lief das Wasser aus seiner Hutkrempe platschend auf den Fußboden. Zugleich verspürte ich einen widerwärtigen Geruch nach alten, vermoderten Blumenkränzen.

„Guten Abend," sagte er dann mit einer Stimme, die einen Klang hatte, als wäre die Essenz von allem, was jemals zersprungen und geborsten war, darin vereinigt. „Guten Abend," sagte er, „Sie haben mich gerufen und hier bin ich." Dann schlürfte er langsam durch das Zimmer, setzte sich ohne weiteres zu mir auf das Sofa und nahm bedächtig seinen riesigen Hut ab. Ich fuhr zusammen in jähem Entsetzen, denn ein weißgebleichter hohläugiger Totenschädel grinste mir entgegen. Er war es selber, der klapperbeinige Hans Mors, den ich vorhin so verwegen herausgefordert hatte. Mein Entsetzen schien ihn sehr freudig zu berühren, denn er öffnete mehrmals die Kiefern mit den blendend weißen Zähnen, und ich vermute, daß er lächelte, obgleich dieser Anblick über alle Maßen gräßlich war. Dann strich er sich mit den Knochenfingern bedächtig den blanken Schädel an der Stelle, wo den Menschen die Haare zu wachsen pflegen, lächelte noch viel schauderhafter und nahm dann langsam seine Sanduhr, die er an einem Lederriemen wie einen Operngucker umgehängt trug, und stellte sie auf den Tisch. „Sie läuft

noch zehn Minuten," sagte er mit einer Stimme, die irgend woher aus dem Sofapolster zu kommen schien, und knöpfte dann langsam seinen Rock auf, so daß die sauber gehaltenen weißen Rippen zum Vorschein kamen. Er zog zwischen diesen eine Uhr hervor, die er an einer Kette von kleinen silbernen Totenknochen um den Hals trug, und betrachtete sie aufmerksam. Sie war schwarz und wie ein kleiner Totenkopf geformt und hatte einen Gang gleich dem knirschenden Picken des Holzwurmes. Nachdem er sie wieder an ihren Ort versenkt hatte, wo sie in der Gegend zwischen den falschen Rippen noch eine Zeit langsam einherbaumelte, steckte er die Daumen unter die Schlüsselbeine, und trommelte mit den dürren Fingern behaglich auf dem Brustknochen, wobei er aufmerksam seine Sanduhr betrachtete.

Aus einer Art von Erstarrung, in die mich dieser entsetzliche Besuch versetzt hatte, erwachte ich erst, als mein Blick auf den „Lebensretter" und seine vielverheißende Etikette fiel. Ein Funke Hoffnung erwärmte das Blut in meinen Adern und ließ es wieder vom Herzen strömen; ich begann mich mit einer Art von Galgenhumor meiner Wirtspflichten zu entsinnen. Ich füllte das Glas bis zum Rande; „Schlechtes Wetter heute," stotterte ich, „frostiges Wetter! vielleicht ein Gläschen Schnaps gefällig?"

„Schlackerwetter — Lieblingswetter — gefällt mir!" antwortete der Entsetzliche, und ich sah mich erschreckt um, denn die Stimme kam scheinbar aus

meinem Kleiderschrank. Dann grinste er wieder, streckte die dürre Hand aus und ergriff das Glas.

Zwei Gedanken, die mich fast das Schreckliche meiner Lage vergessen ließen, nahmen mich jetzt gefangen. „Wie wird dieser durchlöcherte Hohlraum trinken und wie wird es ihm bekommen?“

Er setzte das Glas an, ich sah die Flüssigkeit an seinem Halswirbel niedergleiten und sich in einen grünlichen Dunst auflösen, der die ganze innere Höhlung ausfüllte und an einzelnen Stellen zwischen den Rippen in kleinen Wölkchen wieder hervorquoll. Aber kaum hatte er getrunken, als seine Kinnladen ein paarmal hastig auf und nieder klappten und dann immer schneller aneinander fuhren, zuletzt in so rasendem Tempo, daß man einen gelinden Trommelwirbel zu hören vermeinte. Ein Zittern und eine hastige Unruhe kam in das ganze Knochengerüst, ein paarmal versuchte es aufzustehen, sank aber immer wieder auf das Sofa zurück. Endlich erhob es sich mühsam und irrte suchend in furchtbarer Verwirrung im Zimmer umher, wobei jedes Knochenglied an seinem Körper selbständig ein zitterndes Klappern vollführte. In gänzlicher Verstörung tappte es an den Wänden nach seiner Sense, sich von Zeit zu Zeit angstvoll nach dem „Lebensretter“ umsehend, was stets ein verstärktes Klappern zur Folge hatte. Endlich kam ich ihm zu Hilfe, reichte ihm die Sense hin und öffnete ihm die Thür. Mit sichtbarer Freude drängte er sich hinaus und eilte zur Treppe.

Dort aber, als er gerade im Begriff war, hinab-

zusteigen, ersah ich die Gelegenheit, setzte meinen Fuß kraftvoll auf seine Hinterseite und erteilte ihm einen so gewaltigen Stoß, daß das alte Knochengebäude kopfüber kopfunter mit entsetzlichem Geprassel die Treppe hinabfuhr. Ich sprang schnell in mein Zimmer zurück, verriegelte die Thür und lauschte. Nicht viel war vernehmlich, es rappelte und krabbelte nur ein wenig auf der unteren Diele. Nach einiger Zeit wagte ich durch ein Guckloch zu sehen, das in der Thür angebracht war. Da sah ich den alten Knochenmann auf dem Hausflur, der die ganze Nacht erleuchtet zu sein pflegte, auf den Knieen liegen, daß seine spitze Hinterseite hoch emporstand, mit Kopf und halber Brust unter dem großen Wäscheschrank verborgen, scheinbar emsig nach etwas tastend. Endlich kam er wieder hervor und hielt eine Hälfte seines zerbrochenen Stundenglases in der Hand, die er traurig an die andere Hälfte anpaßte und dann bekümmert in die Tasche steckte. Dann hinkte er zu seiner Sense, die er mit Kopfschütteln besah, denn sie war gänzlich verbogen, und versuchte, sie an einem Treppenabsatz wieder gerade zu treten. Endlich fühlte und tastete er an seinem ganzen Leibe herum, als wollte er untersuchen, ob er sonst noch Schaden gelitten habe, warf noch einen scheuen, hastigen Blick die Treppe hinauf nach meiner Zimmerthür und humpelte kläglich davon.

Als ich am anderen Morgen erwachte, lag ich unausgekleidet auf meinem Sofa: das ganze Zimmer roch nach Kräutern und auf dem Tische stand eine

vollständig geleerte Flasche „Lebensretter". Es dauerte einige Zeit, bis ich mir dieser Thatsachen vollständig bewußt wurde, denn in meinem Kopfe war ein Gefühl, wie es ein Dampfkessel haben muß in dem Moment, wo er platzen will.

Nie in meinem Leben soll wieder ein Tropfen „Lebensretter" über meine Lippen kommen!

Die Nebeldroschke.





Man hat immer geglaubt, Gasbeleuchtung und Eisenbahnen seien der Tod der Gespenster. Das ist nicht richtig; ein Gespenst gewöhnt sich an alles. Wenn das abschreckende Neue erst alt geworden ist und Generationen in seiner Gewöhnung aufgewachsen sind, so wagt sich schüchtern das nebelbeinige Phantom wieder hervor aus dem Asyl alter, verfallener Waldschlösser, wo es ein trauriges und angezweifeltes Dasein führte, und in neuen Formen und veränderten Gestalten kehrt es zurück in sein Verhältnis zu den Lebenden. Selbst das nüchterne, moderne Berlin besitzt eine eigentümliche, furchtbare Gespenstergattung, die in nebligen und dunstigen Nächten mit empfänglichen Gemütern ihr graulches und wunderbares Spiel treibt.

Es ist bisher nicht aufgeklärt worden, welches Verbrechen der unglückselige Kutschergeist, der des Nachts die Nebeldroschke führt, zu sühnen hat. Vermutungen sind manche vorhanden. Man erzählt davon eine ähnliche Sage, wie von jenem Fuhrmann, dessen Geschäft ihm so wohl gefiel, daß er sich verschwor,

den Himmel gern entbehren zu wollen, wenn er nur ewig als ein lustiger Fuhrmann weiter kutschieren dürfe. Sein Wille ging in Erfüllung; er kam nicht in den Himmel, wohl aber an den Himmel, wo er im Sternbild des großen Wagens über dem Mittelstern der Deichsel ewig durch den unendlichen Raum dahinsaust. In sternklaren stillen Winternächten hört man zuweilen das Knallen seiner Peitsche.

Diese Sage, entsprechend auf den Nebeldroschkenkutscher angewendet, hat leider nicht den Vorzug der Wahrscheinlichkeit für sich; denn der Wunsch: statt in den Himmel — ja sogar statt in die Hölle — zu kommen, ewig eine Berliner Droschke zu fahren, eine solche Verirrung des menschlichen Geistes ist undenkbar! Uebrigens mag ihre Entstehung sein, welche sie wolle — die sagenbildende Kraft des Volkes wird mit der Zeit schon das Richtige feststellen — so viel bleibt sicher, die Nebeldroschke ist eine Thatsache — dies weiß ich durch die Versicherung eines ebenso ehrenwerten als glaubwürdigen Mannes, des Herrn Tobias Gründler, der dieses Fahrzeug aus eigener Anschauung und Benutzung kennen gelernt hat.

Herr Tobias Gründler ist ein junger Mann ohne Aberglauben und Vorurteile. Er schwört auf Häckel und Darwin, von deren Schriften er allerdings nie eine Zeile gelesen hat und über deren Theorien seine Vorstellungen überaus dunkel und unklar sind. Herr Gründler gehört nämlich zu jenen Verehrern des Fortschritts, denen es nicht um dessen

Verständnis zu thun ist, sondern ihm nur anhängen, weil er das Lärmmachende in der Welt ist, und weil sie gern einen Schimmer von Starkgeistigkeit um sich verbreiten möchten. Es wäre beleidigend, wollte man Herrn Gründler auch nur den Hauch des Glaubens an Geister und Gespenster und ähnliches längst überwundenes Ammentum zumuten; allein, wenn man das Gespräch auf die Nebeldroschke bringt, so legt sich seine Stirn in nachdenkliche Falten, seine Augen nehmen einen besonderen Ausdruck an, und er gewinnt die Miene eines Menschen, dem man im Skat bei einem sonst unantastbaren Null die Farbe anspielt, darin er den König blank hat.

Es war eines schönen Abends bei Moselbach; Herr Gründler bestellte gerade den sechsten Schoppen jener Sorte von Moselwein, der unter dem Namen „Kutscher“ den Liebhabern des Säuerlichen bekannt ist, und sein Gemüt war infolge dessen in einer angenehmen, mitteilsamen, zu Aufschlüssen geeigneten Stimmung, die bei solchem Getränk eigentlich wunderbar erscheint und wohl auch nur durch lange Gewöhnung erworben werden kann. An diesem Abend hat er mir sein Erlebnis mit der Nebeldroschke anvertraut.

„Vor einem Jahre im Herbst,“ erzählte Herr Gründler, „feierten wir den Geburtstag eines meiner Bekannten, eines Bildhauers, in dessen Atelier. Wie Sie sich wohl denken können, wurde viel Punsch getrunken, eine eigentümliche Sorte: Herbstpunsch genannt, ein teufelsmäßiges Getränk, dessen Rezept

direkt aus der Hölle stammt. Ich erinnere mich, daß ich nach seinem Genuß sehr heiter wurde. Draußen war eine echte, naßkalte, nebliche Herbstnacht; der erste Schnee war gefallen und wieder im Vergehen; die ganze Natur war melancholisch; der Mensch aber fühlte sich verlockt, ihr ein Schnippchen zu schlagen und nun doppelt lustig zu sein. Es ist mir dunkel im Gedächtnis, daß ich in jener Nacht mit Menschen Brüderschaft getrunken habe, die mir niemals vorher oder nachher in meinem Leben wieder begegnet sind. Ich habe eine dämmerige Vorstellung von einer schwärmerischen Neigung zu dem Gipsmodell einer Venus und daß ich nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, ihr auf den Knieen meine Liebe zu erklären und ihr Punsch zu trinken zu geben. Ueber diesen Moment hinaus werden alle meine Vorstellungen verworren, bis ich mich im Nebel allein auf der Straße wiederfinde, durch den nassen Schnee patschend, in einem dunklen Drange, meine weitentlegene Wohnung und mein sicheres Bett zu gewinnen. Der nächste Weg dorthin führte im Zickzack durch viele Straßen, die ich mit der müden Verdrossenheit eines Droschkenpferdes durchtappte. — Nach einer Weile erwachte in mir der Wunsch zu fahren; bis jetzt aber war mir auf meinem Wege noch keine Droschke begegnet. Die Straßen waren bei der späten Nachtzeit schon wie ausgestorben. Endlich an der nächsten Ecke leuchtete ein matter, verschwommener Schein durch den Nebel; dort hielt ein Wagen. Trotz meiner Müdigkeit faßte mich ein seltsames Grauen, ein Wider=

wille gegen dieses Gefährt, als ich ihm näher trat. Obgleich ich es mit den Händen berühren konnte, wollte es sich doch nicht mit klarer Bestimmtheit aus dem Nebel ablösen. Bei dem alten Schimmel, der gesenkten Hauptes dastand, konnte man kaum unterscheiden, wo das Pferd anfing und wo der Nebel aufhörte. Vom Gesicht des Kutschers sah ich nur einen blassen Schein; mir war, als sähe er mich mit hohlen Augen auffordernd an und winkte mit seiner Peitsche. Mir schauderte und ich tappte weiter. — An der nächsten Ecke traf ich wieder eine Droschke. Merkwürdig, es war zweifellos dieselbe wie vorher; sie zeigte sich meinen Blicken bestimmter, und ich sah deutlich, wie der alte Schimmel, ganz der nämliche von der früheren Ecke, aus seinen Nasenlöchern zwei gleichmäßige Dunstströme in den Nebel hinausblies, als sei noch nicht genug von diesem Stoff vorhanden. Der Kutscher sah mich wiederum mit den hohlen Augen auffordernd an und winkte schweigend mit der Peitsche; wieder ging ich vorüber.

Ich will gehängt sein, wenn an der nächsten Ecke nicht ganz dieselbe Droschke hielt, der ich schon zweimal begegnet war! Jetzt trat sie mir so deutlich entgegen, wie es bei dem starken Nebel nur erwartet werden konnte. Meine Müdigkeit war inzwischen so groß geworden, daß sie meine Besorgnis überwand; mit rasch gefaßtem Entschluß trat ich näher und rief dem Kutscher Straße und Nummer meiner Wohnung zu. Dann hielt ich ihm das Geld hin, das er zu fordern hatte, allein er

nahm es nicht, sondern schüttelte traurig das Haupt und winkte mir schweigend mit der Peitsche, einzusteigen.

Mein Geist war zu müde, um sich zu verwundern; auch daß die Droschke, wie ich beim Einsteigen bemerkte, die Nummer „0“ führte, erregte kaum meine Aufmerksamkeit. Ich muß sofort eingeschlafen sein, denn außer einer dumpfen Verwunderung, daß die Räder der Droschke beim Davonfahren gar kein Geräusch machten und daß der Huftritt des Schimmels durchaus unvernehmlich blieb, ist mir von dem, was zunächst geschah, nichts in der Erinnerung geblieben.

Wie lange ich in dieser Weise gefahren bin, weiß ich nicht genau; doch als ich endlich wieder zu mir kam, zeigte mir der hellere Schein des Nebels, daß der Anbruch des Morgens nicht mehr fern sei. Ich konnte mich in die Sachlage anfangs nicht finden. Dies geräuschlose Dahinfahren erschien mir so fremdartig, so spukhaft und geheimnisvoll, daß ich zunächst dachte, ich sei in einem Traum befangen. Ich blickte aus dem Fenster: so weit ich sehen konnte, eine weite, mit zerfließendem Schnee bedeckte Fläche; in kleinen Vertiefungen stand blankes Wasser. Zuweilen glitt die in Nebel gehüllte Gestalt eines Baumes oder eines niedrigen Busches vorüber, und plötzlich ward mir klar, daß ich mich gar nicht mehr in der Stadt befand. Meine erste Regung war natürlich, den Kutscher zum Halten zu bringen und ihn zur Rede stellen. Vor mir, durch das Glasfenster, sah ich

seinen breiten, dunklen Rücken; der Kopf war etwas nach vorn geneigt, vielleicht war der Mensch eingeschlafen, und der Schimmel nachtwandelte in dunkler Sehnsucht nach den Gefilden seiner Jugend eigene Wege. Ich rief, ich schrie, ich klopfte ans Fenster, allein dies machte keine Wirkung. Endlich nahm ich meinen Stock und steckte ihn durch das kleine, halbmondförmige Loch des Vorderfensters, um den Kutscher aus seiner Ruhe aufzustören, allein — ohne jeglichen Widerstand fuhr der Stock durch den Leib des Rosselenkers hindurch und die Droschke fuhr weiter. Da überfiel mich ein kaltes Grausen, wie ich es nie zuvor gekannt hatte. In einer Art von stillem Wahnsinn bohrte ich meinen Stock fortwährend in den gespenstischen Fuhrmann hinein, in der dunklen Hoffnung, endlich doch noch auf einen Widerstand zu stoßen; allein blasser und blasser wurde jetzt sein Umriß und verschwamm in dem alles erfüllenden Nebel. Fast gleichzeitig empfand ich ein Brausen in den Ohren, ein Klingen — —; ein Ruck, ein scharfer Stoß — — ich verlor die Besinnung!

Als ich wieder zu mir kam, war es Tag, soweit es unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen überhaupt Tag sein konnte. Ich saß allein auf weitem Felde in einer Schneelache und ringsum war nichts als der einsame, dichte, traurige Nebel.

Müde, erfroren und in der jämmerlichsten Stimmung machte ich mich auf und fand nach langem Suchen eine Chaussee, die mich nach etwa einer halben

Stunde wieder zu bewohnten Gegenden in die Straßenwelt Berlins zurückführte.

„Seit jener Zeit bin ich niemals wieder in einer Berliner Nachtdroschke gefahren", sagte Herr Tobias Gründler, seine Erzählung schließend.

Dann rief er den Kellner herbei und bestellte den siebenten Schoppen, den „Nebelkutscher".

Das Zauberklavier.







I.

Ganz hinten in der Welt, wo die Geographie zu Ende ist und die Weltgeschichte aufhört, lag ein sehr angenehmes Königreich. Die Unterthanen waren recht artige und regierliche Leute, so daß der König morgens immer eine Stunde länger schlafen konnte, als seine Nachbarkönige. Ja, zuweilen kam es vor, daß er des Vormittags, von zehn bis zwölf, wo er gewöhnlich zu regieren pflegte, mit Krone, Zepter und Reichsapfel in seinem Regiersaal saß, und gar nichts zu regieren da war. In seinem Königreich waren die meisten Leute Gelehrte und Büchermenschen. Dies kam daher, weil es so hübsch abgelegen war und der große Spektakel, den die übrigen Menschen in der Welt machten, dort fast gar nicht vernommen ward.

Es gab jedoch noch einige andere Leute in dem Königreich. Erstens waren da die Frauen, Kinder und sonstigen Angehörigen der Büchermenschen, und zweitens Leute, die nichts Besonderes an sich hatten, wie man sie in allen Königreichen findet. Diese langweilten sich sehr oft, denn die Büchermenschen hatten niemals Zeit, sich mit ihnen zu unterhalten.

Da begab es sich, daß aus einem sehr entfernten Königreich ein Mann einzog, der ein Klavier mitbrachte. Er verstand nun zwar nicht besonders, darauf zu spielen, allein er vermochte ihm doch einige Melodien abzukneifen, die in dem Königreich sehr beliebt waren.

Dies ward bald bekannt, und in drei Tagen wußte man allgemein, daß der fremde Mann, der so weit hergekommen sei, einen Zwitscherkasten im Hause habe, auf dem er mit den Fingern Musik mache. Nun dauerte es nicht lange, da hatte jeder im Königreich, die Büchermenschen natürlich ausgenommen, die sich niemals um dergleichen bekümmerten, abends vor dem Fenster des fremden Mannes gestanden und hatte diese Zaubertöne selber gehört. Die Folge davon war, daß eine allgemeine Sehnsucht im ganzen Lande entstand, auch solche Musikkiste zu besitzen und sich ein allgemeines Kribbeln in den Fingern regte. Nachdem man erfahren hatte, wo diese Instrumente zu haben seien, ward gleich eine ganze Schiffsladung voll bestellt, und man übte sich einstweilen auf Fensterbrettern und Kommoden, um sich wenigstens vorläufig das Kribbeln in den Fingern ein wenig zu vertreten.

Die Klaviere kamen an und wurden bei vielen Leuten aufgestellt. Diese begannen nun darauf zu spielen, allein sie bemerkten, daß diese Instrumente auf eine besondere Weise bearbeitet sein wollten, um solche Töne herzugeben, wie man sie von ihnen erwartete. Der fremde Mann wurde um Rat gefragt und er sagte, er kenne bei sich zu Lande einen sehr

berühmten Klavierschläger, der besitze die Kunst, auch anderen Leuten diese Fertigkeit beizubringen. Den müßten sie sich verschreiben. Dieses thaten sie auch, und der Mann kam und begann seine Arbeit. Sie verwunderten sich baß, als sie den zuerst spielen hörten. Der schlug das Klavicymbalum vorwärts und rückwärts und mit verbundenen Augen und zappelte dabei so mit den Händen, daß einem Hören und Sehen verging. Er bekam gleich so viel Unterricht zu geben, daß er es nicht allein bewältigen konnte und sich noch drei handfeste Gehilfen verschreiben mußte. So geschah es, daß in diesem Königreiche das Klavierspiel in Mode kam.

Anfangs machte es noch nicht so viel aus, da in vielen Häusern gar kein Klavier und in anderen nur eine derartige Fingertretmaschine vorhanden war, aber dies blieb nicht so. Da die Leute sahen, wie lieblich darauf zu spielen sei, so griff es immer weiter um sich, und die Alten sagten: „Wenn wir es auch nicht mehr lernen können, so sollen es doch unsere Kinder lernen.“ Und kaum hatten nun diese Würmer laufen gelernt, so wurden sie auf den Musikstuhl geschraubt und mußten Tonleitern spielen. Denn der große Klavierschläger hatte gesagt, dies seien die einzigen Leitern, die in den Musikhimmel führten. Dies ging so fort, bis es zu einem Grade gelangte, wo es staatsgefährlich wurde. Es wurden allmählich immer mehr dergleichen Leiselautfingerklopfkasten, wie sie in der Landessprache genannt wurden, im Lande aufgestellt, und es ereignete sich, daß zur Zeit der Höhe

der Epidemie in einem einzigen Hause sieben Stück vorhanden waren. Wenn diese nun alle gleichzeitig in verschiedener Weise in Thätigkeit gesetzt wurden, so konnte man schon genug davon bekommen. Es war nun den ganzen Tag über in dem Königreiche ein immerwährendes Geklimper, dem man nur entrinnen konnte, wenn man in die tiefste Einsamkeit flüchtete. Es kamen betrübende Folgen zum Vorschein. Eines Tages versammelten sich sämtliche Lerchen, Nachtigallen und andere Singvögel, die in dem Reiche wohnhaft waren, in einem großen Walde und zogen gemeinschaftlich fort, denn die Konkurrenz war ihnen zu groß geworden.

Es kamen so viele Klagen an den König, daß er das ganze Vergnügen an seinem Geschäft verlor. Wenn er früher oft von zehn bis zwölf nichts zu regieren hatte, so mußte er jetzt schon um neun Uhr in seinen Regiersaal gehen und hatte so lange zu thun, alle die Beschwerden der durch das Klavierspiel geplagten Unterthanen anzuhören, daß er nicht selten seine Mittagssuppe kalt werden lassen mußte. Da endlich kam eine Deputation der bedeutendsten Männer des Königreiches und stellte ihm das Elend des Landes in der beweglichsten Weise vor:

„Majestät,“ sagte der Erste, „es schreit gen Himmel und es muß ein Ende gemacht werden. Zu meinem Turm dringt es herauf, verworren wie eine Milchstraße von Tönen, und wirrt meine Gedanken durcheinander. Ich habe seit sechs Monaten keinen neuen Stern entdecken können, und wenn der, dessen

Bahn ich neulich berechnet habe, wirklich so läuft, so würde er in acht Tagen das ganze Weltsystem in Grund und Boden bohren! Haben Sie Erbarmen!"

„Majestät," sagte der Zweite, „seit dreißig Jahren suche ich den Stein der Weisen. Vor einem halben Jahre war ich ihm auf die Spur gekommen; und ich hätte ihn gefunden, da kam diese satanische Trommelmusik, und der Nebelschleier, der sich schon vor dem großen Geheimnis gelüftet hatte, schloß sich wieder zusammen, und der leitende Faden glitt mir aus den Händen und zerriß. Das Geheimnis ist mir auf ewig verloren. O ich armer, geschlagener Mann!"

Der Dritte war eben von seinen schweinsledernen Büchern aufgestanden und hatte noch die Augen voll Bücherstaub und die Ohren voll Klaviermusik; er war ganz schwindlig, daß er nicht in seinem Studierzimmer war, und konnte nichts weiter als seufzen. „O," sagte er nur, aber es lag ein großer Jammer darin.

Der Vierte sah sehr niedergeschlagen aus: „O Majestät," sprach er, „ich bin ein ruinierter Mann. Sämtliche Käsekrämer und Lichtzieher im ganzen Königreich haben mir ihre Kundschaft aufgesagt, weil ihre Kunden das Einwickelpapier, für das ich sonst die Erzählungen und Gedichte geschrieben habe, nicht mehr lesen wollen. Sie sagen, es sei zu langweilig und dumm. Aber wer kann bei dieser Musikplage etwas Vernünftiges schreiben? Wenn es nicht aufhört, muß ich verhungern."

Jetzt kam der Fünfte daher, der sah ganz perplex aus und stierte gedankenlos vor sich hin. Zuweilen

summte er in den Bart: „Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel.“

Als er gar nichts weiter sagte, fragte der König endlich: „Sprecht, was habt Ihr mir vorzutragen?“

Der Angeredete lächelte blödsinnig und stierte den funkelnden Edelstein an, den der König auf seinem Zepter als Knopf trug: „Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel!“ sagte er.

„Ach Majestät,“ sagte nun einer von den anderen, gewöhnlichen Leuten, „seht, dies ist der größte Denker im ganzen Königreich. Früher konnte er in einem Tage mehr denken, als man in zehn Jahren begreifen kann, aber nun haben sie in seinem Hause sieben solche Leiselauten aufgestellt, auf denen fortwährend Etüden gespielt werden. Und es gibt welche, die des Nachts nicht schlafen können und so lange das Winselbrett bearbeiten, bis die anderen am morgen wieder anfangen. Da haben sie ihm denn seine ganze Denkkraft aus dem Kopfe herausgetrommelt, daß er nichts weiter denken kann als: Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel. Dies aber ist himmelschreiend!“

„Ha!“ sagte der König und stand auf, denn er war sehr zornig. Die Denker waren nämlich der größte Stolz des Landes, weil sie in keinem anderen Weltteil zu solcher Vollkommenheit gediehen, und man konnte es dem König nicht übel nehmen, wenn er über die Beschädigung seiner besten Landesprodukte ergrimmte.

„Ha!“ sagte der König, „ist es so weit gekommen? Das soll anders werden! Bei meinem Bart, ich will ein furchtbares Exempel statuieren!“

Am folgenden Tage zog der Landesausrufer mit einem Trommler und einem Trompeter durch das ganze Königreich und verkündete, daß jegliches Klavierspiel bei Todesstrafe verboten sei. Die feinhörigsten Polizeisoldaten im Lande wurden mit Hörrohren ausgerüstet und mußten Tag und Nacht im Lande umherhorchen, ob auch nicht gegen das Gesetz gesündigt wurde. Aber dazu waren die Unterthanen viel zu wohl erzogen. Die Betroffenen seufzten zwar ein wenig, doch dann sagten sie: „Es muß sein!" und suchten ihre Klaviere so gut als möglich anderweit zu verwenden. Die einen nahmen das ganze musikalische Eingeweide heraus, legten Betten hinein und schliefen darin. Ein anderer fütterte es mit Blech aus und hielt Fische in dem Kasten. Viele Hausfrauen legten die Wäsche hinein, andere kochten Kaffee damit. Einer, der in der Stadt wohnte und doch das Bedürfnis eines Gartens hatte, füllte das Innere mit Erde und zog Blumenkohl und Schoten darin. Und so war das Klavierspiel in kurzer Zeit aus dem Lande vertilgt. Die guten Folgen zeigten sich sehr bald. Die Lerchen und Nachtigallen wanderten allmählich wieder ein, die Astronomen entdeckten fünf neue Planeten und einen Kometen, und alle die anderen Gelehrten kamen wieder in ihr altes Geleise. Selbst dem schwer geschädigten Denker überwuchs allmählich der Fußsteig, den das „Didudel, dididel" in sein Gehirn getreten hatte, mit Gras, und er dachte fast ebenso gut wie zuvor. Der König aber saß manchen Tag morgens von zehn bis zwölf

schmunzelnd in seinem Regiersaal, rauchte seine lange Pfeife und spielte mit seinem Zepter, bis die Zeit um war, denn die Regierungsgeschäfte waren wieder, wie er es gern hatte, sie waren gar nicht vorhanden.



II.

Um die Zeit, da das Verbot gegen das Klavierspiel erlassen wurde, war dem König eine wunderschöne kleine Tochter geboren worden. Als diese zwei Monate alt und nach dem Urteil aller Leute bereits so verständig war, wie gewöhnliche kleine Kinder von zwei Jahren, da bemerkte die Königin oft, daß das kleine Kind mit den Fingerlein auf dem seidenen Wiegenkissen allerlei Bewegungen machte, die gerade so aussahen, wie die Fingerübungen eines Klavierspielenden. Sie geriet darüber in großen Schrecken und sagte es dem König, der sofort den Befehl an seine Hofleute ausgehen ließ, daß niemand jemals zu der Prinzessin von einem Klavier reden dürfe. Dies wurde auch genau und gewissenhaft befolgt, und die Prinzessin wuchs auf in Holdseligkeit und Schönheit, ohne daß jemals die geringste Kunde von einem solchen Musikinstrument zu ihr drang. Eines Tages, da sie achtzehn Jahre alt war, ließ sie sich ihr weißes Einhorn satteln und begab sich, wie sie es gern that, in den großen Wald. Sie ritt in den Wald hinein, und geriet bald auf einen Weg, den sie sonst noch nie bemerkt hatte. Es war ganz still und einsam

rings umher, nur über die Wipfel der Bäume hin ging ein leises Klingen wie ferne Musik, bald anschwellend, bald ersterbend schwebte es dahin. Der Wald war ganz dicht und verworren, und seltsame Schlingpflanzen waren an den Bäumen hinaufgeklettert und hingen mit leuchtenden Blüten hernieder. Zuweilen flogen prächtig glänzende Vögel über den Weg oder saßen auf den Ranken der Schlingpflanzen, wendeten den Kopf und sahen sie mit klugen Augen an. Die Musik tönte immer schwellender und voller und schien die Wipfel der Bäume leise zu bewegen, wie sie durch diese dahinströmte. Dann mündete der Weg auf einen freien Platz, der, eingeschlossen von hohen Bäumen, wie ein grüner Saal dalag und ganz erfüllt war von den herrlichen Klängen. Die Prinzessin ritt über die Grasfläche dahin, denn gegenüber am Rande des Waldes sah sie ein kleines Häuschen liegen, aus dem die Musik wie ein Strom hervorbrach. Das Häuschen war ganz mit rotblühenden Schlingpflanzen bewachsen, nur die Thür und die Fenster, die geöffnet waren, schauten dunkel hervor. Die Prinzessin ließ ihr weißes Einhorn vor der Thür stehen und trat hinein. Sie kam in ein kleines Zimmer, in dem nichts weiter stand, als ein Klavier, und davor saß eine schöne Frau und spielte so wunderherrlich, daß der kleinen Prinzessin gleich die Thränen in die Augen kamen. Sie setzte sich ganz stille auf einen Stuhl und hörte zu. Und als die Accorde immer schwellender klangen und vorüberrollten, und die Melodie mit leiser Sehnsucht dahinging, da wuchsen und dehnten

sich die Wände des kleinen Zimmers, es stieg auf wie ein Tempel, von schlanken Palmensäulen getragen, mit Nebelwänden wallend in bläulichem Duft, und zwischen den Kronen der Palmen schwebten in rosigem Gewölk schimmernde Engel in weißen Gewändern.

Mit einem Male war wieder das kleine einfache Zimmer da. Die Fee, denn eine solche war es doch gewiß, hatte aufgehört zu spielen und sah sich freundlich nach der Prinzessin um: „Es ist gut, daß du da bist, Prinzessin," sagte sie, „ich habe schon lange auf dich gewartet." — „Was ist das, was du thust," sagte die Prinzessin, „o lehre mich das auch, es ist so herrlich."

„Ich bin Frau Musika," sagte sie, „und will dich alles lehren, was ich vermag. Denn in deines Vaters Lande hat man wegen des Ueblen das Ueblere gethan und meine Kunst ganz verbannt und ausgerottet; du aber bist ausersehen, das Rechte wieder herzustellen. Ich gebe dir zwei Zauberbücher, die enthalten alles. Das erste mußt du ganz durchspielen, es ist minder schön, aber ohne das kannst du das zweite nicht verstehen.

„In dem zweiten steht nur ein Stück, es ist aber das Herrlichste, das je auf Erden gewesen ist. Ich brauche die Bücher nicht mehr, denn ich kann sie auswendig. Dann nimm diese Walnuß und bewahre sie wohl, sie enthält das Notwendige." Damit fing die Frau wieder an zu spielen, und nun klang es so leise und süß wie ein Wiegenlied. Die Prinzessin machte die Augen zu und schlief ein.

Als sie wieder erwachte, saß sie in ihrem nied-

lichen Zimmerchen auf dem Sofa, und vor ihr auf dem Tische lagen die beiden Bücher und die Walnuß. Sie holte sich sofort den Nußknacker und knackte sie auf. „Kling,“ sagte es, als die Nuß aufging, es klang wie das Schwirren einer Saite. Ein ganz wunderniedliches, kleines Klavier war darin. Die Prinzessin setzte es auf den Tisch und dachte, das könne ihr auch nicht viel nützen, denn mit dem kleinen Finger konnte sie alle Tasten auf einmal bedecken. Aber mit einemmale fing es so an zu wachsen, daß sie es gar nicht schnell genug auf die Erde setzen konnte, sonst wäre es ihr vom Tische heruntergewachsen. Als es ausgewachsen hatte, war es ein ganz natürliches, lebensgroßes Klavier. Die Prinzessin schlug gleich das erste Buch auf und fing an zu spielen.

Zu derselben Zeit ging der König gerade über den Gang, denn er wollte auf dem Boden nachsehen, was seine Tauben machten. Mit einemmale hörte er die Töne des Klaviers erklingen. „Was,“ sagte er, „in meinem eigenen Hause? — es ist unerhört.“ Dann horchte er und sagte: „Es ist im Zimmer meiner Tochter; dies muß untersucht werden.“

„Prinzessin,“ sagte er, als er hineintrat, „um des Himmels willen, was machst du da?“ — „Ich spiele Klavier, Papa,“ sagte die Prinzessin, „es ist das Schönste was es gibt.“ — „O Gott,“ sagte der König und sank auf einen Stuhl. Ihm wurde ganz schwindlig, denn er wußte, die Prinzessin hatte ihren eigenen Willen. Dann erzählte er der Prinzessin alles. „Ja, lieber Papa,“ sagte diese, „Klavierspielen muß ich

nun einmal, warum gibst du solche Gesetze, und wenn du sie gibst, kannst du sie auch wieder aufheben."

„Ich kann mich doch nicht vor allen meinen Unterthanen und vor der ganzen Umgegend blamieren!" sagte der König, „sie haben mich so wie so schon oft genug ausgelacht!"

Aber es half nichts, die kleine Prinzessin mußte ihren Willen haben. Der König verfiel endlich auf einen Ausweg. Das Klavier wurde auf einen Wagen gesetzt und alles so eingerichtet, daß es ganz harmlos und unverdächtig aussah. Nun fuhr die Prinzessin alle Tage in den Wald mit ihren weißen Einhörnern, die ohne Kutscher auf den Ruf gehorchten. Wenn sie dann recht in der Einsamkeit angelangt war, schlug sie das Lederwerk zurück, das das Klavier einhüllte, und fing an zu spielen. Rings um den ganzen Wald aber waren große Tafeln errichtet, auf denen zu lesen stand, daß es jedermann aufs strengste verboten sei, diesen Wald zu betreten. Es war sehr wunderbar, wenn die weißen Einhörner so verständig in den weichen Sandwegen den Wagen einherzogen, und die Prinzessin dazu eifrig Klavier spielte, daß es durch den Wald schallte.

Eines Tages kam sie mit dem ersten Buch zu Ende. Am folgenden Morgen zog sie ihr neues Kleid an, das sie zum letzten Weihnachten bekommen hatte, setzte ihre kleine Sonntagskrone mit den Diamanten auf und fuhr mit dem zweiten Buch in den Wald.

Auf dem schönsten freien Platze, der im Walde zu finden war, ließ sie die Einhörner halten. Sie schlug das Buch auf und fing an zu spielen.

Wie klang das herrlich durch den Wald, es stieg von dem Klavier auf wie ein Springbrunnen von Wohllaut und breitete sich aus ringsum. Bei den ersten Tönen standen alle Blätter im Walde still und lauschten, und alle Blumen, die in der Knospe waren, fingen an zu blühen. Dann schwoll es immer schöner an, und die Schmetterlinge hörten auf zu flattern und die Käfer auf zu kriechen. Aber als die Prinzessin weiterspielte, verstummten alle Vögel, kamen leise geflogen, setzten sich auf die Bäume, die um den freien Platz standen, und hörten zu.

Dann hörten die Rehe und Hirsche auf zu äsen und die Hasen auf, Purzelbäume zu machen, und kamen herbeigelaufen und horchten. Immer herrlicher und voller erklang es, die Töne brausten durch die Wipfel und schwammen hinaus ins freie Land, und wer es hörte, der ließ alles stehen und liegen und folgte ihnen nach. Sie drangen hinauf zu den Türmen der Astronomen und schwebten in die dumpfigen Studierzimmer der anderen. Die Astronomen hörten auf zu rechnen, wenn auch eben gerade das Fazit kommen wollte, die anderen legten die Feder oder das Buch fort und gingen sofort dem holden Klange nach. Selbst der große Denker hörte mitten im Satze auf zu denken und wanderte, wie er ging und stand, dem Walde zu.

Der König war gerade dabei, sich zu rasieren, er stand in seinem Brokatschlafrock mit seiner Hauskrone auf dem Kopfe vor dem Spiegel und hatte gerade die eine Hälfte seines Bartes abgeschabt, als mit einemmale das herrliche Klingen durch das

offene Fenster hereingeschwebt kam. Er legte sofort das Messer aus der Hand, wischte sich den Seifenschaum aus dem Gesicht, ergriff sein Spazierzepter und wanderte dem Walde zu. Unterwegs stieß er auf große Scharen seiner Unterthanen, die alle den gleichen Weg zogen. Sie sprachen nicht miteinander, sondern zeigten nur zuweilen vor sich auf den Wald, woher die herrlichen Klänge kamen, und schritten wacker fürbaß.

Unterdessen saß die Prinzessin an ihrem Klavier und spielte und wußte selber kaum, wie ihr geschah. Unter ihren Händen quoll es hervor in immer neuen Strömen von Wohllaut, und es war ihr, als würde sie emporgetragen und schwebe in einem goldenen Schimmer weit über der Welt und ihrer Niedrigkeit.

Als nun das Stück zu Ende war, da stand das ganze Königreich versammelt um sie herum, und alle hatten Thränen in den Augen. Der alte König aber trat hervor, umarmte seine Tochter und sagte gar nichts, denn er war sehr gerührt. Dann spannten die Leute die weißen Einhörner aus und sich selber an den Wagen und brachten die Prinzessin im Triumph in die Stadt.

Am anderen Tage aber setzte der König sich an seinen Schreibtisch und verfaßte ein weises Gesetz, in dem das Klavierspiel wieder gestattet, durch viele verständige Paragraphen aber so eingeschränkt wurde, daß es nimmermehr so entsetzliche Wirkungen wieder hervorbringen konnte, als von ihm schon dagewesen waren. Und somit ist die Geschichte vom Zauberklavier zu Ende.

Höchst merkwürdiges Abenteuer eines Luftschiffers.

⁂



Ich bin in ausgesprochenem Grade das, was man ein „Gewohnheitstier" nennt. So vergeht wohl kein Abend, daß ich nicht zwischen sechs und ein halb acht Uhr in einer Weinhandlung der Potsdamer Straße sitze, Zeitungen zu lesen und meinen Schoppen Moselwein zu trinken. Um diese Zeit ist die beliebte Weinstube nicht stark besucht, man trifft dort dann nur wenige Leute von ähnlichen einsiedlerischen Neigungen oder eine bis zwei kleine Gruppen älterer Männer, die immer an denselben Tischen die Zeitläufte mit vieler Weisheit erörtern. Da sich dieser Besuch aber auf drei Zimmer und eine geräumige Veranda verteilt, so sitze ich, besonders in der warmen Jahreszeit, oft in dem von mir erwählten Raume mit meinen Zeitungen oder allerlei spintisierlichen Gedanken allein. Dies war wieder einmal längere Zeit der Fall gewesen, als sich ein Mann dorthin gewöhnte, der etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stand und allabendlich auf demselben Platze seinen Schoppen Leoville trank, ein wenig in den Zeitungen blätterte, und wenn er damit fertig war, eine Zigarre rauchend behaglich vor sich

hin sah und langsam seinen Wein ausschlürfte. Nach einer Stunde bezahlte er und ging. Ein starkes Mitteilungsbedürfnis schien er ebenso wie ich nicht zu besitzen, denn niemals redete er mich oder jemand anders an, und außerdem, daß wir uns seit einigen Wochen stummer Bekanntschaft beim Gehen oder Kommen begrüßten, hatten wir keinen Verkehr miteinander.

Ich interessierte mich für diesen Mann seines Aussehens halber. Für sein Alter waren seine Bewegungen noch sehr jugendlich; es hatte den Anschein, als habe er die Kraft und Gewandtheit seines wohlgebauten Körpers durch unausgesetzte körperliche Uebung immer frisch erhalten. Er trug noch sein volles Haar, ohne eine Spur von Grau, seine Gesichtszüge waren markig, über einem schönen, blonden Schnurrbart stand eine etwas gebogene Nase, und seine grauen Augen hatten jenen festen, ruhigen Adlerblick, der nicht in Studierstuben gewonnen wird, sondern Leuten eigen ist, die sich im Freien mit allerlei Gefahren vertraut gemacht haben.

Der Mann mußte vieles erlebt haben, das sah man ihm an, und wenn meine Aufmerksamkeit sonst nicht abgezogen wurde, ertappte ich mich öfter darüber, daß ich nachgrübelte, welch ein Beruf ihm wohl eigen sein, und welche Schicksale er wohl erlebt haben möchte.

Da geschah es eines Tages, am Ende des Junis, daß ausnahmsweise der Tisch, an den ich mich gewöhnt hatte, besetzt war von einer etwas lärmenden

Gesellschaft junger Leute, die irgend ein für sie erfreuliches Ereignis eifrig mit Wein begossen. Der einzige Platz, der außerdem gutes Licht zum Lesen darbot, fand sich an dem Tisch des Unbekannten, und ich setzte mich nach gewohntem Gruße dorthin mit jenem stillen Groll, der einem von seinem gewohnten Orte vertriebenen Stammgast eigen ist. Der Unbekannte schien auch eben erst gekommen zu sein, denn er war mit dem Studium der Weinkarte beschäftigt, ausnahmsweise, wie ich hinzufügen muß, denn sonst brachte ihm der Kellner ungeheißen den gewohnten Schoppen. Nach einer Weile bestellte er eine Flasche Rauenthaler Auslese von, ich weiß nicht mehr welchem, berühmten Jahrgange. „Ei, da geht's ja heute hoch her," dachte ich. Der Wein wurde gebracht, er drehte die Flasche eine Weile sorgfältig im Eiskübel herum, schenkte ein, hob das Glas gegen das Licht, nahm ein Schlückchen und ließ es, indem er Luft durch die gerundeten Lippen einzog, prüfend über die Zunge gleiten, trank noch einmal, nickte befriedigt und setzte das Glas vor sich hin. Ein gewisses Etwas in dem Benehmen des Mannes sagte mir, daß er sich heute in einer mitteilsamen Stimmung befände, und nachdem er sein Glas wohlgefällig geleert und wieder gefüllt hatte, redete ich ihn an.

„Ein köstlicher Tropfen!" sagte ich.

Er brummte mir Beifall, hielt auch dieses Glas gegen das Licht, erfreute sich eine Weile an dem goldklaren Schein seines Inhaltes und trank. Dann sagte er: „Ich versteige mich sonst nicht leicht so hoch,

aber heut ist für mich ein kleiner Erinnerungstag. Heute vor zwanzig Jahren trank ich solchen Wein viertausend Meter über Berlin und erlebte dort ein sehr merkwürdiges Abenteuer."

Ich muß ihn wohl etwas verblüfft angesehen haben, denn er lächelte und fügte erläuternd hinzu: „Ich war nämlich früher Luftschiffer, mein Herr."

„Ach so," sagte ich etwas erleichtert, denn ich hatte schon geglaubt, es rapple ein wenig bei dem Fremden. Dieser fuhr fort: „Nach dem großen Kriege mit Frankreich kam bekanntlich die Luftschifffahrt sehr in Mode, und da ich durch einen Freund, mit dem ich oft aufgestiegen war, einige Vorkenntnisse in dem Fach hatte, so gab ich meinen Beruf als Turn- und Fechtlehrer einstweilen auf, baute mir den Riesenballon ‚Zaunkönig' und habe dann das Geschäft fünfzehn Jahre lang betrieben."

„Warum Zaunkönig?" fragte ich. „Ein komischer Name für einen Riesenballon."

„Nun, kennen Sie nicht das Märchen vom König der Vögel? Da flog doch der Zaunkönig bei dem großen Wettfliegen am höchsten, weil er sich in den Federn des Adlers versteckt hatte und erst anfing zu fliegen, als dieser nicht mehr weiter konnte. Sie waren übrigens wohl in jener Zeit nicht in Berlin? Ich bin damals mit meinem Ballon ‚Zaunkönig' von der Hasenheide aus wohl fünfzigmal aufgestiegen."

„Ich befand mich damals in Berlin," erwiderte ich, „doch ist mir dies entgangen. Uebrigens wie war es mit dem Abenteuer?"

Ein merkwürdig feines und seltsames Lächeln kräuselte sich um den Mund des Fremden. „Disse Geschicht' is lögenhaft tau vertellen," sagte er, „wie es von dem Wettlauf zwischen dem ‚Swinegel' und dem Hasen heißt, und ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben. Können Sie viel vertragen in dieser Hinsicht?"

„Das Stärkste," erwiderte ich. „Ich arbeite selbst in dem Fach."

„Nun gut, daraufhin will ich es wagen. Also heute vor zwanzig Jahren war ein ganz ungewöhnlich stiller, sonniger Junitag, an dem sich kein Lüftchen rührte. Mein Freund, der alte Weinhändler Bötefür, meinte scherzweise, ich würde wohl heute auf denselben Fleck wieder herunterkommen, von dem ich aufgestiegen wäre. Er wußte aber ebenso gut wie ich, daß, wenn unten auch vollkommene Windstille herrscht, in der oberen Luft doch immer eine gewisse Strömung geht. Ich hatte beschlossen, den günstigen Tag zu benützen, um einmal ganz besonders hoch aufzusteigen, und dies wurde dem zahlreich versammelten Publikum angekündigt, während Bötefür diese meine Absicht schon um Mittag von mir erfahren hatte. Der alte Herr nahm ein ganz besonderes Interesse an mir und meinen Fahrten und fehlte nie, wenn ich aufstieg. Heute kam er kurz vor der Abfahrt und brachte mir eine wohleingewickelte Flasche Wein. ‚Rauenthaler Auslese', sagte er, ‚ich habe nur die eine Flasche noch von diesem köstlichen Jahrgang. Wenn Sie den höchsten Punkt erreicht haben, da trinken

Sie ein Glas davon auf mein Wohl. Ich denke mir, das wird von ganz besonderer Wirkung sein, und ich kann dann sagen, mein Wohl ist schon in so und so viel tausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel getrunken worden!'

„Ich lachte über den alten Kauz und legte die Flasche in die Gondel. Als ich aufstieg, rief er mir noch nach:

„,Nun, heute werden Sie wohl die Engel im Himmel zu sehen kriegen! Grüßen Sie Petrus von mir!'

„Der Aufstieg ging bei dem stillen Wetter glatt und ruhig von statten.

„Als der Auftrieb nachließ, löste ich langsam nacheinander die Schnüre der Sandsäcke, und während ihr Inhalt in taktmäßigen Pausen wie ein weißer Strahl in die Tiefe fuhr, stieg ich zu immer reineren Höhen auf. Das Geräusch der Welt war längst verstummt, unter mir lag Berlin, von seinem eigenen Dunste leicht verschleiert, wie ein riesiges Spinnennetz, und die Eisenbahnzüge krochen wie kleine Raupen hinein und heraus. In der Tiefe kreiste ein Falke und warf mir zuweilen einen schnellen Flügelblitz zu. Trotzdem auch er im Steigen begriffen war, ward er doch bald zum Punkt und entschwand meinen Augen. So war ich eine ganze Weile gestiegen, als ich bemerkte, daß mein Ballast zu Ende ging. Eine Anzahl von Sandsäcken mußte ich mir für allerlei Möglichkeiten bei der Niederfahrt aufbewahren, auch hatte sich der zuerst noch schlaffe Ballon in der leich-

teren Luft ausgedehnt und war stramm gefüllt. Ich hatte die größte unter diesen Umständen mögliche Höhe erreicht. Mein Barometer zeigte gegen 4000 Meter an. Der Montblanc ist nur 800 Meter höher. Es war empfindlich kalt, mich fror ein wenig, und ein bißchen Schläfrigkeit kam über mich. Da fiel mir die mitgenommene Flasche in die Augen. Sie enthielt rheinischen Sonnenschein aus einem der heißesten Jahre dieses Jahrhunderts und konnte mir willkommene Erwärmung bringen. Ich wickelte die Flasche aus und fand, daß der vorsorgliche Weinhändler ein Trinkglas über den Hals gestülpt hatte. Dann öffnete ich sie. Nie in meinem Leben habe ich so etwas von Blume an einem Weine gespürt; ein so edles Getränk war noch nie über meine Lippen gekommen. Von Dankbarkeit gegen den Geber erfüllt, hob ich das Glas empor und rief: ‚Herr Johannes Bötefür ist ein edler Mann, er lebe hoch! viertausend Meter hoch! Hurra!‘

„Dann trank ich behaglich ein Glas nach dem andern. Ich führte bei meinen Luftfahrten sonst nie alkoholische Getränke mit, daher war mir diese Kneiperei mitten in dem unendlichen Luftozean, wo ich als einsamer Punkt schwamm, ganz etwas Neues. Ich geriet in eine seltsam träumerische Stimmung und hatte allerlei Gesichte. So stellte ich mir zum Beispiel plötzlich vor, wie unzählige Menschen in und um Berlin zu mir emporschauten, und sah sie deutlich vor mir, eine blitzschnelle Reihenfolge von Gestalten, hübsche Mädchengesichter, die unter Blumen-

hüten hervorschauten, und Köpfe alter, schrumpliger Mütterchen, von Spitzenhauben eingerahmt, Sonnenbrüder, die, faul auf Bänke gerekelt, schnapsrote Nasen zu mir emporhoben und die Lippen zu faulen Witzen verzogen, einen einsamen Schäfer im Felde, auf seinen Stock gestützt, einen Feldjäger, der auf der Chaussee ritt, und so noch Unzähliges. Auch Herrn Bötefür sah ich. Er hatte den Kopf so weit in den Nacken gelegt, daß sein breiter weißer Bart horizontal stand; sein gutes, rundes, rötliches Weingesicht leuchtete wie die Sonne, die im Nebel aufgeht. Seine Lippen bildeten Worte; ich hörte sie zwar nicht, verstand dennoch aber ganz deutlich: ‚Grüßen Sie Petrus von mir!‘

„Aus solchen und ähnlichen wunderlichen Träumereien wurde ich aufgeschreckt, als ich plötzlich in dieser ungeheuren Einsamkeit des Luftmeeres Stimmengemurmel vernahm und dazwischen ein Jauchzen wie von munter spielenden Kindern. Verwundert sah ich nach den Seiten und endlich hinter mich. Wo war denn mit einemmal das mächtige Wolkengebirge hergekommen? Wie eine Felswand, aufgetürmt aus mächtigen Ballen weißer Watte, stieg es aus der Tiefe empor, und als ich höher blickte, ward meine Verwunderung noch größer, denn oben wurde diese Wand gekrönt durch einen überaus prächtigen Palast von durchscheinendem Alabaster, dessen goldene Zieraten in der Sonne blitzten. Auf den Wolken, die dieses schimmernde Gebäude umschwebten, bald es zum Teil verdeckten, bald mit neuem Glanze wieder hervor-

treten ließen, tummelte sich eine Unzahl von geflügelten Kindern:

,Auf den Wolkenbänken saßen
Ros'ge Engel reihenweise —
Andre lauschten aus den Wolken,
Andre schwebten hin und wider;
Spielten hier mit Wolkenflocken,
Ritten dort auf einem Wölkchen —
Und es war ein stillbewegtes,
Schimmernd rosiges Getümmel.'

„Auf der breiten Freitreppe aber von weißem Marmor, die zu diesem Wunderbau hinführte, standen einige alte, würdige Patriarchen und sahen unter verwunderten Ausrufen und Gesprächen auf meinen Ballon hin. Der ansehnlichste unter diesen trug einen langen, weißen Bart und eine Stirnlocke in der Form einer Flamme: in der Hand hielt er einen großen goldenen Schlüssel. Da wußte ich mit einemmal, woran ich war, öffnete schnell noch einen Sandsack, wodurch der Ballon ein wenig stieg, und warf den Leuten ein Tau zu. Der eine der Patriarchen fing es auf, und nun ward mein Ballon herangezogen. Ich band ihn an einen goldenen Ring, der in das Mauerwerk eingelassen war, und stieg aus.

„,Na, hören Sie mal,' sagte der Mann mit der Stirnlocke, ,auf die Art ist hier noch keiner angekommen.'

„,Habe ich die Ehre,' fragte ich, ,Herrn Himmelspförtner Petrus vor mir zu sehen?'

„,Jawohl, mein Name ist Petrus,' erwiderte er. ,Sie wünschen?'

„‚Ich habe Ihnen einen schönen Gruß zu bestellen von Herrn Bötefür aus Berlin.‘

„‚Danke schön, obgleich ich Herrn Bötefür nicht kenne, hoffe aber sehr, später einmal seine werte Bekanntschaft zu machen. Was hat der Mann für ein Geschäft?‘

„‚Er ist Weinhändler.‘

„Da machte der gute, alte Petrus ein bedenkliches Gesicht und kratzte sich hinter dem Ohr. ‚Da sieht's windig aus mit der späteren Bekanntschaft,‘ sagte er, ‚Weinhändler kommen hier nur sehr selten her. Sie haben immer so kleine Geschäftsgeheimnisse, die ihnen hinderlich sind. Sie logieren meist eine Etage tiefer. Hören Sie 'mal, Niquet, sagte er dann zu dem Alten, der das Tau aufgefangen hatte, ‚Sie sind ja aus Berlin und waren auch Weinhändler; wie steht es mit Bötefür?‘

„‚Es ist'n ordentlicher Mann, Herr Oberpförtner,‘ antwortete dieser.

„‚Na, dann wollen wir das Beste hoffen.‘

„Ich hatte mich unterdessen neugierig umgesehen, und da war mir eine wunderschöne Thür aufgefallen, von Elfenbein mit Gold beschlagen, die in das Innere dieses herrlichen Palastes zu führen schien. Hinter ihr ertönte eine wunderbare Musik, wie von Aeolsharfen in wechselnden Harmonien; bald schwollen die Töne gewaltig an, bald säuselten sie sanft, ‚dem Weste gleich, der über Veilchenbeete weht‘.

„‚Verehrter Herr Oberpförtner, da ich nun einmal hier bin, so erfüllen Sie mir einen sehnlichen

Wunsch. Darf ich einen Blick thun auf das, was hinter jener Thüre ist?‘

„Da wurde der alte Herr sehr ernst und runzelte die Stirn.

„‚Lieber junger Mann,‘ sagte er, ‚das ist ein sehr vermessener Wunsch, denn irdische Augen ertragen nicht den vollen Glanz des himmlischen Lichtes; es würde sie vernichten. Schauen Sie her!‘

„Damit ging er an die Thür und schob nur die Klappe vom Schlüsselloch zurück. Da fuhr ein blendender Strahl heraus wie eine lange, scharfe Klinge von weißglühendem Eisen, daß ich entsetzt die Hände vor das Gesicht schlug und die Stufen hinabgetaumelt wäre, wenn der alte Riquet mich nicht gehalten hätte.

„Petrus und die Patriarchen lächelten sanft, die kleinen Engel aber erhoben ein lautes Gekicher.

„‚Erklären Sie uns lieber Ihr sonderbares Fahrzeug,‘ sagte Petrus dann, ‚das ist doch wohl ein sogenannter Luftballon?‘

„Ich war dazu gern bereit, stieg in die Gondel und erklärte dem alten Herrn alles, die Anwendung der Sandsäcke, die Füllung des Ballons, das Ablaßventil, meine Instrumente und die ganze Bauart des Luftschiffes. Unterdes kletterten die Engel in dem Tauwerk herum und tanzten auf der oberen Rundung; der Ballon wimmelte von ihnen, und sie umschwärmten ihn wie die Fliegen einen Honigtopf. ‚Kinder,‘ sagte ich, ‚daß mir keiner von euch an der Ventilschnur zieht — dann gibt's 'n Unglück!‘

„Der alte Riquet hatte mit kundigem Auge die Weinflasche entdeckt. Er nahm sie und las die Aufschrift. ‚Eine gute Nummer — wenn's wahr ist,‘ meinte er.

„‚Belieben Sie vielleicht zu kosten?‘ sagte ich.

„Er schenkte sich ein und prüfte wie ein alter Kenner. Dann goß er den Rest, der noch in der Flasche war, in das Glas und bot es Petrus dar.

„‚Wie wär's, Herr Oberpförtner, das ist wirklich Nummer Eins.‘

„Petrus machte ein wunderliches Gesicht, er schien nicht recht zu wissen, ob sich es auch für ihn passe. ‚Seit achtzehnhundert Jahren hab' ich keinen Wein mehr probiert,‘ sagte er dann; ‚nun, der Wissenschaft halber möcht' ich's wohl riskieren.‘ Dann sog er wohlgefällig den herrlichen Duft ein und trank mit Gefühl in kleinen Schlückchen das Glas leer. Seine Züge hatten sich verklärt.

„‚In manchen Dingen ist die Welt doch fortgeschritten,‘ sagte er, ‚so etwas kannte man zu meiner Zeit noch nicht.‘

„‚Der Wein ist von Bötefür,‘ sagte ich darauf mit Beflissenheit.

„‚Ich denke,‘ antwortete er, ‚ich habe doch noch Aussicht den Mann kennen zu lernen. Wer solchen Wein in seinem Keller hat, kann kein schlechter Mensch sein.‘

„Während wir nun so miteinander diskurierten, hörte ich plötzlich ein Geschrei, das ich nicht verstand; ich hatte aber das Gefühl, es ginge mich an.

„‚Wer schreit denn hier so?‘ fragte ich.

„‚Hier schreit niemand,‘ sagte Petrus, ‚hier wird überhaupt nie geschrieen.‘

„Diese Antwort kam aber wie aus weiter Ferne, und ich sah niemand mehr: Petrus, die Patriarchen, die Engel, das schöne Schloß und alles war verschwunden. Ich riß die Augen auf und bemerkte ringsum nichts als die leere Luft. Das Geschrei aber dauerte fort. Ich blickte über Bord und sah Wasser unter mir mit Kähnen, auf denen Leute saßen und mir zuschrieen. Der Ballon sank und war nur noch höchstens hundert Meter über dem großen Müggelsee. Wie der Blitz stürzte ich zu und zog die Schnüre an den letzten Sandsäcken. Das half, der Ballon hielt sich eine Zeit lang in gleicher Höhe und segelte dann langsam sinkend, von einem leisen Luftzuge getrieben, dem Ufer zu. Mit knapper Not entging ich dem Wasser und kam auf einer Wiese bei Rahnsdorf, mit Hilfe herzueilender Leute, glücklich ans Land. Noch am selbigen Abend war ich wieder in Berlin und konnte meinem Freunde Bötefür dies höchst merkwürdige Abenteuer erzählen und ihm Glück wünschen dazu, daß er sich für die Zukunft da oben einen so guten Freund erworben habe.“

Der fremde Herr hatte während der Erzählung seinen Wein nicht vergessen und die Flasche war unterdes leer geworden. Die Bezahlung hatte er im Laufe des Gespräches, als gerade der Kellner vorüberkam, ebenfalls abgemacht, und kaum hatte er das letzte Wort hinter sich, als er sich erhob und nach Stock

und Hut griff. „Ja, es passieren die wunderlichsten Geschichten,“ sagte er, „man sollt' es kaum für möglich halten. Ich habe die Ehre, mein Herr.“

Und fort war er.

Ich sah ihm etwas verblüfft und nicht ganz befriedigt nach. Ueber einige dunkle Punkte in dieser Geschichte hätte ich ihn gern um Aufklärung gebeten. Ich vertröstete mich auf den nächsten Tag, allein er kam nicht, während er sich doch sonst so regelmäßig einfand. Er ist seitdem überhaupt nie wieder in diese Weinstube gekommen und die dunklen Punkte werden für mich wohl ewig dunkel bleiben. Vielleicht geht er jetzt wieder zu Bötefür. Längst schon hätte ich ihn dort aufgesucht, aber im Adreßbuch ist ein Weinhändler dieses Namens nicht zu finden. Er wird am Ende schon bei Petrus sein.

Die Seeschlange.





In jenen Tagen, da der reisende Berliner anfängt, in ganz Deutschland und den umliegenden Ländern epidemisch zu werden, im heißen Sommer, in der sogenannten Zeit der sauren Gurken, da wehe dem, den ein grausames Schicksal verurteilt, in der Reichshauptstadt auszuharren. Ich kann versichern, daß dann für die Eingeborenen der Wert des Lebens desto tiefer gegen den Nullpunkt zu sinken pflegt, je höher das Thermometer gegen den Siedepunkt steigt.

Eines Tages, im Anfang des August, trank ich eben, similia similibus homöopathisch behandelnd, meinen heißen Kaffee und durchblätterte dazu die Zeitungen, die in diesen Tagen im allgemeinen den Eindruck eines ungeheuren Nichts machen, das man auf eine unendliche Menge von Zeilen verteilt hat, als mich plötzlich ein tief schmerzliches Mitleid befiel, denn meine Augen hafteten auf einem Artikel, der also begann: „Wieder einmal die Seeschlange.

Die Hamburger Bark Hummel, Kapitän Mors, soeben mit einer Ladung Kopra aus dem Stillen Ozean zurückgekehrt, war im Frühling dieses Jahres genötigt, wegen Wassermangels die kleine, unbewohnte Südsee-Insel Ninanana anzulaufen. Als sich die Matrosen dort nebenher mit dem Aufsuchen von Schildkröteneiern beschäftigten, fanden sie einen im Sande verscharrten gelblichen Gegenstand, der ganz den Eindruck eines Schildkröten- oder Schlangeneies machte, jedoch von der Größe und Form eines mächtigen Kürbis war. Der Kapitän, den bei diesem Anblick eine seltsame Ahnung befiel, ließ das Ding aufs Schiff und in eine vergitterte Koje bringen. Seine Vermutung täuschte ihn nicht, denn nach acht Tagen kroch aus diesem Ei eine junge Seeschlange aus, die vollständig den vielfachen und bekannten Beschreibungen dieses seltenen Reptils entsprach. Das Tier zeigte einen guten Appetit und verzehrte gleich am ersten Tage einundzwanzig Pfund Salzfleisch, siebzehn Schiffszwiebacke und die Seestiefel des Bootsmanns. Außerdem biß es dem Schiffshunde ein Hinterbein ab. Leider gelang es der jungen Bestie, schon in der nächsten Nacht in ihr heimatliches Element zu entkommen — ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft."

Ich senkte mein Haupt und schwieg vernichtet. Kaum besaß ich so viel Kraft, meinen Kaffee zu bezahlen und langsam auf die glühende Straße hinauszuschwanken. Ich schlich zwecklos dahin, alles war

mir gleichgültig. ‚Die Seeschlange,‘ murmelte ich, ‚das ist das Letzte, der letzte Angstseufzer des von Stofflosigkeit und Staubfülle fast zum Wahnsinn getriebenen Redakteurs. Darauf kann nur noch folgen, daß die Reporter selber Morde begehen, einbrechen und zum Petroleum greifen, nur um Stoff zu Artikeln zu haben.

Unter solchen Gedanken war ich in den Tiergarten gelangt. ‚Es ist mir alles gleich,‘ brummte ich und schlenderte weiter, und so demoralisierend hatte diese Nachricht bereits auf mich gewirkt, daß ich mich dabei ertappte, schöne, besonders hervorragende Baumäste mit einer Art von grausamem Behagen in Bezug auf ihre Brauchbarkeit zum Aufhängen prüfend zu betrachten. Endlich sank ich auf eine Bank und stierte auf die eintönige Wasserfläche. Ein alter Mann ging vorüber und sah sich bedenklich nach mir um; ich achtete nicht darauf. Dann ward es rings ganz einsam, nur ferne von der Tiergartenstraße tönte das dumpfe Rollen der Wagen. Mir ward schläfrig zu Mut, es summte und brummte in meinem Kopf und ich lehnte mich eine Weile zurück, bis ich plötzlich von einem Geräusch auf dem Wasser wieder munter ward. Ich hörte ein Schnattern und Rauschen, und mit einemmal schoß um eine Buschecke ein Kahn, umgeben von einer Menge von Enten, — sonst war niemand darin zu sehen. Als er näher kam, bemerkte ich, daß sie mit feinen Fäden davorgespannt waren. Der Kahn hielt vor mir am Ufer und sämtliche Enten erhoben ein ge-

waltiges Geschnatter, das wie eine Aufforderung zum Einsteigen klang. Ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich that, setzte mich in das Gefährt, und mit großer Schnelligkeit fuhren die Enten mit mir von dannen.

In kurzer Zeit lag der Tiergarten hinter mir, es ging durch ein endloses Gewirr von Gräben und Kanälen, Gegend auf Gegend flog pfeilschnell an mir vorüber, bis endlich der Kahn in einem einsamen Teich anlangte, der rings von langsam ansteigenden Bergwänden umgeben dalag. Hier ruderten die Enten ans Ufer und ich stieg aus. Ich ging am Rande des Teiches entlang und bemerkte, indem ich mich umschaute, daß die ganzen Berghänge mit üppigen Gurkenpflanzungen bedeckt waren. Auf dem Teiche schwammen unzählige Enten und zwar von allen Formen und Farben, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Endlich bemerkte ich eine alte Frau, die gebückt zwischen den Gurken stand und mit einem großen Messer hantierte.

„Guten Tag, gute Frau,“ sagte ich, „was ist das hier für eine Anlage?“

Sie richtete sich auf und schaute mich durch ein Paar große Brillengläser an.

„Ich bin die Entenmutter,“ sagte sie, „und dies hier ist der internationale Ententeich — ich liefere für alle Zeitungen der ganzen Welt.“

„So,“ sagte ich, „wie gehen denn die Geschäfte?“

„Ei, danke," antwortete sie, „meine beste Zeit ist jetzt."

Plötzlich ertönte eine Glocke. „Hören Sie wohl," sagte sie, „schon wieder der Telegraph, so geht's jetzt den ganzen Tag!"

Damit eilte sie zu einem kleinen Häuschen und sagte zurückkehrend:

„Eine recht fette Kursente wird verlangt für die Berliner Börse." Dann pfiff sie über den See hinaus und eine Anzahl von weißen, mit zahlenartigen Flecken gezeichneten Enten kam ans Land geschwommen. Sie suchte die fetteste aus, die auf den Flügeln die Zahl 235½ trug, flüsterte ihr etwas zu und warf sie dann in die Luft. Schnurgerade in sausendem Fluge schoß sie davon. Dann holte die Alte einen Sack und warf lockend Futter ins Wasser. Von allen Seiten kamen jetzt quakend die Enten herzugeflattert, das Wasser mit den Flügeln schlagend, und nun zeigte sie mir ihre Lieblinge.

„Seht die feuerroten dort, von denen nur einige Paare vorhanden sind, die sind jetzt sehr selten geworden, denn die Franzosen haben im letzten Kriege unzählige Mengen verbraucht, es ist die Gambetta- oder Siegesente. Die ganz weißen Kapitulationsenten dort rechts dagegen fanden in Deutschland starken Absatz. Die sammetschwarzen im Hintergrund sind die Trauer- oder Todesenten und finden für manche Personen zwei- bis dreimal Anwendung, wenn das Glück gut ist."

„Was ist das für eine Art," fragte ich, „die buntscheckige, von der eine so große Menge vorhanden ist, daß die anderen fast darin verschwinden?"

„Damit ist jetzt ein schönes Geschäft," schmunzelte sie, „das ist die Sauregurken- oder Dauerente, sie wird gebraucht für kleine Unglücksfälle, Vierlingsgeburten, frühzeitige Maikäfer, verloren gegangene Kinder, die in sieben Provinzen des Landes gleichzeitig gesehen werden, ausgebrochene Krokodile und dergleichen. Aber nun sollen Sie auch mein bestes Stück sehen." Damit führte sie mich zu einem zweiten, weit kleineren Teiche, der zwischen den Gurkenfeldern lag und mit einer steinernen Einfassung versehen war. Ich erschrak, denn ein furchtbarer, riesenhafter Drachenkopf ragte aus dem Wasser hervor, und weiterhin sah ich an verschiedenen Stellen den stachligen Kamm des gewundenen Leibes aus dem Wasser starren. Es war die Seeschlange.

„Komm, mein Goldschlängelchen, mein Liebling!" rief die Alte, und das Scheusal setzte sich in Bewegung; das Wasser haushoch zu Schaum schlagend, kam es ans Ufer. Die Entenmutter kraulte es schmeichelnd, und das Vieh drängte den Kopf wohlbehaglich aufs Land, während es vergnügt mit dem Schwanze plätscherte. „Sehen Sie," rief die Alte, „dies Jahr haben wir sie mit einem Fächerschwanz, die Moden sind immer verschieden!"

Plötzlich klingelte es, die Alte eilte nach ihrem Telegraphenhäuschen, und ich befand mich dem Greuel allein gegenüber. Das Ungeheuer sah mich eine

Weile tückisch mit den rotfunkelnden Augen an, dann schloß es sie gleichgültig und blieb mit dem Kopf auf dem Lande schlafend liegen.

Plötzlich bemerkte ich neben mir im Sande etwas Blitzendes. Es war ein Messer, das die Alte in der Eile hatte fallen lassen, als sie zum Telegraphenhäuschen eilte. Ein ungeheurer Gedanke machte mich schwindeln. Dort lag vor mir das gehaßte Unding, der Schrecken aller Zeitungsleser, schlafend und wehrlos und war in meine Hand gegeben. Ein sicherer Stoß mit dem Messer in die tödliche Stelle des Nackenwirbels, und befreit ist die Menschheit von dieser Plage und ewiger Ruhm ist mir gewiß. Ich raffte das Messer auf und schlich mich näher. Leise von der Seite kommend, suchte ich mit den Augen den verwundbaren Punkt. Da, wo sich der Kopf an den Nacken setzte, bemerkte ich bei jedem Atemzuge ein Auf- und Niedergehen der Haut. Ich erhob das Messer, zielte so ruhig wie möglich, und mit kraftvollem Stoß bohrte ich den scharfen Stahl bis ans Heft in den Nacken. Ein glühender Blutstrom schoß auf, ein furchtbares Brüllen und ein Brausen des turmhoch von den Schlägen des Scheusals aufspritzenden Wassers ertönte, ich wollte entfliehen, allein der furchtbare Hauch, der aus dem Rachen des Ungeheuers ausströmte, betäubte mich, ich hörte nur noch die schrille Stimme der Alten: „Unglücklicher, was thust du, die Seeschlange ist ja unsterblich!" Dann traf mich ein furchtbarer Schlag und ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in den Händen von mitleidigen Leuten, die mich neben der Bank des Tiergartens liegend gefunden hatten, mich in eine Droschke packten und nach Hause beförderten, wo dieses Abenteuer in einem dreitägigen Fieberanfall seinen Abschluß fand.

Eine Storchgeschichte.







In der Vorstadt standen an der Hauptstraße viele Pappeln. Eine davon hatte vor langen Jahren ihre Spitze verloren, und ein Storchpaar hatte sich darauf angesiedelt.

Wenn es in einer Stadt viele Storchnester, aber nur einen geheimen Rat giebt, so ist dieser eine sehr gewichtige Persönlichkeit, in einer sehr großen Stadt aber, wo es ganz erbärmlich viele geheime Räte, aber nur ein Storchnest giebt, da ist dieses viel wichtiger und merkwürdiger als hundert geheime Räte der feinsten Sorte. Das hatten die Bewohner der Vorstadt denn auch wohl erkannt und waren stolz darauf. Wenn es im Frühling plötzlich wie ein Lauffeuer durch die Straßen ging, „die Störche sind da“, dann sagten sie „unsere Störche sind da“, und der wohlsituierte Bürger ließ sich am Abend in seinem Lieblingsgasthause das Tageblatt geben, um es schwarz auf weiß zu lesen. Dann kamen an Sonntagen die Familienväter und Familienmütter mit Nachkömmlingen jeglichen Formates und dem gebräuchlichen Kinderwagen, die hinaus in das Grün wollten. Sie hatten heute diesen Weg gewählt, um „die Störche“

zu sehen. Und den ganzen Tag ward es nicht still von den Bittgesängen der Jugend, in denen diese geheimnisvollen Vögel in dringender Weise um baldige Vermehrung der Familie angegangen wurden.

Die Störche machten sich nicht viel aus ihrer Berühmtheit. Sie waren es wie alle Hochgestellten von Anfang an gewohnt, daß die Augen voll Bewunderung auf sie gerichtet waren, und fanden es ganz natürlich und in Ordnung. Sie waren sich ganz genau bewußt, daß sie unter einer Million Menschen die einzigen Störche waren, und wenn an einem schönen Frühlingsnachmittage die Menschen unten in ganzen Scharen vorbeizogen und alle zu dem Storchneste aufschauten, sagte Storchvater, der würdevoll auf einem Beine am Nestrande stand, höchstens: „Wie sie da wieder krabbeln!“ Und Storchmutter sah über den Rand des Nestes, wo sie emsig brütete, hinab und meinte: „Was sie für komische Anstalten haben, sieh mal, wie sie die Nester mit ihren Jungen hinter sich herziehen!“

Und die Storchmutter brütete und brütete, bis sie eines Morgens sagte: „Vater, mir ist so, als wäre es so weit, ich glaube, da pickt was.“ Es pickte wirklich was, und als Mutter ein wenig mit dem Schnabel nachhalf, kam der erste kleine Storch aus dem Ei, und am Abend waren sie alle da, vier reguläre Störche von durchaus zufriedenstellender Beschaffenheit.

Nun flogen Vater und Mutter fleißig auf die Wiese und in den Sumpf und auf den Saatacker,

um die vier hungrigen Schnäbel zu versorgen. „Ich habe einmal einen Menschen mit Glasaugen sagen hören," sprach der alte Storch: „Für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug. Ich sehe nicht ein, warum für meine Kinder nicht dasselbe gelten sollte." So bekamen die jungen Störche die fettesten Frösche und Mäuse, die in der Umgegend zu haben waren, die leckersten jungen Lerchen und Bachstelzen, die köstlichsten Schlangen und die appetitlichsten Eidechsen von der Welt. Dabei gediehen sie und wuchsen und nahmen zu an Weisheit und Verstand.

Am Abend, ehe man schlafen ging, pflegten die alten Störche ihnen zu erzählen. Am liebsten hörten sie die Geschichte von Afrika und vom Nil; dahin zu kommen freuten sie sich ebenso sehr, wie sich die Menschenkinder auf Weihnachten freuen.

„Es ist sehr schön dort am Nil," sagte der alte Storch, „aber vor dem Krokodil muß man sich in acht nehmen. Es liegt im Schlamm und sieht aus wie ein alter Baumstamm, und wenn man dort einhergeht und behaglich sein Mittagbrot verzehrt, da sperrt es mit einemmal seinen roten Rachen auf und schnappt einen weg, ehe man sich nur besinnen kann."

„Hu, wie schrecklich!" sagten die jungen Störche, „erzähle uns doch noch mehr vom Krokodil, wie sieht es denn aus?"

„Ihr kennt doch die Eidechsen, die ich euch manchmal mitbringe?" fragte der alte Storch.

„Ja, ja, bringt uns morgen doch wieder welche,

sie krabbeln so angenehm im Magen, wenn man sie gegessen hat."

„Ich will mal sehen," sagte der Storchvater, „ob ich morgen in die Gegend komme. Also das Krokodil sieht aus wie eine Eidechse, nur daß es ungeheuer viel größer und wohl dreimal so lang wie ein Mensch ist. Seht, Kinder, so ist es oft in der Welt, wenn die Tiere kleiner sind als wir, dann essen wir sie, sind sie aber größer als wir, dann essen sie uns. Darum ist es gut, daß man immer bescheiden bleibt."

Storchmutter aber sah ihren Mann an und dann die Kinder, als wollte sie sagen: „Seht, solchen Vater habt ihr!" und die Jungen schauten ihm ehrfurchtsvoll nach, als er auf den nächsten Schornstein flog, um zu Bett zu gehen, und dann steckten sie die Köpfe unter die Flügel und schliefen ebenfalls ein.

Als die Jungen fast erwachsen waren und schon zuweilen auf dem Nestrande standen und die Flügel probierten, waren die Alten eines Morgens beide auf die Wiese geflogen, und die Kinder waren allein zu Hause. Sie hatten in den letzten Tagen unten bei den Menschen ein seltsames Treiben bemerkt und doch immer vergessen, die Alten nach dessen Bedeutung zu fragen. Heute sahen sie wieder voller Verwunderung über den Nestrand, denn eine solche Rührigkeit und ein solches Leben war von ihnen noch niemals zuvor beobachtet worden.

„Sie haben etwas vor da unten," sagte der Aelteste, „das ist gewiß, — was es nur sein kann?"

„Seht mal ihre Jungen," meinte das Nesthäkchen, „sie haben heute viel buntere Federn als gewöhnlich."

„Und sie lassen heute ganz ihre langweiligen Betteleien um kleine Brüder und Schwestern," sagte der zweite, „das hat was zu bedeuten."

Es war auch wirklich merkwürdig, was die Störche da unten erblickten. Menschen mit frohen Gesichtern und im Festanzuge drängten sich in buntem Gewimmel an beiden Seiten der breiten Straße, die Häuser waren bekränzt und verziert, und Guirlanden zogen sich von Haus zu Haus in bunten Bogen.

Mit einemmal ward in dem Hause, das ganz nahe an dem Storchnest stand, ein Geräusch, und plötzlich kam an einer hohen Stange, die aus dem Dache ragte, ein fürchterliches Wesen emporgestiegen, desgleichen die jungen Störche noch niemals gesehen hatten. Schwarz, weiß und rot waren seine Farben, und es wand sich schlangenartig in schrecklichen Windungen, wobei es ein schauriges, knatterndes Rauschen vollführte.

„Welch ein schreckliches Tier," sagte der Aelteste, „seht, wie es auf uns zustrebt; wenn es sich nur nicht losreißt."

„Das ist gewiß das Krokodil," rief das Nesthäkchen, „es schnappt mit seinem roten Rachen nach uns!"

Und die Störche fürchteten sich sehr, duckten sich hinter den Nestrand, daß nur die vier Schnäbel hervorsahen, und starrten unverwandt auf das Ungeheuer,

denn trotz ihrer Furcht konnten sie kein Auge davon verwenden.

Endlich kamen Storchvater und Storchmutter nach Hause.

„Vater," riefen die jungen Störche ihm entgegen, „siehst du das schreckliche Tier? Es ist gewiß das Krokodil?"

„Dafür, daß ihr meine Kinder seid," meinte der Alte, „seid ihr eigentlich noch reichlich dumm. Vor dem Ding braucht ihr euch nicht zu fürchten, das nennen die Menschen eine Fahne. Ihr wißt ja, liebe Kinder, daß die Menschen unvollkommen eingerichtet sind und sich kümmerlich behelfen müssen. Wenn wir Störche recht vergnügt sind, so steigen wir in die Luft und schwimmen in mächtigen Kreisen unter dem Himmel dahin, oder wir bedienen uns unseres herrlichen Schnabels zu jubelndem Geklapper. Die Menschen können nicht fliegen, ja sie können nicht einmal klappern. Wenn nun ihre Freude so groß wird, daß sie in ihren Häusern nicht mehr Platz hat, so lassen sie zum Wahrzeichen etwas Buntes in der Luft fliegen, und wenn sie klappern wollen, so binden sie sich eine runde Höhlung vor den Magen und schlagen sie mit hölzernen Schnäbeln."

„Das haben wir schon gesehen und gehört!" riefen die jungen Störche.

„Seht ihr wohl," sagte der Alte. „Nun möchtet ihr auch wohl gerne wissen, warum heute so viel Freude dort unten herrscht?"

„Ach ja, bitte, erzähle!" riefen die Jungen.

„Es giebt furchtbar viele Menschen, das müssen wir Störche am besten wissen," sagte der Alte, „denn wir haben viel Arbeit davon. In Afrika giebt es sogar ganz schwarze, denen, wie ihr wißt, die schwarzen Störche die Kinder bringen. Die Menschen teilen sich in verschiedene große Herden, die alle einen Obersten haben, gerade wie wir Störche, wenn wir nach Afrika reisen, einen haben, der voranfliegt. Zuweilen geraten nun diese Menschenherden miteinander in Streit, und dann gibt es das, was sie Krieg nennen. Der Krieg ist sehr fürchterlich und es werden viele, viele Leute dabei getötet. Seht, solch einen Krieg haben die Menschen in diesem Lande mit dem Nachbarlande überstanden und sie haben gesiegt und dem Nachbar viele schöne Wiesen und Sümpfe abgenommen. Darum sind sie heute so vergnügt, denn sie feiern heut ein Fest des Sieges, und die Söhne des Landes, die den Sieg gewonnen haben, sollen von ihnen begrüßt werden."

„Vater," sagte das Nesthäkchen, „die Fahne hat ja ebensolche Farben wie wir, schwarz, weiß und rot!"

„Der Bengel hat Beobachtungsgabe," meinte der Alte, indem er seiner Frau zunickte. Dann fuhr er fort: „Du hast recht, mein Sohn. Die Menschen haben eingesehen, daß es ungerecht wäre, unser für all die Mühe, die wir gehabt haben, zu vergessen. Alle die kräftigen Söhne, die ihnen den Sieg gewannen, haben sie uns zu verdanken. Wir sind ab und zu geflogen an den geheimnisvollen See und haben ihnen immer die besten ausgesucht, die vorrätig waren.

Darum haben sie zum Dank unsere Farben gewählt, schwarz, weiß und rot, und nun wollen wir uns wiederum dankbar beweisen, damit diese Farben immer hoch und stolz im Winde fliegen mögen."

„Wenn ich groß bin," rief das Nesthäkchen, „bringe ich nur noch Zwillinge!"

Mit einemmal ging eine Bewegung durch das Volk auf der Straße, Taschentücher wehten, und unter dem Klange der Musik kamen die Krieger vorüber gezogen. Voran auf prächtigen Rossen die Helden und Anführer, hinterher, gebräunt und mit sicherem Siegestritt, die Scharen der Krieger. Die Musik und die. Trommeln tönten, die Tücher wehten, die Menschen riefen Hurra, und Glockenläuten und Kanonendonner tönte gewaltig durch die Luft. Da überkam es den alten Storch ganz sonderbar und indem er seines Anteils an diesem Siege gedachte, schwellte ihm Stolz die Brust, er legte den Hals auf den Rücken und klapperte in all den Jubel hinein, so hell und schneidig, daß es durch das ganze Siegesgetön hindurch vernommen wurde.

„Hurra, die Störche!" riefen die Krieger. „Hurra, die Störche!" rief das Volk, und wenn der alte Storch später einmal diese Geschichte erzählte, pflegte er zu sagen: „Es war doch der größte Augenblick meines Lebens!"

Mondschein.





Gestern abend, als ich eben eingeschlafen war, wachte ich wieder auf, denn der Mond leuchtete mir gerade ins Gesicht, und das Zimmer war ganz von seinem silbernen Schein erfüllt. Als ich so lag und in behaglicher Trägheit schwankte, ob ich die Vorhänge niederlassen sollte oder nicht, kam ein dröhnender Klang von ferne herüber; es war die Turmuhr auf der Lukaskirche und es schlug zwölf. Kaum war der letzte Schlag verhallt, so erhob sich im Zimmer ein eigentümliches Wispern und Rascheln, und in der Weinflasche, die noch von meinem Abendtrunk her auf dem Tische stand, geschah ein kribbelndes Rumoren, als seien Maikäfer darin eingesperrt. Es dauerte eine Weile und dann kam oben aus dem Halse der Flasche ein blondes Köpfchen zum Vorschein. Es arbeitete sich weiter und weiter, und endlich stand ein kleines, pausbäckiges Figürchen auf dem Flaschenhalse und schaute sich um. Dann kniete es nieder, wisperte ein wenig in die Flasche hinein und schwebte in den Mondschein hinaus. Nun kamen immer mehr und mehr dergleichen kleine Kerle aus der Flasche hervorgearbeitet. Einige glitten an ihr hernieder und

sprangen übermütig auf dem Tische umher, andere hielten sich bei den Händen und tanzten Ringelreihen auf dem Rande des Weinglases.

Unterdes war auf meinem Schreibtisch ein Sprühen und Rauschen entstanden; ich sah aus dem Sandfaß den Sand wie die Garbe eines Springbrunnens aussprühen, und wo er den Tisch berührte, gingen kleine, erdgraue Männlein daraus hervor, die sich mit verdrossenem Quäken umherwälzten, während aus dem Tintenfaß ein behender schwarzer Kobold nach dem anderen hervortauchte. Diese schienen sehr kriegerischer und reizbarer Natur zu sein, denn sie gingen gleich auf einander los mit Schreibfedern, die sie wie Lanzen eingelegt trugen, und überall, wo sie hintraten, ließen sie häßliche schwarze Tintenflecke zurück.

Dann zitterte es wie Windesrauschen durch meine Papiere, und es flatterten und krochen allerlei seltsame Tierchen draus hervor, kleine schwarze Drachen mit Ringelschwänzchen und allerlei häßliches, schwirrendes Insektenvolk mit Stacheln und Saugrüsseln. Mit einemmal schob sich dann eine Schieblade meines Schreibtisches leise auf, ein anmutiges Singen und Klingen und ein sanfter rosiger Schimmer ging von ihr aus, und ein Duft von Rosen und Veilchen erfüllte das Zimmer. Ach, es waren allerlei Rosabriefchen, vertrocknete Blumen, Bänder und Schleifen darin, und ich seufzte unwillkürlich, als ich daran dachte. Der Schein ward stärker, und kleine rosige Engelchen stiegen in ihm empor. Sie hatten Flügel-

chen an den Schultern und trugen Bogen und Köcher mit kleinen Pfeilen.

Das ganze Zimmer war jetzt von luftigen Gestalten erfüllt, und mit einemmal schwirrten sie zu einer dichten Wolke zusammen und kamen unter singendem Gesumme auf mein Bett zu. Unwillkürlich wollte ich mich bewegen, allein wie gebannt lagen meine Arme auf der Bettdecke und ich mußte ruhig erdulden, was nun mit mir geschah. Die Unbeholfenen senkten sich auf meine Bettdecke nieder und kribbelten dort umher, allein es blieben noch genug in der Luft, um eine dichte Wolke zu bilden. Aus dem Geschwirr und Gewirr sonderten sich die kleinen Flaschengeister und tanzten in wildem Wirbel um mein Haupt. Dazu schwangen sie kleine, blitzende Becher, und es klang mir in den Ohren wie lustige Lieder, die ich einst mit fröhlichen Genossen gesungen hatte. Und aus all dem Gesinge und Gesumme tönte es hervor: „Sing und Sang, Kling und Klang — Weingold, Rheingold, Klingelingeling! — Jugendblut, goldne Glut — Blink und blank, Schlägerklang! — Weingold, Rheingold, Klingelingeling! — Sing und Sang, Kling und Klang!“ . . . und so fort, und immer tönte das feine Klingen der Gläser dazwischen. Unterdessen kam es auf der Bettdecke an meinen Kopf herangekrabbelt und gekrochen, die Flaschengeister verschwanden in der Wolke und die grauen Erdmännlein tanzten mit trägen Sprüngen um mein Gesicht und sangen dazu mit knarrenden Stimmen: „Diff'rential, Integral, Logarithmus, Lo-

garithmus! — Sitzen, Schwitzen, Tag und Nacht! — Armer Tropf — brummt der Kopf! Kubus, Kubus, Kubus, Kubus, Diff'rential, Integral!" ... und es klang immer dazwischen wie das Knirschen von Schreibfedern. Die schwarzen Tintenteufelchen hatten aber über ihnen in der Luft einen Kreis gebildet und wirbelten in anderer Richtung herum und kreischten dazwischen: „Jambus, Jambus, Daktylus! Hinkefuß! — Kurz und lang, Kling und Klang; Herzen, Schmerzen; Liebe, Triebe; Schnickschnack, Schnickschnack, Schnickschnack, Schnickschnack!" ... und dazu machten sie ein so höhnisches Rezensentengekicher, daß es mir in allen Fingern kribbelte, aber ich konnte mich nicht rühren.

Es war gut, daß nun Ablösung kam. Ein liebliches Singen und Klingen und ein Rosenschein ward um mich her; und alle die kleinen Engel mit den zarten Flügeln schwebten herbei, und wie ferner Nachtigallensang und wie Säuseln des Frühlingswindes hallte es, was sie sangen: „Rosen — Rosen — Rosenschein, Mägdelein, Mägdelein, zart und fein! Jung an Jahren, braun von Haaren, Blumenduft und Mondenschein! Mägdelein, Mägdelein, Rosen — Rosen — Rosenschein!" ... Dazwischen aber kreischten die schwarzen Teufelchen wieder: „Schnickschnack, Schnickschnack!" ... und die Sandmänner kamen wieder hervor und knarrten mit ihren verdrossenen Stimmen: „Diff'rential, Integral, Logarithmus, Logarithmus!" ... Und dann mischte und wirbelte sich wieder alles durcheinander und die kleinen Drachen

und das übrige Sorgengevögel schwirrten hervor. Es huschte mit Fledermausflügeln um meinen Kopf, kleine, tückische Augen funkelten mich an, und auf der Bettdecke kam es langsam gekrochen und züngelte mit spitzigen Zungen. Ein höhnisches Schwirren und Kichern ward um mich her, und da — plötzlich stieß eines der geflügelten Wesen nieder auf mein Haupt, ich fühlte einen leisen, stechenden Schmerz und da flog es davon und trug ein schimmerndes Haupthaar in seinen Krallen. Und nun immerfort mit Krallen und spitzigen Schnäbeln, mit rosigen Händchen und zierlichen Fingern stieß es auf mich hernieder, es war ein fortwährendes Prickeln auf meinem Haupte, und mir schwindelte bei dem unendlichen Geschwirre. Ich hörte noch, wie die Uhr dröhnend Eins schlug, und dann verlor ich die Besinnung.

Am anderen Morgen, als ich vor dem Spiegel stand und wehmütig den helleren Schein betrachtete, der sich auf meinem Haupte seit einigen Jahren langsam, aber sicher ausbreitet, fiel mir das nächtliche Erlebnis wieder ein und zum Angedenken für mich und zu Nutz und Frommen derer, so da Freunde von allerlei Traumgespinsten sind, habe ich es also niedergeschrieben.



Die drei Knaben.





Draußen, am Ende der Welt, wo sie mit Brettern zugenagelt ist, lag eine große, schöne Wiese. Drei Knaben, die nicht weit davon wohnten, waren mit Armbrüsten hinausgegangen, um dort zu spielen.

„Kinder," hatte die Mutter gesagt, „steigt mir nicht auf den Bretterzaun, ihr möchtet sonst hinunterfallen!" Und es ist kein Spaß, so in das ewige Nichts hinauszupurzeln, wo man viele Millionen Meilen fallen kann, ohne auch nur einem einzigen Stern zu begegnen. Das wollten sie denn auch nicht, aber durch die Astlöcher, meinten sie, dürften sie sehen, denn das sei nicht gefährlich. Es muß doch Etwas dort sein, dachten sie, und schauten jeder durch ein Loch hinaus ins Nichts, denn hinter dem Geländer war gleich das Nichts; wenn sie den Finger durchsteckten, konnten sie es anfühlen; aber sie fühlten natürlich nichts. Der Jüngste hatte es bald satt.

„Das ist langweilig," sagte er, und ging fort. Die anderen beiden blieben aber noch dort; sie wollten durchaus etwas sehen und starrten so lange hinaus,

bis ihnen das Wasser in die Augen kam. Dann sahen sie auch etwas, aber es war nur Einbildung.

„Wie schön,“ sagte der eine, „welch schöne, grüne Wiese!“

„Wieso?“ sagte der andere, „ein Berg ist es, und es stehen lauter Nußbäume darauf.“

„Du hast wohl keine Augen! es ist ja nur Gras da, und große Blumen, und Knaben spielen dort und schießen mit Armbrüsten!“

„Was Armbrüste!? Leitern haben sie und steigen damit in die Bäume und pflücken Walnüsse und Haselnüsse, und jede dritte knacken sie auf und essen sie — ach, dort ist es schön; so prachtvolle Nüsse sah ich noch nie!“

„Nüsse, sagst du? Wachsen die im Grase und sehen rot aus? Nein, Erdbeeren sind es, und die Knaben sitzen dort und essen sie! Ach, das ist herrlich, könnte ich doch auch dort sein! So große Erdbeeren sah ich noch nie!“

„Das ist alles nicht wahr, du lügst!“

„Du lügst, dummer Junge!“

„Dummer Junge, sagst du? Ich werde dir eine Ohrfeige geben, wenn du es noch einmal sagst!“

„Nur zu, ich bin nicht bange vor dir, dummer Junge!“

Und dann fielen sie übereinander her und rauften sich und wälzten sich auf der Erde. Bald lag der eine oben, bald der andere; es war eine richtige Prügelei, und zwar um etwas, das gar nicht da war. —

Unterdessen war der dritte Knabe zurückgegangen auf die wirkliche Wiese. Dort schien die Sonne so schön und die Vögel sangen; es war eine wahre Lust. In einem Baume saß ein Eichhörnchen und putzte sich. Er spannte seine Armbrust und legte an, um es zu schießen. „Schieß nicht," sagte das Eichhörnchen, „dann bringe ich dir Nüsse aus meiner Vorratskammer."

„Das ist mir lieb," sagte der Knabe, „die esse ich sehr gern."

Und nun lief es den Baum auf und nieder und brachte prächtige große Nüsse, wie sie dort in den Wäldern wachsen.

Als sich der Knabe bückte, um einen Stein zu suchen zum Aufklopfen, sah er dort prachtvolle rote Erdbeeren stehen, so groß wie Hühnereier. Das gefiel ihm, und nun saß er im Grase, klopfte auf einem Baumknorren die Nüsse auf und aß Erdbeeren dazu.

Als er satt war, hörte er das Geschrei der sich prügelnden Brüder und lief hinzu, um Frieden zu stiften.

„Nun, was habt ihr denn!" rief er, „laßt euch doch einmal los!"

„Und es war doch eine Wiese!" schrie der eine.

„Und es war doch ein Berg!" brüllte der andere.

Und dann erzählten sie ihm, was sie gesehen zu haben glaubten.

Da lachte er und erzählte, was er erlebt hatte.

„Wo sind die Erdbeeren?“ riefen beide.

„Ich habe sie alle aufgegessen!“

„Wo ist das Eichhörnchen?!“

„Eben ist es fortgelaufen!“

„O!“ sagten beide und machten dumme Gesichter.

